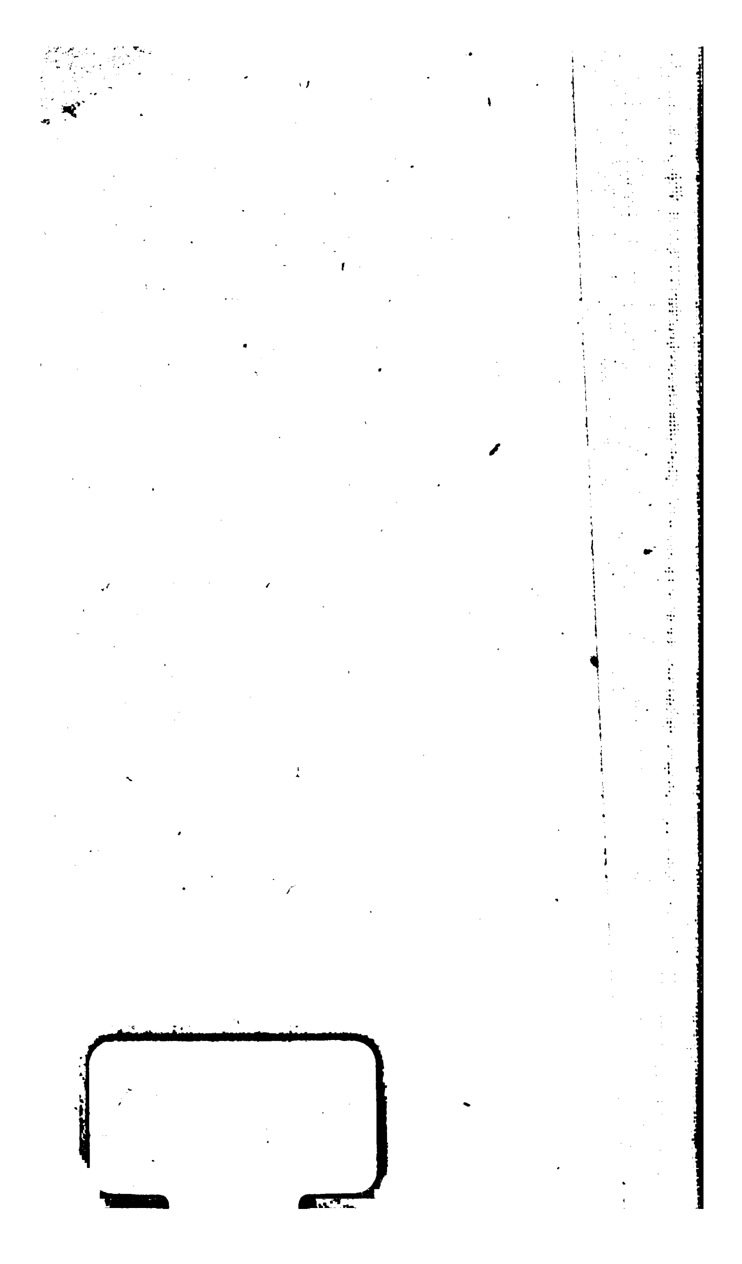
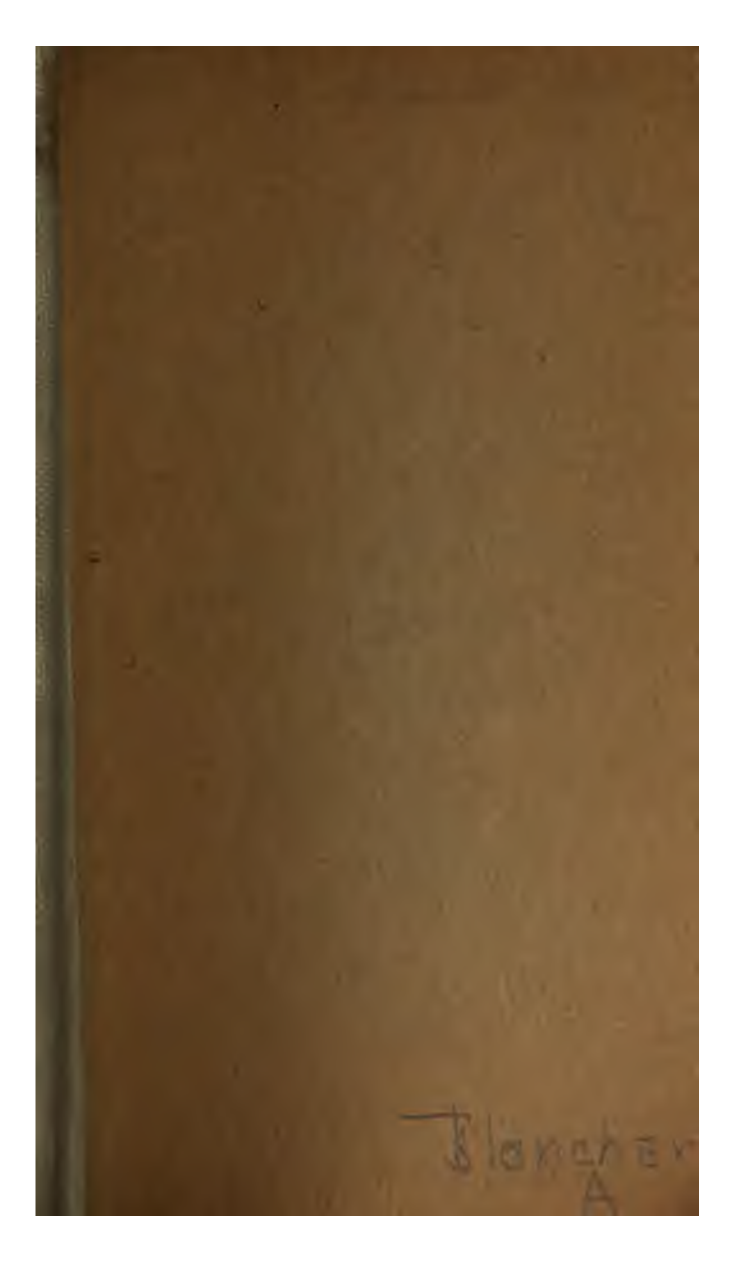
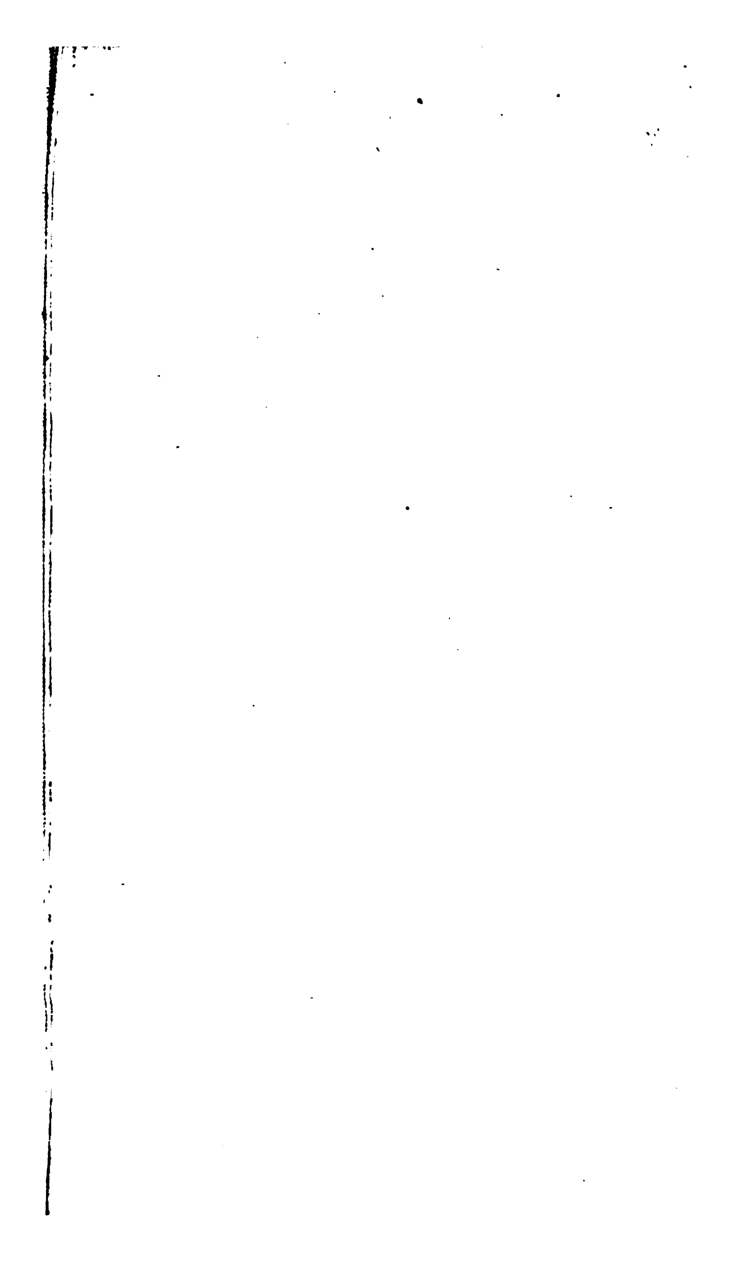










J. Blaschke sc.

Neuer Plutarch,

oder

kurze Lebensbeschreibungen

der

berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen

von den ältesten bis auf unsere Zeiten.

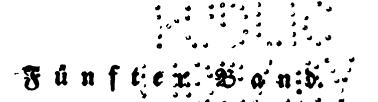
Nach dem Französischen des Peter Blanchard

neu herausgegeben,

vermehrt und fortgesetzt

von

Friedrich Kraft.



Fünfter Band.

Mit fünfzig Porträten.

Pesth 1815, bei C. A. Hartleben.

Neuer Plutarch.

Fünfter Band.




Kaiser Friedrich II.
Karl d. Kühne.
Gregor d. Grosse.
Benedict XIV.
Hugo Grotius.
Helvetius.
Wunrasch fc.

Friedrich II.,
deutscher Kaiser.

Geboren 1194. Gestorben 1250.

Er war der Sohn Kaiser Heinrichs VI. und der sizilianischen Prinzessin Konstanzie, und wurde schon im zweiten Jahre seines Lebens zum römischen König erwählt. Als dreijähriges Kind verlor er den Vater. Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig kämpften um die erledigte Kaiserwürde, und stürmische Zeiten begannen. Indeß bemühte sich Konstanzie, ihrem Sohne die Nachfolge in ihren Erblanden zu verschaffen. Ihr Bestreben gelang. Papst Innozenz III. belehnte den vierjährigen Friedrich mit Neapel gegen dem, daß Konstanzie die Anfangs bezweifelte Rechtmäßigkeit seiner Geburt bekräftigte, eine beträchtliche Geldsumme erlegte, und einen großen Theil der ihr in ihrem Reiche zustehenden Rechte in Kirchensachen abtrat. Sie starb bald darauf, nachdem das junge Haupt ihres Sohnes die Krone empfangen hatte, und ernannte den Papst zu dessen Vormund. Indeß erhoben sich während Friedrichs Kindheit drei

Parteien, welche Neapel und Sizilien zerrütteten: der Papst, welcher die testamentarische Vormundschaft ausüben wollte; die Minister und Edeln Siziliens, welche sie ihm streitig machten, um selbst zu herrschen, und endlich auch die Deutschen, deren erster Anführer, Marquard von Anweiler, gleichfalls die Regentschaft an sich reißen wollte, auf welche er, nach einem Testamente des Kaisers, Ansprüche zu haben vorgab. Alle drei Parteien schienen nur das Wohl und Interesse des jungen Königs zu beabsichtigen; obgleich sie sich nur seines Namens bedienten, um gegen ihn zu handeln.

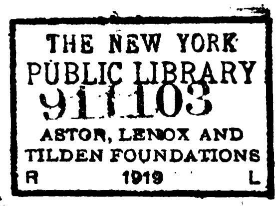
So befand sich Friedrich schon frühe in sehr bedrängter Lage, in welcher die unter den Parteien selbst herrschende Feindseligkeit sein Glück war, indem dadurch keine von ihnen zu einem Übergewichte über die beiden andern gelangen konnte.

So gefährdet von allen Seiten, erreichte Friedrich sein dreizehntes Jahr, und die Ausbildung seines Geistes wurde in den stürmischen Zeiten wenig beachtet. Die Erziehung beschränkte sich größtentheils auf ritterliche Leibesübungen, worin er sich einen hohen Grad von Vollkommenheit erwarb, und die Vorzüge, welche ihm die Natur durch ansehnliche Gestalt und einnehmende Gesichtsbildung ertheilt hatte, noch mehr zu heben wußte. Einigen literarischen Unterricht ließ ihm der Papst durch den gelehrten Kardinal Savelli ertheilen. Die

vorzüglichste Bildung scheint sich aber der Jüngling in der Schule der Erfahrung und eines frühen Mißgeschicks selbst erworben zu haben. Der Papst sprach ihn demnach schon früh von der vormundschaftlichen Gewalt frei. Der Jüngling Friedrich Röger übernahm die Regierung seiner Erbstaaten, und vermählte sich bald darauf mit der Witwe König Alberichs von Ungern, einer arragonischen Prinzessin (1209).

Friedrich fand Neapel und Sizilien in einem elenden Zustande; sich selbst von offenen Feinden und heimlichen Verräthern umringt, ohne Geld und ohne Heeresmacht. Sein ehemaliger Vormund, Papst Innozenz III., war noch der Einzige, der es mit ihm redlich meinte, und bei dem er sich Raths erholen konnte. Indeß war Otto IV. zwar durch päpstlichen Einfluß zur Kaiserkrone gelangt, endlich aber von dem Papste selbst, dessen Zorn er sich durch einige nicht erfüllte Bedingungen zugezogen hatte, mit dem Banne belegt worden. Otto rückte dagegen mit einem Heere nach Italien. Er verheerte und plünderte, und machte so mächtige Fortschritte, daß er selbst Neapel, welches der von Geld und Truppen entblößte Friedrich nicht zu vertheidigen vermochte, in kurzer Zeit eroberte.

In Deutschland ausgebrochene Unruhen zwangen aber den Kaiser, Italien plötzlich wieder aufzugeben, und dahin zu eilen. Nun faßte Friedrich



Neuer Plutarch.

Fünfter Band.

B. V. S. 3.



Weinrauch fc.

Friedrich II.,
deutscher Kaiser.

Geboren 1194. Gestorben 1250.

Er war der Sohn Kaiser Heinrichs VI. und der sizilianischen Prinzessin Konstanzie, und wurde schon im zweiten Jahre seines Lebens zum römischen König erwählt. Als dreijähriges Kind verlor er den Vater. Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig kämpften um die erledigte Kaiserwürde, und stürmische Zeiten begannen. Indeß bemühte sich Konstanzie, ihrem Sohne die Nachfolge in ihren Erblanden zu verschaffen. Ihr Bestreben gelang. Papst Innozenz III. belehnte den vierjährigen Friedrich mit Neapel gegen dem, daß Konstanzie die Anfangs bezweifelte Rechtmäßigkeit seiner Geburt bekräftigte, eine beträchtliche Geldsumme erlegte, und einen großen Theil der ihr in ihrem Reiche zustehenden Rechte in Kirchensachen abtrat. Sie starb bald darauf, nachdem das junge Haupt ihres Sohnes die Krone empfangen hatte, und ernannte den Papst zu dessen Vormund. Indeß erhoben sich während Friedrichs Kindheit drei

Parteien, welche Neapel und Sizilien zerrütteten: der Papst, welcher die testamentarische Vormundschaft ausüben wollte; die Minister und Edeln Siziliens, welche sie ihm streitig machten, um selbst zu herrschen, und endlich auch die Deutschen, deren erster Anführer, Marquard von Anweiler, gleichfalls die Regentschaft an sich reißen wollte, auf welche er, nach einem Testamente des Kaisers, Ansprüche zu haben vorgab. Alle drei Parteien schienen nur das Wohl und Interesse des jungen Königs zu beabsichtigen; obgleich sie sich nur seines Namens bedienten, um gegen ihn zu handeln.

So befand sich Friedrich schon frühe in sehr bedrängter Lage, in welcher die unter den Parteien selbst herrschende Feindseligkeit sein Glück war, indem dadurch keine von ihnen zu einem Übergewichte über die beiden andern gelangen konnte.

So gefährdet von allen Seiten, erreichte Friedrich sein dreizehntes Jahr, und die Ausbildung seines Geistes wurde in den stürmischen Zeiten wenig beachtet. Die Erziehung beschränkte sich größtentheils auf ritterliche Leibesübungen, worin er sich einen hohen Grad von Vollkommenheit erwarb, und die Vorzüge, welche ihm die Natur durch ansehnliche Gestalt und einnehmende Gesichtsbildung ertheilt hatte, noch mehr zu heben wußte. Einigen literarischen Unterricht ließ ihm der Papst durch den gelehrten Kardinal Savelli ertheilen. Die

vorzüglichste Bildung scheint sich aber der Jüngling in der Schule der Erfahrung und eines frühen Mißgeschicks selbst erworben zu haben. Der Papst sprach ihn demnach schon früh von der vormundschaftlichen Gewalt frei. Der Jüngling Friedrich Röger übernahm die Regierung seiner Erbstaaten, und vermählte sich bald darauf mit der Witwe König Alberichs von Ungern, einer arragonischen Prinzessin (1209).

Friedrich fand Neapel und Sizilien in einem elenden Zustande; sich selbst von offenen Feinden und heimlichen Verräthern umringt, ohne Geld und ohne Heeresmacht. Sein ehemaliger Vormund, Papst Innozenz III., war noch der Einzige, der es mit ihm redlich meinte, und bei dem er sich Raths erholen konnte. Indeß war Otto IV. zwar durch päpstlichen Einfluß zur Kaiserkrone gelangt, endlich aber von dem Papste selbst, dessen Zorn er sich durch einige nicht erfüllte Bedingungen zugezogen hatte, mit dem Banne belegt worden. Otto rückte dagegen mit einem Heere nach Italien. Er verheerte und plünderte, und machte so mächtige Fortschritte, daß er selbst Neapel, welches der von Geld und Truppen entblößte Friedrich nicht zu vertheidigen vermochte, in kurzer Zeit eroberte.

In Deutschland ausgebrochene Unruhen zwangen aber den Kaiser, Italien plötzlich wieder aufzugeben, und dahin zu eilen. Nun faßte Friedrich

den kühnen Plan, die Gelegenheit zu benützen, um dem bedrängten Kaiser sein erbliches Herzogthum Schwaben zu entreißen *). Er übertrug der Königin die Regentschaft beider Sizilien, ging nach Rom, wo er sich in Eile mit dem Papste über einige Maßregeln besprach, und kam, nach einer höchst gefahrvollen Reise durch feindliche Länder, endlich glücklich in Deutschland an, wo seine Freunde und Anhänger ihn sehnlich erwarteten.

Hier fügte sich ihm alles bald eben so nach Wunsche, als dem Kaiser Alles fehlschlug. Das Herzogthum Schwaben erkannte ihn sogleich als rechtmäßigen Herrn, und selbst viele von Otto's Anhängern, Vasallen und treuen Städten traten nun auf seine Seite. Sein Glück und seine Macht wuchsen jetzt so schnell, daß er im Jahre 1215 (dem zweiten Jahre seiner Erscheinung in Deutschland), zu Aachen feierlich gekrönt wurde, und dem Papste dafür aus Dankbarkeit einen Kreuzzug nach Palästina zu unternehmen versprach. Nun traf Friedrich in Deutschland viele wohlthätige Einrichtungen, und wußte sein Ansehen auch durch Verbindungen mit fremden Mächten zu befestigen. Vorzüglich beschäftigte ihn jetzt der große Plan, die Monarchie von Italien, von Sizilien bis an die Alpen, wieder

*) Friedrich war der einzige Sprosse aus dem herzoglich-schwäbischen Geschlechte der Hohenstaufen.

herzustellen; denn die Italiener liebten ihn, und die Ghibellinen waren die eifrigsten Anhänger des hohenstaufischen Hauses. Aber er sah auch im Geiste alle Hindernisse voraus, welche sich diesem Plane entgegen thürmten, und that daher zu dessen Realisirung nur langsame aber mächtige Schritte. Vor allem bemühte er sich, während eines achtjährigen Aufenthalts in Deutschland Ordnung und Ruhe einzuführen, das Gleichgewicht zwischen geistlichen und weltlichen Vasallen herzustellen, und das Faustrecht zu beschränken. In allem Guten ging er selbst den Übrigen mit seinem eigenen guten Beispiele vor. So opferte er z. B. selbst manches Vorrecht auf, um die Fürsten zu bewegen, daß sie von ihren Anmaßungen abständen.

Indeß war der Papst Innozenz gestorben, bald darauf auch Otto IV., und Friedrich fand nun freieren Spielraum zu voller Wirksamkeit. Heinrich selbst, der Erbe des verstorbenen Kaisers, brachte ihm die Reichsinsignien nach Goslar.

Ungeachtet der politischen Angelegenheiten, welche volle Thätigkeit und Sorgfalt erforderten, fand Friedrich doch immer noch Stunden der Muße, um auch der wissenschaftlichen Ausbildung obzuliegen. Vorzüglich beschäftigten ihn das Studium der Rechtslehre und die Naturgeschichte. Der Dichtkunst war er sehr hold; und errichtete zu Palermo eine Akademie di volgar favella. Die Kunst der

Minnesänger erreichte während seiner Regierung ihren schönsten Flor. Er schrieb selbst mehrere Werke in lateinischer und italienischer Sprache. Auch war er der Astrologie so sehr ergeben, daß er immer Sterndeuter bei sich hatte, die er bei seinen Unternehmungen zu Rathe zog. Dieser kleinen Schwäche ungeachtet, stand er aber auf einem Grade der Aufklärung, welcher weit über sein Zeitalter emporragte.

In seinem Plane, ein festes Herrschergebäude seiner Dynastie für die Zukunft zu gründen, schritt Friedrich fest und sicher dahin, ließ seinen erstgebornen Sohn Heinrich zum römischen König krönen, sich selbst im Jahre 1220 zum Kaiser.

Nun kehrte er in seine Erblande zurück, wo seine Gegenwart zur Einrichtung des verwirrten Zustandes der Gesetze und mancher Unruhen höchst nothwendig, aber auch sehr wirksam war. Dieß verspätete jedoch den versprochenen Kreuzzug, welchen der neue Papst, Honorius III., sehnlich wünschte, und wodurch das bisherige gute Einvernehmen zwischen beiden gestört wurde. Diese Spannung wurde noch vermehrt durch die königlichen Rechte in Kirchensachen, welche Friedrich, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, in Sizilien ausübte. Friedrich wußte indeß durch höchst kluges Benehmen die Freundschaft mit dem päpstlichen Hofe noch zu erhalten, da er den Eingriffen, welche er hier und

da that, auf der andern Seite durch wohlberechnete Nachgibigkeit das Gleichgewicht stellte. So wußte er es durch Vermittlung des Königs von Jerusalem dahin zu bringen, daß der Papst nun den Aufschub des Kreuzzuges selbst genehmigte, wogegen Friedrich mit Jolantha, der ältesten Tochter des Königs, verlobt ward, und dessen Ansprüche auf Jerusalem — lange schon ein geheimer Plan des Kaisers — abgetreten erhielt. Aber auch jetzt vergaß Friedrich nicht, für den Wohlstand und die Kultur seiner geliebten Erbstaaten zu sorgen. So errichtete er in Neapel eine Universitat und den großen Gerichtshof (la gran Corte).

Im Jahre 1225 erfolgte wirklich Friedrichs Vermählung mit Jolantha, von welcher Zeit an er den Titel eines Königs von Jerusalem führte. Indeß ergaben sich wieder neue Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Papste, und der Kreuzzug wurde abermals verschoben, und erfolgte erst nach mancherlei Händeln mit den widerspenstigen Mailändern, welche dem Kaiser die Krönung zum König der Lombardei verweigerten, im Jahre 1227. Die Kreuzfahrerflotte segelte von Brundusium, Friedrich mit ihr, obschon er das Gift einer sich immer mehr verbreitenden Seuche in seinem Innern fühlte. Aber schon am dritten Tag der Reise sah er sich genöthigt, zu Otranto wieder ans Land zu steigen, da die Krankheit nun heftig ausbrach. Allein der

neue Papst, Gregor IX., wollte dieß durchaus nicht für wahr gelten lassen, erklärte das Übel, an dem der Kaiser litt, für Verstellung und Erdichtung einer Ursache zum Aufschube des Kreuzzuges nach Palästina (denn nach Friedrichs Entfernung war die ausgesegelte Flotte wieder zurückgekehrt und die Pilger hatten sich zerstreut), und belegte ihn mit dem Bann. Vergebens suchte der Kaiser den zürnenden Papst zu besänftigen. Gregor wiederholte den Bann in einer großen Versammlung von Prälaten und sprach über Friedrichs Länder den Interdikt. Der Kaiser that zwar alles Mögliche, den Papst zu versöhnen, und ging nun wirklich zum Kreuzzuge. Aber sein Bemühen blieb vergeblich; päpstliche Truppen fielen in Neapel ein, und hatten schon große Fortschritte gemacht, als der Kaiser aus Asien wieder zurückzukehren gedachte. Ehe dieß aber geschah, hatte Friedrich in Palästina selbst doppelte Kämpfe zu bestehen, indem der bekannt gewordene Kirchenbann so schrecklich gegen ihn wirkte, daß das Heer ihn verließ. Nur die deutschen Ritter folgten ihm mit unerschütterlicher Treue. Durch ihren Beistand, und noch mehr durch seinen Muth und Geist, hielt Friedrich sich aufrecht, griff die Sarazenen an, und focht so siegreich, daß ein den Christen sehr vortheilhafter Friede zu Stande kam, und Friedrich selbst zu Jerusalem gekrönt wurde, wobei er sich aber, weil kein Priester Messe

lesen wollte, im Tempel die vom Altar genommene Krone selbst aufsetzte. Vergebens wüthete nun heimliche Verrätherei und öffentliche Feindseligkeit gegen ihn. Friedrich erhielt sich durch Hülfe seiner treuen Krieger, zwang seine Feinde zu einem Vergleich, ließ eine Besatzung in Jerusalem zurück, und kam glücklich nach Europa, wo er zu Brundisi ans Land stieg. Aber auch jetzt blieben seine erneuerten Verhandlungen mit dem Papste lange fruchtlos. Erst nach mancher Fehde erfolgte der Friede, eine Zusammenkunft zwischen dem Papste und dem Kaiser, und die Aufhebung des Banns.

So standen Friedrichs Angelegenheiten bis zum Jahre 1230. Die Muße der friedlichen Zeit benützte er nun zur Vollendung seines neuen Gesetzbuches und zur Vertilgung aller Spuren von Zerstörung und Elend, die seine Erbstaaten durch den Krieg erlitten hatten.

Aber neue Kämpfe warteten schon seiner. Die Feindseligkeit der lombardischen Städte, welche seine kaiserliche Würde nicht anerkennen wollten, schnitt ihn von Deutschland ab, so, daß selbst Heinrich, sein Sohn, sich von dorther nicht mit ihm vereinigen konnte. Selbst die Vermittlung des Papstes vermochte sie nicht zu einem Vergleiche zu bewegen. Glücklicher war indeß der Kaiser selbst. Die Römer hatten sich gegen den Papst empört, und ihn sogar aus der Hauptstadt vertrieben. Friedrich, schnell

vergessend der vorigen Zwistigkeiten, nahm sich des geistlichen Oberhauptes kräftig an und unterwarf ihm, durch Hülfe seiner deutschen Krieger, die empörten Provinzen wieder.

Aber gräßlich erhob sich nun gegen den edeln Kaiser ein Feind seines eigenen Blutes — sein Sohn Heinrich, der deutsche König. Der durch niederträchtige Schmeichler verführte Jüngling verband sich mit den Feinden seines Vaters, und wollte sich zum Beherrscher Deutschlands machen. Aber kräftig und schnell zerstörte der Kaiser das frevelhafte Beginnen; indem er unerwartet plötzlich in Deutschland erschien, und mehr durch Klugheit als durch Macht die Ordnung herstellte, und die abtrünnigen Vasallen zur schuldigen Pflicht und Treue zurückführte. Von seinen Anhängern verlassen, kam Heinrich, um Gnade flehend, in das Lager des kaiserlichen Vaters, gefesselt, nachdem er kurz vorher noch die ihm angebotene Verzeihung trotzig ausgeschlagen hatte. Friedrich verurtheilte den verbrecherischen Sohn nebst seiner Gemahlin und zwei Söhnen zur Gefangenschaft auf einem Schlosse in Apulien, wo er nach sieben Jahren starb.

Bald nach gedämpfter Empörung des deutschen Königs vermählte sich der Kaiser zum dritten Male zu Worms (im Jahre 1235) mit der Prinzessin Isabella von England, der Schwester König Heinrichs III. Dieß hielt ihn jedoch nicht im ge-

ringsten von der eifrigsten Verwaltung der Regierungsangelegenheiten ab. Er traf auf einem Reichstage, den er bald darauf zu Mainz abhielt, die weisesten und kräftigsten Maßregeln zur Wiederherstellung des gestörten Friedens in Deutschland. Sein nächster Plan ging dahin, die Lombardei zu Anerkennung des ihm noch immer verweigerten kaiserlichen Ansehens nun mit allem Nachdruck zu verhalten; er mußte aber, um dieß auszuführen, zu den Waffen greifen. Er schlug die Lombarden und ihre Verbündeten, Venedig und Genua, in mehreren Feldzügen, und da der Papst neuerdings gegen ihn den Bannstrahl schleuderte, belagerte Friedrich Rom.

Während dieses Krieges waren mehrere andere wichtige Begebenheiten vorgefallen. Friedrich der Streitbare, Herzog von Österreich, hatte sich einigen Anordnungen des Kaisers widersetzt. Dieser, auf sein Ansehen höchst eifersüchtig, führte selbst ein Heer gegen den Herzog an, schlug ihn, und erklärte ihn seines Landes verlustig. Bei dieser Gelegenheit zog der Kaiser auch in Wien ein, und erklärte diese Stadt zu einer Reichsstadt. Sie blieb es aber nur drei Jahre, indem der Kaiser dem Herzoge, welcher sich seiner Gnade unterwarf, seine Besitzungen alle wieder zurückgab; aber noch ehe dieß geschah, ließ er seinen zweiten Sohn, Konrad, auf einem Reichstage zu Speyer zum römischen König wählen. Seinen natürlichen Sohn, Enzio,

ernannte er zum König von Sardinien, welches er im lombardischen Kriege erobert hatte.

Gregor ging indeß in seiner Erbitterung gegen den Kaiser so weit, daß er Sardinien für sich in Anspruch nahm, die kaiserliche Krone aber dem Könige von Frankreich, Ludwig dem Heiligen, antrug, welcher edel genug dachte, sie auszuschlagen. Auch die deutschen Fürsten folgten dem päpstlichen Aufrufe zu einer neuen Kaiserwahl nicht. Endlich berief Gregor gegen Friedrich eine Kirchenversammlung; aber auch dieß wurde ihm vereitelt, da der neue König von Sardinien die Bischöfe, die sich zu diesem Ende in Genua einschifften, gefangen nahm. Bald darauf starb Gregor in dem Unmuth so vieler mißlungenen Plane; aber sein Nachfolger, Innozenz IV., dachte gleich ihm, und entsetzte den Kaiser auf einem Konzilium zu Lyon im Jahre 1245.

Von nun an schien das Glück von Friedrichs Seite entflohen, zu seyn. Sein Heer wurde von den lombardischen Verbündeten geschlagen. Eine Fakzion schritt zur Wahl eines Gegenkaisers; sie traf Raspo, Landgrafen von Thüringen. In Neapel ward gegen Friedrich eine Verschwörung angelegt, und ein Aufruhr brach aus. Beides wurde jedoch durch die Geistesgegenwart des schnell dahin eilenden Kaisers unterdrückt, und Ruhe und Ordnung wieder hergestellt. Aber bald bemächtigte sich

neuer Kummer des edlen Kaisers. An Leib und Seele lag er in Apulien krank. Selbst einige seiner sonst getreuesten Diener wurden gegen ihn Verräther; selbst sein Günstling, Peter de Vineis, dachte so schändlich und frevelhaft, daß er dem von Krankheit und Kummer gebeugten Monarchen vergiften wollte. Friedrich konnte die Möglichkeit des abscheulichen Beginnens kaum glauben, als der Verbrecher schon überzeugt war, endlich der Augen beraubt und in das Gefängniß geworfen wurde. Viele Überwindung hatte es dem menschenfreundlichen Fürsten gekostet, den Treulosen zu verurtheilen. »Wehe mir,« sagte er im Gefühl des bittersten Schmerzens, »die mir am treuesten waren, verfolgen mich! Mein Freund, dessen Treue ich felsenfest glaubte, der die Hälfte meiner Seele war, strebt mir nach dem Leben! Wem soll ich nun noch trauen? Wo kann ich mich sicher glauben? Wo jemals wieder froh werden?« —

Indeß war auch Innozenz, troß der vermittelnden Bemühungen Ludwigs des Heiligen, in seiner Feindschaft gegen den Kaiser unerschütterlich geblieben. Dieß vermehrte sehr die Kränkung, welche Friedrichs Seele litt. Dazu kam noch, daß Heinrich Raspo zum König von Deutschland erwählt, dem Gegenkönig Konrad, Friedrichs Sohn, eine große Niederlage beibrachte. Aber gerade das Übermaß der Leiden bewirkte nun das Gegentheil von

dem, was bei gemeinen Seelen gewöhnlich ist. Friedrich schwang sich empor, stärker als je, und größer als sein Unglück. Indeß wurde Heinrich Raspo von Konrad bei Ulm geschlagen, und starb bald darauf vor Kummer. Innozenz brachte es aber bald dahin, daß abermals ein deutscher Gegenkönig erwählt wurde — Wilhelm von Holland; das kaiserliche Heer unter Konrad, gegen den sich auch Schwaben empörte, erlitt eine Niederlage, deren Folge Wilhelms Krönung war.

Aber auch von diesem Unfall erhob Friedrich sich wieder mit seiner gewohnten Kraft. Seine Bündnisse mit den sarazenischen Fürsten, an deren Handel er Theil nahm, verschafften ihm bedeutende Schätze. Auch jetzt waren zwölf Kameele mit Gold und Silber beladen, für ihn in Apulien angekommen. Er benützte es zu seinen Kriegen mit den Empörern und Feinden in Italien und Deutschland. Nochmal kehrte Sieg und Glück zu seinen Fahnen, aber der Körper erlag den Kraftanstrengungen des Geistes. Er starb am 13. Dezember 1250 auf seinem Schlosse Fiorentino im Capitanata.

Karl der Kühne,

Herzog von Burgund.

Geboren 1433. Gestorben 1477.

Er war der Sohn Herzog Philipps des Gütigen und Isabella's von Portugal, und wurde zu Dijon am 10. November 1433 geboren. Sein heftiges Temperament zeigte sich schon in frühster Jugend. Er schätzte zwar die Wissenschaften, mehr aber noch alle ritterlichen Übungen, und brach als achtzehnjähriger Jüngling mit den berühmtesten Rittern manche Lanze. Alexanders Thaten entflammten seine Phantasie. Übrigens zeigten sich in dem höchst leidenschaftlichen Karl gleichfalls schon frühe die ersten Spuren der Unverträglichkeit und der Unbeugsamkeit. So lebte er selbst mit seinem Vater selten in Eintracht. Als dieser im Jahre 1467 starb, vertauschte Karl den bisher geführten Titel eines Grafen von Charoloi mit der Würde eines Herzogs von Burgund. In der ersten, aber auch kürzern Periode seiner Regierung zeigte er zwar viele Gerechtigkeitsliebe, und erwarb sich durch manche große Anlagen allgemeine Bewunderung. Allein bald

bemächtigten sich Stolz, Ehrgeiz und gränzenlose Vergrößerungsucht seines ganzen Gemüths. Er machte sich dadurch alle seine Nachbarn zu Feinden, und verwickelte sich in eine Reihe von Kriegen mit Frankreich, unter Ludwig XI., und dem deutschen Reiche, dessen Oberhaupt damals Friedrich III. von Österreich war.

Er scheint den großen Plan gehabt zu haben: die ganze geschlossene Landschaft von der Südsee und den Mündungen des Rheins bis zum Elsaß hinauf, seiner Herrschaft zu unterwerfen. Solche ungeheuere Projekte seines stürmischen Lebens rissen ihn auch zu manchem Frevel hin; als ein Beispiel von Vielen werde hier die Zerstörung der blühenden und volkreichen Stadt Lüttich erwähnt. Mit dem deutschen Kaiser unterhandelte er viel wegen Erlangung der Königswürde, aber ganz vergebens.

Eine Folge seiner Eroberungssucht war, daß 1476 der Herzog Renatus von Lothringen, Herzog Sigmund von Österreich, und die Schweizer ihn beinahe zugleich angriffen. Den Herzog von Lothringen besiegte er zwar und eroberte sein ganzes Land; dagegen aber wurde er von den schweizerischen Eidgenossen geschlagen, und erlitt insbesondere bei Murten die berühmte schreckliche Niederlage, worüber er an Geist und Körper in die fürchterlichste Zerrüttung gerieth. In dieser Lage wurde er selbst von mehreren seiner treuesten Diener verlassen; ja

selbst sein Arzt und Rathgeber, der Astrolog Angelus Cato aus Tarent, trat in die Dienste des Königs von Frankreich. Bei dieser Gelegenheit eroberte Herzog Renatus Lothringen wieder. Endlich raffte sich Karl aus seiner lethargischen Betäubung auf. Der erste Ausbruch seines Ingrimms traf den Herzog von Lothringen, dessen Hauptstadt Nancy er mit Sturm einnehmen wollte. Indeß aber Karl hier noch fruchtlos verweilte, traf Renatus mit einem Heere von zwanzigtausend Schweizern, Elsassern, Lothringern und Östetreichern ein. Am 5. Jänner 1477 kam es bei Jarville ohnweit Nancy zu jener merkwürdigen Schlacht, welche mit Karls Tode endigte.

Mehrere Geschichtsschreiber wälzen die Schuld dieser Niederlage und des Todes Karls des Kühnen auf die Verrätherei des neapolitanischen Grafen von Campobassa, dem der Herzog sein ganzes Vertrauen geschenkt und viele Wohlthaten erwiesen hatte. Karls Leichnam, den man erst am dritten Tage nach der Schlacht, von Wunden ganz entstellt, in einem Sumpfe fest gefroren fand, wurde mehrere Tage zur Schau gestellt. Der Herzog von Lothringen ließ ihn dann in der Hauptkirche zu Nancy begraben. Späterhin ließ sein Urenkel, Kaiser Karl V., die Gebeine nach Luxemburg bringen, von wo sie nachher auf Verlangen Eleonorens, der Schwester des Kaisers, nach Brügge in Flandern gebracht wurden.

Karl hinterließ eine einzige Tochter, Maria, als Erbin seiner vielen Länder und Schätze. Sie wurde nach seinem Tode mit dem Erzherzog Maximilian, nachmaligem deutschen Kaiser, vermählt, starb aber nach einer kurzen Ehe.

Karls Körper war abgehärtet zu Ertragung aller Beschwerden, und entsprach ganz seinem Geiste. Er war von mittlerer Größe und starkem Körperbaue; das länglichtrunde Gesicht mit breiter Stirne, langer Nase und Kinn, schwarzen Augen, und von dichtem schwarzen Haar umgeben, war der treue Spiegel seines kühnen und stürmischen Gemüthes.

Gregor der Große,

römischer Papst.

Geboren 560. Gestorben 604.

Gregor der Große wurde in der ehemaligen Hauptstadt der Welt, zu Rom, geboren. Sein Vater war Gardianus, seine Mutter Sylvia, beide aus den edelsten Geschlechtern des römischen Senats entsprossen. Gregor erhielt eine des Adels seiner Geburt würdige Erziehung, und zeichnete sich schon als Jüngling durch einen lebendigen Geist und

nicht gemeine Fähigkeiten aus. Durch das Ansehen seiner Ältern, mehr aber noch durch den eigenen seinem Alter weit vorgreifenden Geist wurde er schon im Jahre 573 zur Würde eines Präfekts der Stadt Rom erhoben, in welcher er sich mit allem Ansehen zu behaupten wußte. Er verwaltete jedoch dieses Amt nicht lange; von einer gänzlichen Verachtung der Eitelkeiten der Welt beseelt, zog er sich in ein Kloster zurück, das er zu Ehren des heil. Apostels Andreas erbauet hatte. In diesem Kloster lebte er in der strengsten Eingezogenheit, und nur durch das wiederholte ernstlichste Andringen seiner Mitbrüder konnte er bewogen werden, das Amt des Vorstehers zu übernehmen.

Er wurde jedoch nach kurzer Zeit schon aus dieser Verborgenheit in das äußere Leben gezogen. Papst Benedikt I. ernannte ihn zu einem der sieben Diakonen Roms, und er mußte diesem Rufe folgen. Bald hierauf sandte ihn Pelagius II., Nachfolger Benedikts, in der Eigenschaft eines Nunzius nach Konstantinopel, um den Beistand des Kaisers Tiber II. gegen die Einfälle der Lombarden zu erwirken. Diese Sendung war es, welche Gregors Ruhm begründete, und sein Ansehen bekräftigte. Er benahm sich an dem üppigen Hofe mit der Würde eines Heiligen, und sprach und handelte mit einer Freimüthigkeit und Unbefangenheit, welche sich selbst die Ersten des Reiches nicht ohne Gefahr hätten

erlauben dürfen. Nach seiner Zurückkunft wurde er zu Rom (584) zum Sekretär des heil. Stuhles ernannt, welche Würde er bis zu dem Ableben des Papstes Pelagius begleitete.

Nach dem Tode dieses heiligen Vaters wurde er von dem Klerus und dem Volke einstimmig zu dessen Nachfolger ausgerufen. Gregor, der sich der Ehre, welche ihm die ganze Welt zuerkannte, ganz unwürdig erachtete, bat den Kaiser Mauriz flehentlich, diese Wahl nicht zu bestätigen; allein die Bestätigung erfolgte. Da wendete sich Gregor an einige Kaufleute, und wußte sie zu bereden, daß sie ihn in einer Kiste verborgen außer die Thore Roms brachten. Er floh in die Gebirge und verbarg sich in das Dickicht der Wälder. Er wurde jedoch kaum vermißt, als man ihm eifrigst nachspürte, und seinen Zufluchtsort entdeckte. Mit allgemeinem Frohlocken wurde er, wie im Triumphe, aus der Einsamkeit nach Rom geführt, und am 3. September 590 feierlich zum Papste konsekrirt.

Gregors Bemühungen gingen nun dahin, nicht nur die Reinigkeit des Glaubens wieder herzustellen, indem er die Donatisten, Manichäer, Arianer und Agoniter von ihren Irrthümern wieder zur katholischen Kirche zurückzuführen strebte, sondern auch den Heiden die Lehre Christi zu verkünden. Er hatte schon unter seinem Vorgänger eine Mission nach England erwirkt, nun, da er selbst auf den

heiligen Stuhl gelangt war, unterstützte er diese Unternehmung auf das nachdrücklichste. Der große Augustin wurde Englands Apostel und bekehrte den König von Kent. Auch nach Sardinien sandte Gregor Bischöfe, um den Götzendienst auszurotten, und er sah seine Bemühungen mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Sein Grundsatz hierbei war, daß nur durch Sanftmuth und Überzeugung der Ungläubige gewonnen und der Verirrte einzig durch Liebe auf den rechten Weg zurückgeleitet werden müsse. Er widersetzte sich daher den ausschweifenden Judenverfolgungen, und allen gewaltsamen Mitteln, die zu Bekehrung des Volkes Israel ergriffen werden möchten.

Gregor zeigte in seinem Leben die höchste Demuth, er legte sich selbst den Beinamen: Diener der Diener des Herrn, bei, welchen seither alle seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhle beibehalten haben; er lebte ungeachtet der reichen Einkünfte der Kirche, höchst eingezogen und frugal, und wachte Tag und Nacht mit väterlicher Sorgsamkeit in seinem Lande. Er predigte oft dem Volke, und seine allgewaltige Beredsamkeit erschütterte nicht nur, sondern besserte auch die Herzen der Zuhörer. Vorzüglich aber sorgte er für die Sitten des Klerus, und hielt von Zeit zu Zeit Versammlungen zu Rom, um die getroffenen Verbesserungen in der Kirchenzucht nicht wieder sinken zu lassen.

Durch diesen seinen apostolischen Eifer, vorzüglich aber durch seine vielen vortrefflichen Schriften, erwarb er sich den Beinamen des Großen, und einen vorzüglichen Rang unter den Lehrern der Kirche.

Gregor behauptete jedoch bei seiner großen Demuth die Würde des heiligen Stuhles mit allem Eifer und Ernste, und widersetzte sich dem Patriarchen Johann zu Konstantinopel, welcher den Titel eines allgemeinen Patriarchen der Christenheit angenommen hatte. Doch benahm sich Gregor selbst nur als Bischof von Rom und Apostel des Occidents, ohne einen allgemeinen Titel anzunehmen. Er starb am 12. März 604, und wurde ohne allen Prunk begraben, da er selbst vor seinem Tode ausdrücklich angeordnet hatte, daß er in der Stille beigesetzt werde.

Unter ihm verbrannte die Bibliothek, welche Kaiser August gesammelt hatte. Einige glauben, daß dieses auf Veranlassung Gregors geschehen sey, um alle Spuren des Heidenthums zu vertilgen. Die gelehrte Welt hat dadurch gewiß einen großen Nachtheil erlitten.

Man erzählt auch, daß seit Gregors Zeiten in der Christenheit die Sitte entstand, einem Menschen, der nieset, Gott helfe! zuzurufen. Den Anlaß hierzu soll eine pestartige Krankheit gegeben haben, die sich immer zuerst durch das Symptom des Niesens äußerte, sonach aber augenblicklich so

heftig wurde, daß sie ihr unglückliches Opfer in wenigen Stunden dahin raffte. Diese Angabe wird jedoch, vielleicht nicht mit Unrecht, bezweifelt.

Benedikt XIV.,
römischer Papst.

Geboren 1675. Gestorben 1758.

Er stammte aus der Familie der Lambertini, und wurde zu Bologna am 13. März 1675 geboren. Liebe zu den Wissenschaften schien ihm angeboren zu seyn, denn er studierte von frühester Jugend an mit unermüdlichem Eifer.

Im Jahr 1727 wurde er Bischof in Ancona, und 1732 Erzbischof in seiner Vaterstadt Bologna. In beiderlei Eigenschaft verwendete er alle seine Macht, den Schulunterricht zu verbessern, dem Fanatismus entgegen zu arbeiten, Gerechtigkeit auszuüben, Mißbräuche abzustellen, und die Unschuld zu beschützen. Welche schöne Erfüllung der edelsten Berufspflichten!

Am 17. August 1740 wurde er, nach dem Tode Klemens des Zwölften, zum Papst erwählt. Als bei der Wahl die Kardinäle wegen einiger

Ränke des Kardinals Tencin zur bestimmten Zeit nicht einig werden konnten, sagte Lambertini: »Wollt ihr einen Heiligen, so ernennt Gotti; einen Politiker, Aldobrandi; wollt ihr aber einen guten alten Mann, so nehmt mich!«

Diese herzlich gesprochenen Worte thaten auf das ganze Conclave die beste und schnellste Wirkung. Als nunmehriger Papst blieb der edle Mann sich vollkommen gleich. Vielfach war das Gute, welches er, nebst den heilsamen Anordnungen in Kirchensachen, ausübte. Künste und Wissenschaften erfreuten sich seiner besten Unterstützung. Er bereicherte die vatikanische Bibliothek mit dreitausend und dreihundert Manuscripten: und ließ viele vorzügliche Werke aus fremden Sprachen ins Italienische übersetzen. Ihm verdankte Rom auch die Aufstellung des Obelisken auf dem Marsfelde. Nicht minder wurden auch die Gelehrten von ihm unterstützt und ermuntert. Als der Naturforscher Galiani ihm einst mehrere Stücke Lava zeigte und dazu sagte: »Sprich, daß diese Steine Brot werden (Dic, ut lapides isti panes fiant)!« nahm der würdige Papst es huldvoll auf, und bewilligte dem verdienstvollen Gelehrten eine Pension.

Humanität, Mäßigung, durchdringender Verstand und Klugheit waren Benedikts XIV. allgemein geschätzte Eigenschaften; und so konnte, mit seiner Beistimmung, die erhabene Kaiserin

Maria Theresia in ihren Staaten die Duldung der Protestanten einführen.

Der Papst war zugleich selbst Gelehrter und Schriftsteller. Seine Werke sind in sechszehn Bänden gesammelt.

Er starb am 3. Mai 1758.

Hugo Grotius,

ein berühmter Gelehrter.

Geboren 1583. Gestorben 1645.

Hugo Grotius, oder eigentlich Groot, stammte aus einer angesehenen Familie, und war zu Delft am 10. April 1583 geboren. Er erhielt von seiner frühesten Jugend an eine vortreffliche Erziehung, und entsprach derselben auf eine ganz ausgezeichnete Art. Zum Beweise mag dienen, daß er schon in seinem achten Lebensjahre Verse in lateinischer Sprache verfaßte, die ein erfahrner und geübter Schriftsteller nicht würde verworfen haben. Im Jahre 1597, mithin in seinem fünfzehnten Jahre, vertheidigte er öffentlich verschiedene wichtige Lehrsätze der Philosophie, der Mathematik und der Rechtswissenschaften, und erntete allgemeinen entschiedenen Beifall.

Als er im nächsten Jahre hierauf mit dem holländischen Gesandten Barneveldt nach Frankreich ging, erwarb er sich durch sein hervorleuchtendes Genie und rühmliches Benehmen die Gunst Heinrich des Vierten, welcher ihn mit einer goldenen Gnadenkette beehrte. Nach der Rückkehr in sein Vaterland führte Groot in einem Alter von siebzehn Jahren den ersten Rechtsstreit, und in seinem 24. Jahre wurde er öffentlicher Anwald. Späterhin erhielt er die Stelle eines Syndikus zu Rotterdam, wo er sich im Jahre 1613 eingebürgert hatte. Inzwischen war Holland von den Stürmen, welche die Neuerungen des Arminianus in der reformirten Kirche herbeigeführt hatten, hart bedrängt worden, und es entstanden Parteien für und wider die neuen Glaubenssätze. Barneveldt ward der Beschützer der Arminianer, die mehr unter dem Namen der Remonstranten bekannt sind, und Groot unterstützte seinen geschätzten Freund durch das eigene Ansehen, mehr aber noch durch seine Schriften. Ihre Feinde nahmen dieses zum Vorwand, um beide zu verderben. Barneveldt ward 1619 enthauptet, Groot aber zum lebenslänglichen Gefängnisse im Schlosse Bouvestein verurtheilt.

Der einzige Trost, welchen der geistreiche Gefangene in dieser seiner traurigen Lage finden konnte, bestand in der Lektüre; denn seine Gattin wußte sich die Erlaubniß zu erwirken, ihn von Zeit zu Zeit mit

Büchern versehen zu dürfen. Diesen Umstand suchte die treue, liebende Frau auch zur Rettung ihres Gemahls zu benützen. Sie sandte ihm nämlich die Bücher immer in einer großen Kiste, und erhielt sie in derselben wieder zurück. Da sie bemerkte, daß die Kiste auf der Rückfahrt nicht immer genau untersucht würde, gab sie ihrem Manne den Wink, sich selbst in dieselbe zu verbergen, und wirklich gelang es ihm, sich auf diese Weise zu retten, und seinen Verfolgern zu entziehen.

Groot hielt sich hierauf einige Zeit in den katholischen Niederlanden auf, und suchte endlich in Frankreich Zuflucht, die er auch fand. Einige angesehene Gönner, die er in Frankreich zu erwerben wußte, stellten ihn Ludwig XIII. vor, der ihm eine Pension von tausend Thalern auswarf. Die holländischen Gesandten bemühten sich vergebens, Groot bei dem Könige in ein übles Licht zu stellen; dieser Fürst fand sich vielmehr von Bewunderung und Hochachtung für den Verfolgten erfüllt, da er sich persönlich überzeugte, daß Groot fortwährend mit Liebe an seinem undankbaren Vaterlande hing. In der Folge verdoppelten jedoch die Feinde Groots ihre Bemühungen, und wußten den Kardinal Richelieu in ihr Interesse zu ziehen. Groot war genöthigt, sich zurückzuziehen, und verlor im Jahre 1631 selbst seine Pension.

Nun erwachte in dem Unglücklichen der Wunsch, wieder in sein Vaterland zurückzukehren. Er rechnete

hierbei auf die Gunst des Fürsten Friedrich Heinrich von Oranien, von welchem er ein Trostschreiben empfangen hatte. Allein seine Widersacher stellten dem Prinzen vor, daß es höchst gefährlich sey, diesen Mann wieder herbeizuziehen, erwirkten neuerdings eine lebenslängliche Landesverweisung, und Groot mußte zum zweiten Male sein Vaterland verlassen. Er erhielt jedoch den Ruf nach Schweden, und begab sich nach Hamburg, um sich zu überzeugen, was er von dem Hofe zu Stockholm hoffen dürfe. Während seines Aufenthalts daselbst suchten die Könige von Dänemark, Pohlen und Spanien, ihn für ihre Staaten zu gewinnen; doch der Schutz, welchen der Kanzler Oxenstierna ihm zusicherte, und die besondere Gunst, welche die Königin Christine den Gelehrten angedeihen ließ, bestimmten ihn, an diese Fürstin sich anzuschließen. Er traf 1634 in Stockholm ein, wo man ihn nach Verdienst würdigte, und in kurzer Zeit zum Staatsrath und Gesandten nach Frankreich ernannte. Die Wahl mißfiel dem Kardinal Richelieu; denn wie konnte man einem Manne gleichmüthig entgegen sehen, den man Anfangs gastfreundlich aufgenommen, später aber ganz verdrängt hatte. Oxenstierna wollte jedoch keinen andern Minister bestimmen, und Groot traf im März 1635 in Paris ein. Nach einem Aufenthalte von eilf Monaten in dieser Stadt, wo er die Huldigungen der Gelehrten empfing, kehrte er nach Schweden zurück, und

wählte den Weg über Holland. Die Lage der Dinge hatte daselbst sich sehr geändert; die meisten seiner Feinde waren gestorben, und man bereute es, einen Mann, der seinem Vaterlande große Ehre machte, aus demselben vertrieben zu haben. Groot wurde daher in Amsterdam mit großer Auszeichnung aufgenommen. Bei seiner Rückkunft in Schweden empfing die Königin Christine ihn sehr gnädig, und nur mit Mühe gelang es ihm, den Abschied, welchen er jetzt ansuchte, zu erhalten. Er wollte abermals in sein Vaterland gehen, starb aber auf dem Wege dahin zu Rostock am 28. August 1645 in einem Alter von 62 Jahren.

Groot war in den Sprachen, in der Archäologie, Geschichte, vorzüglich aber in den Rechtswissenschaften sehr bewandert. Sein juridisches Werk hat ihm einen allgemeinen Ruhm erworben, und wird als die erste Erscheinung in seiner Art, und als Grundlage zu einer systemmäßigen Behandlung des Völkerrechts selbst in unsern Tagen noch mit vollem Rechte geschätzt. Seine historischen Schriften sind ebenfalls nicht ohne Verdienst, und unter seinen theologischen ist die Abhandlung über die Wahrheit der christlichen Religion bemerkenswerth, da dieselbe von Groot selbst in flammändische Verse für die nach Indien schiffenden Matrosen gebracht, und in dieser Form in die griechische, englische, deutsche, arabische und persische Sprache übersetzt worden ist. Groot

war auch Dichter, aber nur wenige seiner Gedichte konnen gelungen genannt werden; die Kiste, in welcher er aus seinem Kerker entkam, hat er dankbar besungen.

Dieser gelehrte Mann hatte eine angenehme Gestalt, ein lebhaftes Auge und ein immer heiteres freundliches Angesicht. Auf einer holländischen Medaille wurde er der Phönix des Vaterlandes, das Orakel von Delft, ein geistreicher Kopf, ein Licht, welches die Erde erleuchtet, genannt; und wirklich war er einer der ausgezeichnetesten Männer seines Zeitalters. Er hinterließ drei Söhne, Kornel, Peter und Wilhelm Groot, die sich alle einen Namen erworben haben, wenn sie gleich den Ruhm ihres Vaters nicht zu erreichen vermochten.

Helvetius,

ein berühmter französischer Gelehrter

Geboren 1715. Gestorben 1771.

Klaudius Adrian Helvetius war der Sohn des königlichen Rathes und Leibarztes Johann Klaudius Helvetius, und trat im Jänner 1715 zu Paris a

das Licht der Welt. Sein Vater, bemüht, ihm eine gute Bildung zu verschaffen, ließ ihn im Kollegium der Jesuiten zu Paris in den Elementar-Wissenschaften unterrichten. Sein erster Fortgang war sehr mittelmäßig und wenig versprechend, bis endlich P. Poree, Lehrer der Redekunst, Talente an dem jungen Menschen zu bemerken glaubte, die eine besondere Pflege lohnen könnten. Er beschäftigte sich daher selbst in außerordentlichen Stunden mit ihm, und suchte seinen Eifer vorzüglich durch Lob zu spornen und wirklich gelang dem braven Manne, die Anlagen des jungen Helvetius glücklich zu entwickeln.

Als der Jüngling die Rechtswissenschaften studiert hatte, ward er von seinem Vater zu einer Anstellung bei den Finanzen bestimmt, und daher zu einem Oheim, der Pachtdirector zu Caen war, gesendet. Hier beschäftigte sich Helvetius mehr mit den Musen, als mit dem Finanzwesen, doch ward er in kurzer Zeit mit seinen Berufsgeschäften vollkommen vertraut. In seinem drei und zwanzigsten Jahre erhielt er durch die Königin, bei welcher seine Ältern in besonderer Gunst standen, eine General-Pachtersstelle; Anfangs nur mit dem Titel und dem halben Gehalte, bald aber mit den vollen damit verbündenen Einkünften, die sehr beträchtlich waren.

Helvetius hatte jedoch zwei Leidenschaften, die auch das größte Einkommen verzehren konnten; Liebe zum schönen Geschlechte und Hang zur Freigebig-

keit. Er bewarb sich um die Bekanntschaft und den Umgang mit berühmten Gelehrten, und scheute keinen Preis, diesen Wunsch zu erfüllen. Dem jungen Saurin gab er eine Pension jährlicher tausend Thaler, und als derselbe heirathete, nöthigte er ihn, das Kapital der bisher genossenen Pension anzunehmen. Helvetius suchte überall das Verdienst auf, und gab seinen Wohlthaten dadurch den höchsten Werth, daß er sie zu verbergen suchte, und seinen Günstlingen es nie empfinden ließ, daß er ihr Wohlthäter war.

Helvetius mußte, wie alle jüngern Pächter, zuweilen die Provinzen bereisen, über die Unterbeamten wachen, und die Verordnungen in Vollzug bringen. Sein edles Herz hatte hierbei vorzüglich Gelegenheit sich zu zeigen. Er nahm nie Confiscations-Gelder, entschädigte oft die Unglücklichen, die durch Erpressungen, die sie dulden mußten, arm geworden waren, hemmte die Habsucht der Unterbeamten, und brachte Mittel in Vorschlag, die Anzahl derselben zu vermindern. Diese seine wohlthätigen Absichten bereiteten ihm manchen schweren Kampf, und oft war seine rühmliche Mühe ganz vergeblich.

Dadurch sowohl, als auch, weil seine Studien mit dem Amte sich nicht mehr vertragen wollten, fand er sich bestimmt, seine Stelle aufzugeben, und sich ganz der Philosophie zu widmen. Er kaufte sich Landgüter, und — die Stelle eines Haushofmeisters der

Königin, — obschon er an den Hof eben so wenig, als zu den Finanzen taugte; doch fand er bei diesem Dienste überflüssig Zeit zu willkürlicher Beschäftigung.

Im Jahre 1751 heirathete er ein Fräulein von Ligneville, und reiste sogleich auf sein Landgut Vore. Er lebte hier ganz den Wissenschaften, seiner Gemahlin und dem Glücke seiner Unterthanen. Im Jahre 1755 starb sein Vater, das erste traurige Ereigniß, welches seine frohen Tage unterbrach. Er wollte aus dessen Vermögen nichts annehmen, und nur auf vieles Andringen nahm er einen kleinen Theil desselben, so daß fast der ganze Nachlaß seiner Mutter verblieb.

Im Jahre 1758 gab er sein bekanntes Werk, über den menschlichen Geist heraus. Es erregte vieles Aufsehen, und zog ihm manche verdiente und unverdiente Kritiken und viele Unannehmlichkeiten zu. Günstiger als in seinem Vaterlande wurde diese Arbeit in England, Rußland und Deutschland aufgenommen; Helvetius hatte demselben vorzüglich die Achtung zuzuschreiben, die er bei Auswärtigen gewann. Er zog sich nun fast ganz auf seine Landgüter zurück, und brachte jährlich kaum vier Monate in Paris zu. Seinen Unterthanen war er ein wahrer Vater; wenn ein unfruchtbares Jahr eintrat, half er mit Geld; wenn irgend ein Bauer erkrankte, versah er ihn mit aller nöthigen Pflege, und sein

größtes Vergnügen bestand darin, Greise und alte Mütterchen, die bei allem ihren bäurischen Wesen gemüthlich und aufrichtig waren, zu Gaste zu haben. Den Vormittag wendete er zu Betrachtungen und Arbeiten, den übrigen Tag zu Zerstreuungen an. Er war ein besonderer Liebhaber der Jagd, und daher über Wildschützen leicht aufgebracht, gegen welche er scharfe Verbote ergehen ließ. Einst jagte ein Bauer vor seinem Schloßfenster; Helvetius erzürnt, ließ ihn in Verhaft nehmen. Am andern Tage wurde ihm der Wildschütze vorgeführt; Helvetius stand jähzornig auf, doch da er ihn ein wenig ins Gesicht gefaßt hatte, sagte er mitleidig: »Mein Freund, du hast Unrecht gethan; wenn du Wild nöthig hattest, warum begehrtest du es nicht von mir? ich hätte dir es gewiß nicht abgeschlagen.« Er schenkte ihm die Freiheit, und ließ ihm Wildpret geben.

Im Jahre 1764 machte er eine Reise durch England, wo er von dem Könige, dem Adel und den Gelehrten auf das ehrenvollste aufgenommen wurde, und im December 1765 ging er auf dringende Einladung Friedrich des II. nach Berlin. Der König war ungemein für ihn eingenommen. Mehrere deutsche Fürsten bezeugten ihm bei dieser Gelegenheit ihre vorzügliche Achtung.

Als die Jesuiten aufgehoben wurden, erfuhr er, daß ein Jesuit, der sein Vertrauen mißbraucht,

und ihm die Ungnade der Königin zugezogen hatte, in seinem Alter in der größten Dürftigkeit lebe. Sogleich suchte er einen Freund desselben auf, und übergab ihm fünfzig Louisd'or mit der Bitte, diese dem Unglücklichen zu bringen, doch des Gebers nie mit einer Sylbe zu erwähnen.

Im Jahre 1771 verlor er die Heiterkeit seines Gemüthes, und am 26. Dezember desselben Jahres starb er auf seinem Landgute Vore an den Folgen eines zurückgetretenen Podagra. Er war ein Mann von vieler Welt- und Menschenkenntniß, von Beurtheilungskraft und Geschmack, ein geschätzter Schriftsteller und Dichter; seine Liebe zu den Wissenschaften endete nur mit dem letzten Hauche seines Lebens.

Catinat,

französischer Marschall.

Geboren 1637. Gestorben 1712.

Nikolaus von Catinat ward zu Paris am 1. Sept. 1637 geboren. Nach dem Beispiele seiner Vorfahren, die sich in magistratischen Bedienstungen Ansehen erworben hatten, wollte auch er auf dieser

Bahn sein Glück begründen, und seine Anlagen und Bemühungen ließen allerdings etwas Vorzügliches erwarten. Die Landschaft Perche, aus welcher seine Familie stammte, wollte ihm eine Rathsstelle im Parlament zu Paris, in welchem auch sein Vater, Peter von Catinat, diente, erkaufen; da diese Stellen leider käuflich geworden waren; er aber zog es vor, als Advokat zuerst in der Welt aufzutreten. Inzwischen führte er nur eine einzige Rechtssache. Es wurde ihm nämlich ein Prozeß übertragen, von welchem er die innigste Überzeugung hatte, daß er nach Recht und Billigkeit in keinem Falle verloren werden könne. Er führte denselben und — verlor ihn. Da verließ er den Gerichtshof, um ihn nie wieder zu betreten.

Er suchte nun Militärdienste und begann unter der Kavallerie. Bei der Belagerung van Ryssel gelang es ihm, durch einen mit Einsicht und Muth bewerkstelligten Angriff die Augen Ludwigs XIV. auf sich zu ziehen, und dadurch eine Lieutenantsstelle in der Garde zu erhalten. In kurzer Zeit wurde er zum Hauptmann befördert, und der große Conde wußte im Laufe des Krieges das Verdienst dieses wackern Soldaten vollkommen zu schätzen. Nach der Schlacht von Senef, in welcher Catinat standhaft auf dem gefährlichsten Posten aushielt, und, obgleich verwundet: drei Mal seine Schaar in das Treffen vorführte, das er nicht eher, als

B.V. S.3



Catinat.
Dav. Teniers.
Bocaccio.
Mich. Baron.
Iohann Huſs.
Ph. Melanchthon.

bis der Sieg entschieden war, verließ, schrieb Conde in den schmeichelhaftesten Ausdrücken an Catinat, und versicherte ihm, daß niemand größern Antheil an seinen Wunden nehmen könne, als er, da er überzeugt sey, daß der Verlust eines Catinat fast unersetzlich wäre.

Catinat erwarb sich die Achtung und Freundschaft aller Vorgesetzten, nur der Oberst der Garde betrachtete ihn mit mißgünstigen Blicken. Als Ludwig XIV. unsern Catinat zum Major in der Garde befördern wollte, und den Oberst darüber zu Rathe zog, erklärte dieser sehr zweideutig: Catinat würde zum General, Minister oder jeder andern Würde, doch nie zum Major in seinem Regimente geeignet seyn. Der König nahm diese Erklärung jedoch nicht zum Nachtheile Catinats, der bald hierauf zum Generalmajor bei der Armee des Marschalls Rochefort die Beförderung erhielt.

Seine Tapferkeit wurde bald allgemein anerkannt, und die Einsichten und Erfahrungen, die er sich allmählig gesammelt hatte, hielten die strengsten Proben aus. Überdieß bewährte er eine ungemeine Rechtschaffenheit, so zwar, daß der Minister Louvois ihm einige öffentliche Fonds zur Disposizion überließ, die er auf das gewissenhafteste zum Besten des Staates verwendete.

Nach dem Nimweger Frieden, als Frankreich von allen Seiten auf Erweiterungen dachte, han-

delte es sich darum, die Stadt Casal, den Schlüssel zu Montferrat, zu gewinnen. Diese Stadt gehörte dem Herzog von Mantua, dessen nicht glückliche Verhältnisse besorgen ließen, daß dieser Platz ehestens in fremde Hände fallen dürfte. Louvois schlug dem Könige vor, Catinat an den Herzog von Mantua zu senden, um auf allen thunlichen Wegen die Sache zu betreiben; Catinat ging dahin, in der Meinung, daß es um bloße Unterhandlungen zu thun sey. Sobald er aber bemerkte, daß Bestechungen und andere Nebenwege eingeschlagen werden sollten, suchte er abzukommen und brachte es wirklich dahin, daß die Angelegenheit dem Abbe Morel, dem Agenten Frankreichs am herzoglichen Hofe, übertragen wurde. Inzwischen war seine Reise nicht vergeblich gewesen, er hatte sich mit jenen Gegenden Italiens genau bekannt gemacht, und als er in der Folge an der Spitze von zwölf Bataillons dahin abgeschickt wurde, war es ihm ein Spiel, Casal zu nehmen.

Inzwischen bereiteten die durch die Waldenser ausgebrochenen Unruhen dem offenen Catinat einen seinem Herzen schweren Auftrag. Louvois, welcher fürchtete, daß die Kalvinisten in der Dauphine dem Beispiele der Waldenser folgen dürften, bestimmte Catinat, sich mit dem Herzog von Savoyen zu vereinigen und alles aufzubiethen, die unglückliche [illegible]ekte auszurotten. Vergebens strebte Ca-

tinat nach Milderung der erhaltenen Befehle, er mußte gehorchen. Er zog an der Spitze der Armee in das Thal, welches der Schöpfer zum Asyl des Friedens bestimmt zu haben schien, er verkannte keineswegs die Schwierigkeiten, dasselbe zu gewinnen, da es von Natur leicht zu vertheidigen war, und erklärte freimüthig, daß es einen hartnäckigen Kampf kosten würde. Durch seine weisen Pläne brachte er es jedoch dahin, daß dasselbe, von allen Seiten zu gleicher Zeit angegriffen, ohne vieles Blutvergießen gewonnen wurde. Ludwig XIV. beehrte ihn hierüber mit einem eigenhändigen höchst gnädigen Schreiben, der Herzog von Savoyen beschenkte ihn mit seinem mit Diamanten reich besetzten Portrait, und Catinat behielt diese Expedizion immer im frohen Angedenken, ja, als er kurz vor seinem Tode die eigenhändig verfaßte Beschreibung aller seiner Feldzüge dem Feuer opferte, blieb nur die Darstellung dieser Unternehmung verschont.

Als die Wirkungen der Ligue von Augsburg sich auszubreiten begannen, wurde Catinat, auf Veranlassung des Ministers Louvois, zum Gouverneur von Luxemburg, welcher Platz den ersten Anfällen ausgesetzt schien, ernannt. Man wollte ihn daselbst auf das glänzendste empfangen, er aber, der davon Nachricht erhalten hatte, betrat ohne alles Gefolge zu Fuß, in seinen Mantel gehüllt, die Stadt. Er that noch mehr, er schlug

delte es sich darum, die Stadt Casal, den Schlüssel zu Montferrat, zu gewinnen. Diese Stadt gehörte dem Herzog von Mantua, dessen nicht glückliche Verhältnisse besorgen ließen, daß dieser Platz ehestens in fremde Hände fallen dürfte. Louvois schlug dem Könige vor, Catinat an den Herzog von Mantua zu senden, um auf allen thunlichen Wegen die Sache zu betreiben; Catinat ging dahin, in der Meinung, daß es um bloße Unterhandlungen zu thun sey. Sobald er aber bemerkte, daß Bestechungen und andere Nebenwege eingeschlagen werden sollten, suchte er abzukommen und brachte es wirklich dahin, daß die Angelegenheit dem Abbe Morel, dem Agenten Frankreichs am herzoglichen Hofe, übertragen wurde. Inzwischen war seine Reise nicht vergeblich gewesen, er hatte sich mit jenen Gegenden Italiens genau bekannt gemacht, und als er in der Folge an der Spitze von zwöl Bataillons dahin abgeschickt wurde, war es ihm ein Spiel, Casal zu nehmen.

Inzwischen bereiteten die durch die Waldenser ausgebrochenen Unruhen dem offenen Catinat einen seinem Herzen schweren Auftrag. Louvois, welcher fürchtete, daß die Kalvinisten in der Dauphine dem Beispiele der Waldenser folgen dürften, bestimmte Catinat, sich mit dem Herzog von Savoyen zu vereinigen und alles aufzubiethen, die unglückliche Glaubenssekte auszurotten. Vergebens strebte Ca-

tinat nach Milderung der erhaltenen Befehle, er mußte gehorchen. Er zog an der Spitze der Armee in das Thal, welches der Schöpfer zum Asyl des Friedens bestimmt zu haben schien, er verkannte keineswegs die Schwierigkeiten, dasselbe zu gewinnen, da es von Natur leicht zu vertheidigen war, und erklärte freimüthig, daß es einen hartnäckigen Kampf kosten würde. Durch seine weisen Pläne brachte er es jedoch dahin, daß dasselbe, von allen Seiten zugleicher Zeit angegriffen, ohne vieles Blutvergießen gewonnen wurde. Ludwig XIV. beehrte ihn hierüber mit einem eigenhändigen höchst gnädigen Schreiben, der Herzog von Savoyen beschenkte ihn mit seinem mit Diamanten reich besetzten Portrait, und Catinat behielt diese Expedizion immer im frohen Angedenken, ja, als er kurz vor seinem Tode die eigenhändig verfaßte Beschreibung aller seiner Feldzüge dem Feuer opferte, blieb nur die Darstellung dieser Unternehmung verschont.

Als die Wirkungen der Ligue von Augsburg sich auszubreiten begannen, wurde Catinat, auf Veranlassung des Ministers Louvois, zum Gouverneur von Luxemburg, welcher Platz den ersten Anfällen ausgesetzt schien, ernannt. Man wollte ihn daselbst auf das glänzendste empfangen, er aber, der davon Nachricht erhalten hatte, betrat ohne alles Gefolge zu Fuß, in seinen Mantel gehüllt, die Stadt. Er that noch mehr, er schlug

sogar den Tribut aus, welchen die Einwohner sonst unter dem Titel eines Ehrengeschenkes leisten mußten, welche Handlung um so rühmlicher ist, da Catinats Vermögensumstände bekanntermaßen nicht die glänzendsten waren.

Nur ein Jahr brachte er in Luxemburg zu. Er wurde nach Vaucouleurs beordert, um daselbst zwei Regimenter unter seinem Namen zu errichten; hierauf erhielt er Aufträge zur Untersuchung von Jülich und Kölln, welche er mit solchem Eifer betrieb, daß er bei seiner Zurückkunft zum General-Lieutenant erhoben wurde. In dieser neuen Würde ging er mit dem Dauphin zur Belagerung von Philippsburg, wo er den berühmten Vauban traf, mit welchem er im besten Einvernehmen stand. Catinat wurde von den Soldaten beinahe angebetet. Als er eines Tages an der Spitze der Grenadiere ein Vorwerk angriff und nahm, erhielt er einen Kolbenschlag aufs Haupt. Man hielt ihn für todt, die Bestürzung war allgemein; glücklicher Weise aber hatte der Hut den Schlag geschwächt, und Catinat kam mit einer leichten Kontusion davon. Die Nachricht dieser glücklichen Wendung verbreitete sich wie ein Lauffeuer, die Trauer ward in Freude verkehrt, alles drängte sich zu seinem Zelte, und jeder wollte den Hut sehen, der dem geliebten Feldherrn das Leben erhalten hatte.

Philippsburg ward endlich erobert, und die

Franzosen wütheten wie Barbaren in dem offenen Platze. Catinat erhielt den Auftrag, Jülich und Limburg in Kontribuzion zu setzen; er ward ihm zu strenger Pflicht gemacht, zu plündern, zu morden, und alles mit Feuer zu verheeren. Catinat, der Mensch, verweigerte den Gehorsam, und als er endlich gezwungen wurde, dem Befehle nachzukommen, so änderte er eigenmächtig den Armeebefehl dahin, daß im Falle bei Halsstarrigkeit der Landesbewohner Feuer das einzige Mittel wäre, diese zu zähmen, die Truppen bei Strafe darauf Rücksicht zu nehmen haben, daß nur einzelne abgesonderte Häuser eines Dorfes in Brand gesteckt werden, damit nicht etwa ganze Ortschaften ein Raub der Flammen würden.

Inzwischen hatte der Hof von Savoyen mit dem Kaiser Verhandlungen angeknüpft, die Frankreich verdächtig geworden waren. Catinat wurde angewiesen nach Piemont zu gehen, den Herzog zu bewegen, sich für Frankreich zu erklären, sechstausend Mann Hülfstruppen zu leisten, und zum Unterpfand der Treue Barun und die Citadelle von Turin auszuliefern. Wenn der Herzog sich weigerte, sollte Catinat dessen Staaten verheeren und auf seine Hauptstadt losgehen. Der Herzog, welcher sich zum öffenen Kampfe noch nicht kräftig genug fühlte, nahm zur List seine Zuflucht, und ersuchte Catinat, die Feindseligkeiten nicht eher zu begin-

brauche,« erwiederte Catinat; und der König äußerte mit frohem Befremden: dieser sey der einzige Mensch in seinem Königreiche, der solche Sprache führe.

Ein Monat hierauf ward Catinat zum Marschall von Frankreich ernannt. Als der König ihn auf der Liste der zur Beförderung Vorgeschlagenen fand, rief er aus: Nun wird einmal in der That das Verdienst belohnt. Catinat wurde hiedurch von der lebhaftesten Freude erfüllt, und entsprach diesem Vertrauen, indem er nicht nur bei der geringen Unterstützung, die er von den Finanzen erhielt, sein eigenes weniges Vermögen zum besten der Truppen aufopferte, sondern auch bei Marseille einen neuen Sieg erfocht, der jenem von Staffard kaum nachstand.

Als der Friede mit Savoyen geschlossen wurde, zog sich Catinat nach seinem Lieblingssitze St. Gratien zurück, wo er seine Vermögens-Umstände zu ordnen suchte. Er lebte ganz zurückgezogen, und kam nie an den Hof. Als der König ihn darüber zu Rede stellte, sagte er: Eure Majestät Gefolge ist ohnehin höchst zahlreich, und ich weiß, das Eure Majestät Ihrer Getreuen immer gedenken, wenn sie auch abwesend sind.

Der spanische Erbfolge-Krieg zog Catinat aus seinem ruhigen Sitze. Das Glück war ihm in demselben nicht günstig. Der schlechte Zustand der Armee, Mangel an Geld und Unterhalt, und das

zweideutige Benehmen des verbündeten Herzogs von Savoyen hinderten ihn bei jedem Schritte. Im Treffen bei Chiari wurde er verwundet, und mußte sich hinter den Oglio zurückziehen. Dadurch fiel er in Ungnade. Er verlangte seinen Abschied, indem er sich auf sein vorgerücktes Alter berief, erhielt ihn aber nicht, und erhielt die Beschämung, das Villeroi zur Armee gesendet wurde, der viel älter war, und unter welchem er nun als zweiter Befehlshaber stehen mußte. Villeroi war kaum angelangt, als er den Feind anzugreifen befahl. Vergebens widerrieth Catinat. Das schrecklichste Feuer stürmte in die Armee der Franzosen, die Truppen geriethen in Unordnung, und alles schien verloren. Ich habe das Unglück nicht herbeigeführt, sagte Catinat, aber ich will sehen, es wieder gut zu machen. Mit diesen Worten warf er sich an die Spitze der Truppen und führte sie drei Mal vor. Die Soldaten wurden vom fruchtlosen Kampfe ermüdet, und ein Offizier rief ihm zu: Sollen wir denn in den Tod gehen? Wohl, sagte Catinat, ist der Tod vor uns, aber hinter uns ist die Schande.

Durch eine schwere Wunde, die Catinat in einem späteren Treffen erhielt, war er genöthigt, nach Frankreich zurückzukehren. Nach seiner Genesung erhielt er das Kommando in Deuschlund. Hier erwarteten ihn aber nur neue Widerwärtigkeiten und Erniedrigungen. Er verlangte daher zum zwei-

ten Male seinen Abschied und erhielt ihn. Er ging nach St. Gratian zurück, und verlebte in Ruhe den Rest seiner Tage.

Catinat starb am 25. Februar 1722 in einem Alter von fünf und achtzig Jahren. Großmüthig, uneigennützig, unerschrocken, offen, bieder und gerade war sein Charakter, war sein ganzes Leben. In ihm ehrte der König einen tapfern General, die Armee einen Vater, die Menschheit einen Menschenfreund.

David Teniers,

ein berühmter niederländischer Mahler.

Geboren 1610. Gestorben 1694.

David Teniers, der Jüngere genannt, war der Sohn des Mahlers David Teniers, welcher zum Unterschiede von jenem den Namen des Älteren erhielt. Er wurde zu Antwerpen 1610 geboren, und bekam die erste Anleitung zur Mahlerkunst von seinem nicht unberühmten Vater, den er jedoch in der Folge weit übertraf. Ausgerüstet mit einem ganz ungemeinen Talente brauchte er fast nur seinen Geschmack zu bil-

den, um nach wenigen Jahren unter die ersten Künstler seines Vaterlandes gezählt zu werden. Er studierte vorzüglich die Arbeiten des unvergleichlichen Rubens, und es gelang ihm, dessen Wahrheit des Ausdruckes und Frische der Farben so in seine Gewalt zu bringen, als ob jener ihn in seine Geheimnisse eingeweiht hätte. Teniers konnte ganz als Rubens im Kleinen betrachtet werden, in seinen Bildern herrschte derselbe Geist, dasselbe Leben, nur in Licht und Schatten noch eine mehrere Bestimmtheit, als selbst in den Werken seines Meisters.

So wie Teniers es schnell zu einer großen Fertigkeit in seiner Kunst gebracht hatte, so war er auch selbst in den Arbeiten sehr behende, und seine Lebhaftigkeit gestattete ihm nie, sie lange unter der Hand zu haben. Er besaß viel Beobachtungsgeist, und was er einmal aufgefaßt, oder auch nur nebenher bemerkt hatte, behielt er deutlich und sicher. Mit wenigen Strichen und leicht hingeworfenen Zügen brachte er fast spielend das hervor, was andere mit der angestrengtesten, langwierigsten Mühe kaum zu erreichen vermögen. Er war der glücklichste Nachahmer der Natur, die man in seinen Gemählden getreu wieder findet, jedes derselben mußte seines bestimmten Effektes gewiß seyn, und diesen führte er mit dem geringsten Aufwande von Mitteln herbei.

Dadurch gelangte er zu großem Ruhme, in seinem Vaterlande sowohl als im Auslande; man zählte

ihn unter die Meister der Niederländer Schule; ja es wurden ihm nur Rubens und Van Dyk noch vorgezogen. Seine Gemählde gingen nach ganz Europa aus, und Teniers erhielt von allen Seiten Ehrenbezeigungen. Erzherzog Leopold Wilhelm ernannte ihn zu seinem Kammerjunker, und übersandte ihm sein Bildniß, das mit Diamanten reich besetzt war. Auf gleiche Weise bezeigte die Königin Christine von Schweden dem Künstler ihr Wohlgefallen und ihre Gunst; und der König von Spanien war so sehr für ihn eingenommen, daß er einzig zu seinen Gemählden eine eigene Gallerie am Eskurial erbauen ließ. Nur von Ludwig XIV. erzählt man, daß er an Teniers Fach keinen Geschmack fand. Man hatte einst einige Gemählde Teniers in seinem Kabinette aufgehangen; der König bemerkte sie aber nicht sobald, als er befahl: »Man schaffe mir doch diese Fratzen aus den Augen!«

Teniers genoß das seltene Glück, von seinen Kunstgenossen nicht nur nicht angefeindet, sondern geschätzt und sogar geliebt zu werden. Einzig durch ihre Verwendung wurde er zum Direktor der Akademie in Antwerpen ernannt. Die Staffelei des Mahlers ländlicher Feste wurde der Punkt, um welchen sich alles versammelte, was in Antwerpen Sinn für das Schöne besaß, und Anspruch auf Geschmack machen wollte. Selbst die höchsten Herrschaften besuchten den Künstler, und gestatteten auch ihm freien

Zutritt in ihre Palläste. Teniers, geehrt, geliebt, bewundert und bereichert, überdieß in vollem Besitze häuslichen Glückes, fand nichts zu wünschen übrig.

Der Umgang mit der großen Welt wurde ihm doch allmählig drückend, auch hinderte er ihn, seiner Lieblingsneigung zu folgen. Er zog sich daher auf ein Schloß bei Ferch zurück. Hier mengte er sich immer unter die Landleute, machte ihre Spiele und Feste mit, und sammelte sich Scenen, die er bald genialisch auf die Leinwand übertrug. Trinkgelage, Hochzeiten, Tänze, ländliche Feste, waren die Gegenstände, die er am liebsten behandelte. Seine Werke mehrten sich zu einer ungemeinen Zahl, so daß er selbst oft scherzweise sagte, um seine Gemählde zu sammeln, würde er eine Gallerie auf zwei Meilen lang bauen müssen. Er sammelte selbst zu seinen Studien viele Meisterwerke, vorzüglich aus der venetianischen Schule, die er besonders wegen den Farbengebungen bewunderte.

Er fand auf dem Lande die gewünschte Ruhe nicht. Sein Ruf zog ihm ungemein viele Besuche von Bewunderern aller Art, ja bald wurde sein Schloß der Lustsitz des gesammten Niederländer Adels. Don Juan von Österreich kehrte oft bei ihm ein, und zählte sich unter seine Schüler. Endlich wurde Teniers an den Hof nach Brüssel gezogen, wo er den Rest seines Lebens zubrachte, und ein hohes Alter erreichte, in welchem ihn sein immer heiterer Geist

und seine stets frohe Laune nicht verließ. Er starb 1694 zu Brüssel eines sanften Todes, den Pinsel in der Hand, indem er eben ein Porträt vollendete.

Giovanni Boccaccio,

ein berühmter Dichter.

Geboren 1313. Gestorben 1375.

Er war der uneheliche Sohn eines Kaufmanns, und wurde zu Paris im Jahre 1313 geboren. Seine ersten Studien begann er in Florenz. Da ihn aber sein Vater zum Handelsstande bestimmte, übergab er ihn zu diesem Ende schon mit dem zehnten Jahre einem Handelsfreunde, welcher ihn auf einige Jahre mit sich nach Paris nahm. Der Knabe zeigte jedoch bald zu diesem Geschäfte wenig, für die wissenschaftliche Bildung dagegen die größte Neigung. Er wurde hierauf nach Neapel gebracht, wo König Robert, selbst ein Freund der schönen Künste, regierte. Dadurch ward des Jünglings angebornes Streben noch mehr entflammt, und er schloß, mit Zurücksetzung alles kaufmännischen Verkehrs, die interessantesten Bekanntschaften mit gelehrten Männern und Schrift-

stellern. Er befand sich jetzt überhaupt in der sorgenfreisten und glücklichsten Lage. Dazu kam noch, daß in dieser Zeit auch die Liebe sein Herz erhob, die Liebe zur Prinzessin Maria von Aquino, einer natürlichen Tochter König Roberts, vermählt mit einem jungen Manne vom höchsten neapolitanischen Adel. Durch sie ward Boccaccio zu seinen ersten dichterischen Werken in Prosa und in Versen begeistert; denn sie war eben so schön als geistreich; allein sowohl Boccaccio als Fiammetta (unter welchem Namen er ihr öffentlich huldigte) schienen die Pflicht der Leidenschaft untergeordnet zu haben. Zu dieser Zeit hielt sich auch Petrarca in Neapel auf, welcher am Hofe mit Ehrenbezeigungen überhäuft wurde. So ward denn Boceaccio's Kunstsinn und künstlerisches Streben noch mehr angefeuert. Er begab sich wohl auf zwei Jahre zu seinem Vater nach Florenz, kehrte aber darauf wieder nach Neapel zurück, wo er nun seinen Decamerone schrieb und auch die Gunst der Königin Johanna gewann.

Nach dem Tode seines Vaters verließ er Neapel und lebte in Florenz den Wissenschaften, ohne jedoch dabei auf die Freuden des geselligen Lebens Verzicht zu thun. Vorzüglich erwarb er sich eine gründliche Kenntniß der Alterthumskunde und der griechischen Sprache. Um diese Letztere in ihrem ganzen Umfange zu erlernen, ließ er auf seine eigenen Kosten einen gelehrten Griechen nach Florenz

nen, als bis er auf ein Schreiben an den König Antwort erhalten würde. Catinat fand in diesem Verlangen nur Billigkeit. Der Herzog aber gewann dadurch Zeit, sich zu verstärken, und ehe sichs Catinat versah, hörte er, daß ein Theil seiner Truppen ganz eingeschlossen sey. Louvais schrieb ihm, wie wüthend, daß er das Vertrauen des Königs verloren habe. Catinat vertheidigte sich gegen alle Beschuldigungen nicht, sondern suchte seinen Fehler durch die That wieder gut zu machen. Er wußte seine eingeschlossene Truppen durch einfache Manövers zu befreien, brach in Piemont ein und ging auf den Herzog los. Da er dessen Stellung unangreiflich fand, lockte er ihn durch List aus derselben, indem er den Anschein einer Blöße gab, doch kaum war der Herzog aufgebrochen, als Catinat zuerst angriff. Die Schlacht bei Staffard ist gewiß die wichtigste, die Catinat geliefert hat; er entwickelte in derselben alle Talente eines Feldherrn und bewährte sich als einen wahrhaft tapfern Kämpfer; der schönste Sieg war sein Lohn. Er hatte in dieser Schlacht eine Wunde in den linken Arm erhalten, ein Pferd war ihm unterm Leibe getödtet worden, sein Kleid war ganz durchlöchert. Dennoch hatte Catinat in dem Berichte, den er über die Schlacht nach Hof erstattete, und in welchem er die Verdienste der Truppen so wie jedes Einzelnen mit den lebhaftesten Farben schilderte, von

sich nicht die geringste Erwähnung gemacht, so, daß man in Paris sich scherzweise fragte: ob wohl Catinat das Treffen mitgemacht habe?

Gleich nach der Schlacht besuchte Catinat die Verwundeten, sorgte für ihre Pflege, und ging sonach im Lager herum, um den Truppen für die bewiesene Tapferkeit zu danken. Soldaten vom Regiment Grancey, an dessen Spitze Catinat das Zentrum des Feindes geworfen hatte, unterhielten sich eben beim Kegelspiel, und wagten es, den Feldherrn dazu einzuladen. Lächelnd that Catinat nach ihrem Willen; und als ein Offizier sich verwundern wollte, daß ein General nach einer gewonnenen Schlacht kegeln könne, erklärte Catinat, das sey gar nicht wunderbar; wunderbar wäre es, wenn er nach einer verlorenen Schlacht spielen könnte.

Catinat benützte seinen Sieg und machte glänzende Fortschritte in Savoyen, ein fester Platz fiel nach dem andern, und wenn ihm gleich das Kriegsglück nicht immer günstig blieb, da man ihm in der Folge Truppen und Geld entzog, so hatte er doch den Vortheil bereits entscheidend auf seiner Seite. Als er vom Könige nach Versailles berufen wurde, um seine Plane für die weiteren Unternehmungen vorzulegen, äußerte Ludwig XIV. seine volle Zufriedenheit. »Sie haben für mein Glück trefflich gesorgt,« sagte der Monarch, »wie steht es mit dem Ihrigen?« »Ich habe alles, was ich

spitzte Mütze, auf welcher drei Teufel mit der Un-
terschrift: Ketzer, angebracht waren, auf d
Haupt, und übergab ihn so den weltlichen Geri
ten. Der Kaiser überließ dem Magistrate zu K
stanz die endliche Vollführung des Prozesses, u
von diesem wurde Huß zum Scheiterhaufen ve
urtheilt.

Huß wurde am Tage der Vollstreckung d
Urtheils, nämlich den 6. July 1415, seinem G
burtstage, beim Auszuge zum Richtplatze v
dem bischöflichen Pallaste vorbei geführt, um
sehen, wie eben seine Schriften verbrannt wurde
Er blieb ruhig, und zeigte eine standhafte Erg
bung in sein Schicksal. Als er schon den Sche
terhaufen bestiegen hatte, und an den Pfahl g
bunden war, sprach ihm der Churfürst von d
Pfalz, so wie der Reichsmarschall wiederholt z
jetzt noch seine Grundsätze abzuschwören; er behar
jedoch bei seinen vorigen Gesinnungen, und erwa
tete ruhig den Tod in den Flammen. Seine Asc
wurde sorgfältig gesammelt und in den Rhein g
worfen, damit sie nicht von seinen Anhängern a
Reliquie aufbehalten werde.

Huß war unstreitig einer der einsichtsvollst
Männer seiner Zeit, der außer einer Fertigkeit
den Sprachen, vorzügliche Talente zur Beredsa
keit hatte. Mit seiner Gelehrsamkeit war eine ex
plarische Frömmigkeit verbunden, die selbst sein

Feinden Hochachtung gegen ihn einflößte. Von seinem heroischen Muthe zeugt die Art, wie er dem Tode entgegengegangen war.

Sein Tod ward von der großen Zahl seiner Anhänger, die nach ihm Hussiten genannt wurden, in einem schrecklichen Kriege gerächt, und obschon sie endlich der Übermacht weichen mußten, dauerten sie doch immer im Verborgenen fort. Sie wurden späterhin die böhmischen Brüder, auch Thaboriten genannt, von dem Schlosse Thabor, welches Ziska, der Hussiten Anführer, erbauete.

Philipp Melanchton,

ein berühmter Gelehrter und Reformator.

Geboren 1497. Gestorben 1560.

Philipp Melanchton war zu Bretten in der Rheinpfalz am 16. Febr. 1497 geboren. Sein eigentlicher Geschlechtsname war Schwarzerde, den er jedoch nach dem Geiste damaliger Zeit in das Griechische übersetzte, um ihn zum Namen eines Gelehrten anzupassen. Den ersten Unterricht hatte er zu Pforzheim empfangen, von da wurde er

seines Decamerone, mehrere Epopeen, Romane und lyrische Gedichte; einen trefflichen Kommentar über die ersten siebenzehn Gesänge von Dante's divina Comedia, und einige mythologische und historische Werke in lateinischer Sprache.

Michael Boiron genannt Baron,

ein berühmter französ. Schauspieler.

Geboren 1651. Gestorben 1729.

Michael Boiron war zu Paris im Jahre 1652 geboren. Sein Vater war ein Kaufmann, der jedoch sein Gewerb verlassen und sich auf die Bühne begeben hatte. Schon frühe verlor er seinen Vater durch einen besonderen Zufall. Dieser hatte nämlich in der Rolle des Diego im Trauerspiele Cid seinen Degen, wie es die Scene erforderte, fallen lassen, und als er denselben in der Folge im Affekt mit dem Fuße von sich stoßen sollte, traf er unglücklicher Weise an die Spitze und verwundete sich. Er hielt die Verletzung für unbedeutend und vernachlässigte sie. Bald aber gesellte sich der Brand hinzu, der Fuß mußte abgenommen werden, und Boiron starb an den Folgen dieser Operazion.

gewiesen, weil das Dekret darüber nur geradehin mit den Worten begann: Man zahle an Michael Boiron genannt Baron u. s. w., wodurch die Eitelkeit des Künstlers in etwas gekränkt schien. Wirklich hatte Boiron die Schwäche der Eitelkeit und Eigenliebe in einem ziemlich hohen Grade, indem er zuweilen, wenn er bei Laune war, in vollem Ernste zu sagen pflegte: einen Cäsar erzeuge die Welt nur alle hundert Jahre, doch einen Boiron kaum in zweitausenden.

Nach vier und zwanzig Jahren, nämlich 1720, betrat Boiron die Bühne zum zweiten Male, ungeachtet er schon in einem Alter von acht und sechszig Jahren stand. Er wurde mit so ungemeinem Beifalle aufgenommen, daß er in seiner Jugend kaum einen gleichen erworben hatte. In der Rolle des Cinna, den er zu dieser Zeit gab, soll er auch wirklich sein Meisterstück in der mimischen Kunst geliefert haben, da man ihn in einer Scene fast zu gleicher Zeit willkürlich erröthen und erbleichen gesehen haben wollte. Er schloß seine dramatische Laufbahn mit der Rolle des Wenzeslas in dem Trauerspiele gleiches Namens von Rotrau. Bei den Worten: »So nah' am Grabe, in das ich doch nun sinke« wurde er von seinem Asthma so sehr bedrängt, daß er die Scene nicht vollführen konnte. Überströmender Beifall folgte ihm jedoch, als die letzte Ehrenbezeugung, und der Zuruf und die

Jahre 1684 den Antonius in dem Trauerspiele Kleopatra gab, hatte ihm der Schauspieler Danvilliers, als er dem Antonius den Dolch, mit welchem dieser sein Leben enden will, überreichen soll, statt des theatralischen einen wirklich sehr scharf geschliffenen Dolch in die Hände gespielt, und nur zufällig bemerkte Boiron dieses noch zu rechter Zeit, um sich nicht in der That zu ermorden.

Allmählig erreichte dieser Schauspieler durch fortgesetztes Studium und unermüdete Anstrengung die höchste Stufe des Ruhmes. Seine größte Stärke bestand in der Kostumirung und in dem Ausmalen der Charaktere. Sein Vortrag war besonders angenehm. Doch soll er besonders lange Pausen in demselben beobachtet haben, so daß es zum Sprichworte geworden war: das Stück daure eine halbe Stunde länger, wenn Boiron in demselben spiele. Von der Macht des Vortrags hatte er hohe Begriffe, und es war sein höchstes Vergnügen, durch die That zu beweisen, daß ein komisches Gedicht lediglich durch den Vortrag einen tragischen Effekt bewirken könne.

Im Jahre 1696 verließ Boiron das Theater, man weiß nicht, aus Überdruß über die mannigfaltigen Schikanen, oder aus Schwärmerei, oder einem sonstigen Grunde. Ludwig XIV. beehrte ihn mit einer Pension von jährlichen tausend Thalern. Boiron hätte jedoch beinahe diese Pension zurück

gewiesen, weil das Dekret darüber nur geradehin mit den Worten begann: Man zahle an Michael Boiron genannt Baron u. s. w., wodurch die Eitelkeit des Künstlers in etwas gekränkt schien. Wirklich hatte Boiron die Schwäche der Eitelkeit und Eigenliebe in einem ziemlich hohen Grade, indem er zuweilen, wenn er bei Laune war, in vollem Ernste zu sagen pflegte: einen Cäsar erzeuge die Welt nur alle hundert Jahre, doch einen Boiron kaum in zweitausenden.

Nach vier und zwanzig Jahren, nämlich 1720, betrat Boiron die Bühne zum zweiten Male, ungeachtet er schon in einem Alter von acht und sechszig Jahren stand. Er wurde mit so ungemeinem Beifalle aufgenommen, daß er in seiner Jugend kaum einen gleichen erworben hatte. In der Rolle des Cinna, den er zu dieser Zeit gab, soll er auch wirklich sein Meisterstück in der mimischen Kunst geliefert haben, da man ihn in einer Scene fast zu gleicher Zeit willkürlich erröthen und erbleichen gesehen haben wollte. Er schloß seine dramatische Laufbahn mit der Rolle des Wenzeslas in dem Trauerspiele gleiches Namens von Rotrau. Bei den Worten: »So nah' am Grabe, in das ich doch nun sinke« wurde er von seinem Asthma so sehr bedrängt, daß er die Scene nicht vollführen konnte. Überströmender Beifall folgte ihm jedoch, als die letzte Ehrenbezeugung, und der Zuruf und die

und die geistliche Macht neue Ansichten aufstellte, die mit den Lehren der katholischen Kirche nicht vereinbarlich wären. Der Erzbischof von Prag widersetzte sich diesen Neuerungen und zeigte sie endlich dem Papste Johann XXIII. an. Huß wurde nun 1411 vor den heiligen Stuhl berufen, er ging aber nicht in Person dahin, sondern schickte einige Abgeordnete, die ihn vertheidigen sollten. Es kam jedoch zu keiner Entscheidung, und die ganze Sache wurde an das Konzilium zu Kostanz gewiesen.

Kaiser Sigmund, ein Bruder des Königs Wenzel von Böhmen, ließ den angeklagten Huß bereden, sich selbst nach Kostanz zu verfügen und daselbst seine Angelegenheit in Person zur Ausgleichung zu bringen. Huß, der die Gefahren, die ihm sowohl auf der Reise dahin als zu Kostanz selbst bevorstunden, wohl kannte, war noch unschlüssig. Kaiser Sigmund fertigte ihm jedoch einen Sicherheitsbrief aus, und nun begab er sich auf den Weg. Er ahndete jedoch, daß er nicht wieder nach Prag zurückkehren würde, denn er bat seine Freunde, für ihn zu beten, damit er eines Christen würdig enden möchte; auch sprach er in einigen Briefen von seiner künftigen Rückkehr nach Prag als von einer sehr ungewissen Sache.

Er traf 1414 zu Kostanz ein und erschien vor den Vätern der Kirchenversammlung mit der Zuversicht eines Mannes, der sich keiner Schuld be-

ls er sich auf die Universität zu Prag begab, ußte er ein Famulat bei einem Professor anneh- ̵en, um nur nothdürftig Unterhalt zu haben. Al- in durch Fleiß und unermüdete Anstrengung siegte r über alle Schwierigkeiten, und gelangte in die ünstige Lage, schon im Jahre 1393 die Magister- ürde anzunehmen.

Durch seine vortrefflichen Kenntnisse und be- onderen Fähigkeiten machte er seinen Namen bald ekannt. Er wurde im Jahre 1400 Prediger an der Bethlemskapelle in Prag und zugleich Beichtvater er Sophie von Baiern, Gemahlin des Königs Wen- el von Böhmen. Neun Jahre später, 1409, wurde r Rektor der Universität zu Prag. Durch den In- alt seiner Predigten machte er den Haß der Geist- ichkeit, deren Macht er angriff, gegen sich rege; ieser wurde aber bald noch dadurch vergrößert, aß er den Deutschen, von welchen eine große An- ahl in Prag studierte, mehrere Freiheiten entzog. Die Erbitterung stieg aber auf den höchsten Grad, a einige tausend Deutsche die Universität zu Prag erließen, und dadurch den Anlaß zur Gründung er Universität in Leipzig gaben.

Huß und seine Anhänger fuhren inzwischen fort it aller Freimüthigkeit zu lehren, und insbeson- ere die Grundsätze Wiclefs auszubreiten. Huß gab erdieß eine Schrift über die Kirche heraus, in elcher er vorzüglich über den Ablaß der Sünden

und die geistliche Macht neue Ansichten aufstellte, die mit den Lehren der katholischen Kirche nicht vereinbarlich wären. Der Erzbischof von Prag widersetzte sich diesen Neuerungen und zeigte sie endlich dem Papste Johann XXIII. an. Huß wurde nun 1411 vor den heiligen Stuhl berufen, er ging aber nicht in Person dahin, sondern schickte einige Abgeordnete, die ihn vertheidigen sollten. Es kam jedoch zu keiner Entscheidung, und die ganze Sache wurde an das Konzilium zu Kostanz gewiesen.

Kaiser Sigmund, ein Bruder des Königs Wenzel von Böhmen, ließ den angeklagten Huß bereden, sich selbst nach Kostanz zu verfügen und daselbst seine Angelegenheit in Person zur Ausgleichung zu bringen. Huß, der die Gefahren, die ihm sowohl auf der Reise dahin als zu Kostanz selbst bevorstunden, wohl kannte, war noch unschlüssig. Kaiser Sigmund fertigte ihm jedoch einen Sicherheitsbrief aus, und nun begab er sich auf den Weg. Er ahndete jedoch, daß er nicht wieder nach Prag zurückkehren würde, denn er bat seine Freunde, für ihn zu beten, damit er eines Christen würdig enden möchte; auch sprach er in einigen Briefen von seiner künftigen Rückkehr nach Prag als von einer sehr ungewissen Sache.

Er traf 1414 zu Kostanz ein und erschien vor den Vätern der Kirchenversammlung mit der Zuversicht eines Mannes, der sich keiner Schuld b

Feinden Hochachtung gegen ihn einflößte. Von seinem heroischen Muthe zeugt die Art, wie er dem Tode entgegengegangen war.

Sein Tod ward von der großen Zahl seiner Anhänger, die nach ihm Hussiten genannt wurden, in einem schrecklichen Kriege gerächt, und obschon sie endlich der Übermacht weichen mußten, dauerten sie doch immer im Verborgenen fort. Sie wurden späterhin die böhmischen Brüder, auch Thaboriten genannt, von dem Schlosse Thabor, welches Ziska, der Hussiten Anführer, erbauete.

Philipp Melanchton,

ein berühmter Gelehrter und Reformator.

Geboren 1497. Gestorben 1560.

Philipp Melanchton war zu Bretten in der Rheinpfalz am 16. Febr. 1497 geboren. Sein eigentlicher Geschlechtsname war Schwarzerde, den er jedoch nach dem Geiste damaliger Zeit in das Griechische übersetzte, um ihn zum Namen eines Gelehrten anzupassen. Den ersten Unterricht hatte er zu Pforzheim empfangen, von da wurde er

1509 nach Heidelberg gesendet. Sein Betragen, wie sein Fleiß, war musterhaft, er machte unglaubliche Fortschritte, so zwar, daß ihm in seinem vierzehnten Lebensjahre schon die Aufsicht und Erziehung eines jungen Grafen anvertraut wurde. Doch schon 1512 ging er nach Tübingen, um seine Studien fortzusetzen, und bildete sich da unter den Augen seines Verwandten, des berühmten Reuchlin, möglichst aus.

Zu Tübingen trat auch Melanchton bald als Lehrer auf, indem er öffentliche Vorlesungen über römische Klassiker, vorzüglich über Virgil, Cicero und Livius hielt. Zu dieser Zeit machte Melanchton auch die gelehrte Entdeckung, daß Terenzens Lustspiele nicht, wie man bis dahin geglaubt hatte, in Prosa sondern in Versen verfaßt seyen. Er hatte jedoch nicht nur in der lateinischen, sondern fast in allen alten Sprachen sich gründliche Kenntnisse erworben, daher Reuchlin, welcher von dem Churfürsten von Sachsen, Friedrich dem Weisen, auf die Universität zu Wittenberg berufen wurde, diesem Rufe aber nicht folgen konnte, den zwar jungen, aber bereits rühmlich bekannten Melanchton zur Lehrkanzel der griechischen Sprache in Wittenberg an seine Stelle empfahl, die dieser auch wirklich erhielt.

Melanchton kam im Jahre 1518 nach Wittenberg, als eben die Universität wegen Luthers Un-

Feinden Hochachtung gegen ihn einflößte. Von seinem heroischen Muthe zeugt die Art, wie er dem Tode entgegengegangen war.

Sein Tod ward von der grossen Zahl seiner Anhänger, die nach ihm Hussiten genannt wurden, in einem schrecklichen Kriege gerächt, und obschon sie endlich der Übermacht weichen mußten, dauerten sie doch immer im Verborgenen fort. Sie wurden späterhin die böhmischen Brüder, auch Thaboriten genannt, von dem Schlosse Thabor, welches Ziska, der Hussiten Anführer, erbauete.

Philipp Melanchton,

ein berühmter Gelehrter und Reformator.

Geboren 1497. Gestorben 1560.

Philipp Melanchton war zu Bretten in der Rheinpfalz am 16. Febr. 1497 geboren. Sein eigentlicher Geschlechtsname war Schwarzerde, den er jedoch nach dem Geiste damaliger Zeit in das Griechische übersetzte, um ihn zum Namen eines Gelehrten anzupassen. Den ersten Unterricht hatte er zu Pforzheim empfangen, von da wurde er

große Anzahl Bücher, machte Reisen, stiftete Kollegien, untersuchte Kirchen, ja die Ausführung jedes wichtigen und schwierigen Geschäftes wurde ihm übertragen, daher auch er es war, der im Jahre 1530 die Augsburger Konfession abzufassen hatte. Im Jahre 1535 wurde er vom König Franz I. von Frankreich durch ein Schreiben eingeladen, nach Paris zu kommen, um mit den Doktoren der Sorbonne zu verhandeln; er fand sich zu dieser Reise ganz bereit, konnte jedoch die Bewilligung des Herzogs von Sachsen hierzu nicht erhalten. Eben so konnte er auch eine Einladung des Königs von England nicht annehmen.

Im Jahre 1539 war Melanchton bei den Verhandlungen zu Speier zugegen, wo er durch seine tiefe Gelehrsamkeit vorzüglich zu glänzen wußte. Man erzählt, daß er auf dem Wege dahin seiner Mutter, die an der reinen Lehre der katholischen Kirche hing, begegnet habe, und von ihr gefragt worden sey: was man denn eigentlich glauben müßte? worauf er geantwortet habe: sie solle nur in ihrem bisherigen Glauben getreu verharren, und sich nichts um die Streitigkeiten in der Kirche bekümmern. Im Jahre 1541 wohnte Melanchton der bekannten Verhandlung zu Regensburg bei, und im Jahre 1548 jener, die über das vom Kaiser Karl V. aufgestellte Interim, nämlich über die Verordnung, wie es mit der Religion bis zur Aus-

gleichung der Streitigkeiten auf einer Kirchenversammlung in Deutschland einstweilen gehalten werden sollte, Statt gefunden hatte, und immer fand Melanchton sich besonders ausgezeichnet.

Inzwischen fiel jedoch sein Ansehen bei der lutherischen Partei, weil er von den Anhängern der Schweizer-Reformatoren Zwingli und Calvin gelinder urtheilte, und sich ihnen in der Lehre vom Abendmahl sogar zu nähern schien. Man beschuldigte ihn eines geheimen Einverständnisses mit den Kalvinisten, und würde ihn vielleicht sehr verunglimpft haben, wenn nicht die ausgezeichneten Verdienste, die er sich um die Wittenberger Universität erworben hatte, seinen Gegnern Ehrfurcht eingeflößt, und sie von zu groben Vergehen gegen ihn abgehalten hätten.

Seinem Tode, der am 19. April 1560 erfolgte, sah er mit Sehnsucht entgegen, indem, wie er sich wenige Stunden vor seinem Hinscheiden erklärte, die steten Widerwärtigkeiten, mit welchen er kämpfen mußte, ihn vorlängst abgemüdet hätten. Nebst den Verdiensten, die er sich um die alten Sprachen erworben hatte, werden auch jene, die er sich um historische Wissenschaften, die damals aller Zuverlässigkeit beraubt, einer geläuterten Kritik bedurften, errungen hat, immer in dankbarer Erinnerung der Nachwelt bleiben.

Albrecht I.,
deutscher Kaiser.

Geboren 1248. Gestorben 1308.

Er war ein Sohn des großen Rudolf von Habsburg, welcher ihm, kurz vor seinem Tode die deutsche Krone übertragen wollte; aber die Churfürsten gaben es nicht zu.

Albrecht trat als Herzog von Österreich die Regierung unter den mißlichsten Umständen an, indem sich Österreich und Steyermark gegen ihn empörten, Salzburg, Ungarn, Böhmen und Baiern ihn befehdeten. Dazu kam noch, daß, gegen Albrechts Erwartung, Graf Adolf von Nassau 1292 zum deutschen König erwählt wurde. Dieser suchte dem Herzog von allen Seiten Feinde zu erwecken, um ihn dadurch um so gewisser von dem Bestreben nach der deutschen Krone abzubringen. Albrecht dagegen lieferte dem König die Reichs-Kleinodien willfährig aus, und kam sogar nach Oppenheim, alldort die Lehen zu nehmen.

Die Frechheit der innern Rebellen ging so weit, daß die Schusterzunft in Wien die Burg bestürmen

B. V. S. 70.


Albrecht I.
Ferdinand V.
Iohanna v. Neapel.
Christina v. Schweden.
Ragoczy.
Colligni.

wollte. Albrecht zog sich in das Schloß auf dem Kahlenberg, verstärkte Neuburg, und ängstigte die Wiener durch Sperrung aller Herrstraßen und der Donau-Schifffahrt. Endlich zwang das Volk den Rath und die Bürger zur Unterwerfung. Es begaben sich hierauf Abgeordnete barfuß und unbedeckten Hauptes auf den Kahlenberg zum Herzog, welcher ihnen vor ihren Augen die Freiheitsbriefe zerriß. Nachdem die Ruhe in Österreich hergestellt war, zwang Albrecht den Erzbischof von Salzburg zum Frieden, welchen nun auch der Herzog von Baiern suchte.

Indeß war Adolf von Nassau, nach sechsjähriger Regierung, am 23. Juny 1298 auf dem Reichstage zu Mainz abgesetzt, und Albrecht an seine Stelle erwählt worden. Es entspann sich nun zwischen beiden ein Krieg von kurzer Dauer, welcher mit Adolfs Tode endigte, da Albrecht ihn in der Schlacht am Hasenbühl mit dem Speer durchbohrte; bald darauf aber beim Reichstage zu Frankfurt erklärte: »Er habe die Waffen nur des mißhandelten Reiches willen ergriffen, nicht aber um sich selbst auf den Thron zu schwingen. Die Fürsten möchten daher zu einer neuen Wahl schreiten; er sey bereit, denjenigen als Kaiser zu erkennen, auf den ihre Stimmen fallen würden.« — Die Folge dieser edlen Erklärung war, daß Albrecht selbst am 9. August 1298 neuerdings gewählt wurde.

Papst Bonifaz der Achte wollte zwar die Wahl

nicht für gültig erkennen, allein der deshalb entstandene Zwist wurde bald beigelegt. Seine folgenden Lebensjahre erfüllte Albrecht mit immerwährenden Kriegen zur Vergrößerung seiner Macht. Darunter beschäftigte ihn vorzüglich die Vollendung des von seinem Vater begonnenen Unternehmens, die Herstellung des Königreichs Burgund.

Im Jahr 1308 entstand ein Aufruhr in der Schweiz, wo Albrechts Unterthanen von den Landvögten, ohne Wissen und Willen des Königs, gedrückt und mißhandelt wurden. Aber er erlebte das Ende dieser Unruhen nicht. Er, der dem Gift der Aufrührer in seiner Burg zu Wien, und den Mordanschlägen des Grafen von Hennegau wie auch des Bischofs von Basel glücklich entkommen war, erlag der von seinem Neffen Johann gegen ihn angesponnenen Verschwörung. Der Jüngling entbrannte, weil Albrecht nicht für gut fand, ihm seinen Antheil am habsburg-kyburgischen Erbe und an gemeinschaftlichen Lehen erfolgen zu lassen. Er verband sich daher mit seinem Lehrer und drei Freunden. Von ihnen wurde Albrecht, von seinem Gefolge getrennt, auf einer Reise am 1. May 1308 überfallen. Johann selbst rannte ihm die Lanze durch den Hals, indeß Palm und Eschenbach das Haupt spalteten. So starb Albrecht in den Armen eines zufällig herbeikommenden armen Weibes. Die Mörder traf das verdiente Schicksal von Noth, Elend und Schmach.

Ferdinand V. der Katholische,

König von Spanien.

Geboren 1453. Gestorben 1516.

Ferdinand V. war der Sohn Johann's II. Königs von Arragonien, und wurde zu Sos an der Gränze von Navarra geboren. Seine Regierung macht in der Geschichte Epoche, indem unter Ferdinand die Gründung der großen spanischen Monarchie erfolgte, die für drei Welttheile von den wichtigsten Folgen war. Wenn Ferdinand hiebei auch vieles dem Zusammentreffen günstiger Umstände zu verdanken hatte, so war es doch unverkennbar sein Geist und seine Kraft, wodurch das Erscheinen dieser Umstände für Spanien von ungemeinen Vortheilen geworden war, indem er jeden Anlaß sogleich zu ergreifen, und auf die zweckmäßigste Weise zu benützen wußte.

Durch die Vermählung mit Isabellen von Kastilien, im Jahre 1469, vereinigte er Arragonien mit Kastilien. Diese Verbindung war nicht die Folge einer freien Wahl: Isabelle brauchte einen mächtigen Arm, um nach dem Tode ihres Bruders, Hein=

richs IV. des Ohnmächtigen, sich in ihrem unsicheren Erbe zu behaupten; und Ferdinand war seinen ansehnlichen Rivalen eben noch zu rechter Zeit zuvorgekommen. Isabelle gestattete jedoch ihrem Gemahle keinen Antheil an der Regierung Kastiliens; sie vergönnte ihm nur seinen Namen unter die Verordnungen zu setzen, und sein Wappen dem Kastilischen beizufügen. Inzwischen standen doch Arragonien und Kastilien in genauer Verbindung, wie Staaten von fest verbündeten Fürsten, und bildeten eine sehr ansehnliche Macht.

Ferdinand dachte darauf, seine Staaten noch mehr zu erweitern. Er erklärte dem Könige Alphons von Kastilien den Krieg, schlug ihn 1476 bei Toco, und nöthigte ihn zu einem für Arragonien höchst vortheilhaften Frieden. Hierauf wendete er seine Blicke nach Granada, dem einzigem Lande, welches die Mauern in Spanien noch inne hatten. Er fiel mit einem Heer in demselben ein, mußte jedoch den Krieg durch acht Jahre fortsetzen, bevor es ihm 1492 gelang, die Macht der Mauren, die beinahe durch 800 Jahre sich in Europa behauptet hatten, ganz zu brechen. Abu Abdeli, der letzte König, der seinen Vater vom Throne gestoßen hatte, vertheidigte die Hauptstadt von Granada mit dem Muthe der Verzweiflung; da er aber endlich keine Rettung sah, dachte er darauf, einen möglichst vortheilhaften Abzug auszumitteln. Es wurde ihm zugesichert, da

man ihn weder an seinem beweglichen Gute noch an seiner Freiheit, noch in seiner Religion beeinträchtigen, und ihm alle Gefangenen ohne Lösegeld zurückstellen wolle. Ungeachtet dieser vortheilhaften Bedingungen schied Abu Abdeli mit thränenden Augen von seinem Lande, und ging nach Afrika, um daselbst den Rest seines traurigen Daseyns hinzubringen. Ferdinand verleibte Granada seinen Staaten ein, und wurde vom Papste wegen der Vertreibung der Ungläubigen mit dem Beinahmen: der Katholische beehrt, welchen Titel seine Nachfolger erblich beibehalten haben.

Um diese Zeit trat Christoph Columbo auf, und bewarb sich am spanischen Hofe um Unterstützung zu seinen Entdeckungsreisen. Der König gab ihm kein Gehör, und auch mit Isabellen schienen die Verhandlungen sich zu zerschlagen. Endlich wurde diese Fürstin durch das Zureden einiger einsichtsvollen Männer bestimmt, etwas in der Sache zu thun. Sie gab zwei Caravallen und 17000 Gulden; und Columbo lief am 3. August 1492 aus dem Hafen Palos in Andalusien aus. Der glückliche Erfolg seiner Unternehmungen, so wie der Undank, mit welchem er am spanischen Hofe dafür belohnt wurde, sind bekannt. Papst Alexander VI. schenkte der Krone Kastilien die neue Welt, und Ferdinand hatte nun eine Schatzkammer zu Gebothe, die seine

und seiner Thronfolger Macht in Europa überwiegend machte.

Isabelle starb im Jahre 1504, nachdem sie einige Wochen vorher ihren Gemahl, so lange, bis ihr Enkel, der Herzog Karl von Luxemburg, das zwanzigste Jahr erreicht haben würde, zum Regenten von Kastilien ernannt hatte. Diese Ernennung blieb jedoch ohne Wirkung, indem Philipp von Österreich nebst der Infantin Johanna, seiner Gemahlin, der zweiten Tochter Isabellens, sogleich als König von Kastilien anerkannt wurde. Isabelle nahm den Ruf einer Frau von großem Geiste mit sich in die Gruft, doch wird ihr eine übertriebene Bigotterie mit Recht zum Vorwurfe gemacht.

Ferdinand war um diese Zeit mit den Angelegenheiten Neapels beschäftigt. Er schickte seinen berühmten Feldherrn Gonsalvo von Cordova dahin, der sich der einen Hälfte dieses Königreichs für seinen Herrn bemächtigte, indeß die andere Hälfte von den Franzosen in Besitz genommen wurde. Spanien suchte jedoch Gränzstreitigkeiten; Gonsalvo von Cordova vertrieb die Franzosen, und im Jahre 1506 wurde ganz Neapel förmlich an Ferdinand abgetreten, da dieser sich mit Germaine de Foix, einer Schwestertochter Ludwigs XII. von Frankreich, vermählte.

Nun strebte Ferdinand auch noch Navarra in seine Gewalt zu bringen. Es fehlte ihm an einem

rechtmäßigen Titel, um den schwachen König dieses Landes anzugreifen. Eine päpstliche Bulle, welche diesen mit dem Banne belegte, und Navarra dem ersten Eroberer zusprach, wurde von Ferdinand zum Deckmantel der widerrechtlichsten Handlung genommen. Er täuschte zu gleicher Zeit seinen Schwiegersohn, Heinrich VIII. von England, von welchem er Hülfstruppen brauchte. Er schlug diesem die Eroberung von Guienne vor, indeß er die englische Armee lediglich zur Eroberung von Navarra verwendete, das er sich auch wirklich unterwarf.

Während Ferdinand auf diese Weise nach Außen zur Vergrößerung seiner Staaten wirkte, war er nicht minder thätig im Innern seines Reiches. Er demüthigte den hohen Adel, erhob das Ansehen der Gesetze, traf viele nützliche Einrichtungen, reformirte den Klerus, minderte die Auflagen, und wachte strenge darüber, daß die Stellen ihre Pflicht auf das genaueste erfüllten. Er war es jedoch auch, der die Juden aus ganz Spanien verjagen und auf das heftigste verfolgen ließ, und zur Aufspürung und Züchtigung der in Spanien heimlich zurückgebliebenen Muhamedaner und Juden die fürchterliche Inquisizion einführte, die bald ihre ursprüngliche Bestimmung überschritt, und Tausende von unglücklichen Schlachtopfern dem Feuer übergab.

In der letztern Zeit seines Lebens wurde Ferdinand von einer unvertilgbaren Schwermuth über-

und seiner Thronfolger Macht in Europa überwiegend machte.

Isabelle starb im Jahre 1504, nachdem sie einige Wochen vorher ihren Gemahl, so lange, bis ihr Enkel, der Herzog Karl von Luxemburg, das zwanzigste Jahr erreicht haben würde, zum Regenten von Kastilien ernannt hatte. Diese Ernennung blieb jedoch ohne Wirkung, indem Philipp von Österreich nebst der Infantin Johanna, seiner Gemahlin, der zweiten Tochter Isabellens, sogleich als König von Kastilien anerkannt wurde. Isabelle nahm den Ruf einer Frau von großem Geiste mit sich in die Gruft, doch wird ihr eine übertriebene Bigotterie mit Recht zum Vorwurfe gemacht.

Ferdinand war um diese Zeit mit den Angelegenheiten Neapels beschäftigt. Er schickte seinen berühmten Feldherrn Gonsalvo von Cordova dahin, der sich der einen Hälfte dieses Königreichs für seinen Herrn bemächtigte, indeß die andere Hälfte von den Franzosen in Besitz genommen wurde. Spanien suchte jedoch Gränzstreitigkeiten; Gonsalvo von Cordova vertrieb die Franzosen, und im Jahre 1506 wurde ganz Neapel förmlich an Ferdinand abgetreten, da dieser sich mit Germaine de Foix, einer Schwestertochter Ludwigs XII. von Frankreich, vermählte.

Nun strebte Ferdinand auch noch Navarra in seine Gewalt zu bringen. Es fehlte ihm an einem

rechtmäßigen Titel, um den schwachen König dieses Landes anzugreifen. Eine päpstliche Bulle, welche diesen mit dem Banne belegte, und Navarra dem ersten Eroberer zusprach, wurde von Ferdinand zum Deckmantel der widerrechtlichsten Handlung genommen. Er täuschte zu gleicher Zeit seinen Schwiegersohn, Heinrich VIII. von England, von welchem er Hülfstruppen brauchte. Er schlug diesem die Eroberung von Guienne vor, indeß er die englische Armee lediglich zur Eroberung von Navarra verwendete, das er sich auch wirklich unterwarf.

Während Ferdinand auf diese Weise nach Außen zur Vergrößerung seiner Staaten wirkte, war er nicht minder thätig im Innern seines Reiches. Er demüthigte den hohen Adel, erhob das Ansehen der Gesetze, traf viele nützliche Einrichtungen, reformirte den Klerus, minderte die Auflagen, und wachte strenge darüber, daß die Stellen ihre Pflicht auf das genaueste erfüllten. Er war es jedoch auch, der die Juden aus ganz Spanien verjagen und auf das heftigste verfolgen ließ, und zur Aufspürung und Züchtigung der in Spanien heimlich zurückgebliebenen Muhamedaner und Juden die fürchterliche Inquisizion einführte, die bald ihre ursprüngliche Bestimmung überschritt, und Tausende von unglücklichen Schlachtopfern dem Feuer übergab.

In der letztern Zeit seines Lebens wurde Ferdinand von einer unvertilgbaren Schwermuth über-

Johannen von seinen Anhängern als rechtmäßiger König ausgerufen.

Druck und Verwirrung begannen mit seiner Regierung. Andreas schwelgte, und Johanna, die sechszehnjährige Königin, wurde wie eine Gefangene behandelt. Andreas selbst war das Werkzeug in den Händen seines ehemaligen Erziehers, des sogenannten Bruders Robert. Immer lauter wurde nun der Unwille des Adels und des Volks.

Indeß erschien unvermuthet der Kardinal Amerikus in Neapel, und 1344 wurde Johanna allein von ihm gekrönt; dagegen aber erhielt Andreas durch die Verwendung seines ältern Bruders Ludwig, Königs von Ungarn, die Belehnung von Neapel, ward dadurch noch hochmüthiger, und erbitterte die Großen des Reichs auf mannigfaltige Art. Am 18. September 1345 fand man ihn im Garten zu Aversa mit einer goldnen Schnur erwürgt.

Bald hierauf wurde Johanna von einer Deputation des Adels und der Bürgerschaft gebeten, die Regierung allein zu übernehmen. Sie that es, und traf die besten Anstalten zur Herstellung der öffentlichen Ruhe. Es fehlte aber nicht an Feinden, welche ihr jenen Mord aufbürden wollten, wenigstens die Theilnahme daran. Der vorzüglichste unter diesen war Ludwig, König von Ungarn, welcher sich auch sogleich zum Kriege rüstete. Johanna, um eine Stütze ihres Thrones zu erhalten,

vermählte sich 1346 mit Ludwig, dem jüngern Bruder des Fürsten von Tarent, welcher Verstand mit Tapferkeit vereinigte. Allein dieser Schritt that gerade das Gegentheil von der gehofften Wirkung. Die mißgünstigen Großen wurden darüber gegen die Königin noch mehr erbittert, und als der König von Ungarn mit einem großen Heere landete, gingen die meisten von ihnen zu ihm über.

Johanna ergriff jetzt eine Maßregel, welche ihr die allgemeine Bewunderung und Liebe im höchsten Grade erwarb. Sie hielt einen Reichstag, auf dem sie in einer affektvollen Rede dem Throne feierlich entsagte, um das Reich vor der Verheerung der Parteiwuth zu retten. Weder Thränen noch Bitten der Versammlung vermochten sie von ihrem Entschlusse abzubringen. Sie verließ Neapel unter dem Jammer aller Bewohner, und begab sich nach Avignon, wo es ihr auch gelang, sich in einer Versammlung vor dem Papste Clemens VI. wegen des ihr aufgebürdeten Gattenmordes (als dessen eigentlicher Urheber in der Zwischenzeit der ältere Herzog Karl von Durrazo entdeckt worden war) vollkommen zu rechtfertigen. Indeß hatte sich der König von Ungarn in Neapel durch mancherlei Gewaltthätigkeiten bei dem mißhandelten Volke sehr verhaßt gemacht, und verließ nach vier Monaten das Land, in dem er ungarische Besatzung zurückließ. Aber alle Herzen sehnten sich schon nach Johannen. Eine

neapolitanische Deputation bat sie dringend, den verlassenen Thron wieder zu besteigen. Sieben Monate nach ihrer Flucht (1347) kehrte sie mit einer mächtigen Flotte und einem zahlreichen Heere in ihr Reich zurück, und fand die Gestade mit jubelnden Empfängern bedeckt. Nun stellte sich ihr Gemahl an die Spitze der Truppen gegen die Ungarn. Drei Jahre währte der Krieg, welcher nach manchem Glückswechsel damit endigte, daß Ludwig allen Ansprüchen auf Neapel entsagte. Nun genoß Johanna die Früchte ihres Edelmuths und ihrer Klugheit. Die Großen und das Volk wetteiferten in der Liebe zu ihr. Ein päpstlicher Legat krönte sie und ihren Gemahl, nunmehrigem König von Neapel (1352). Sie vermählte sich im nächsten Jahr, auf Verlangen ihres Staatsraths, mit Jakob von Arragonien, Infanten von Majorka; welchen sie gleichfalls 1363 verlor, und noch immer kinderlos blieb. Sie beschloß nun, unvermählt zu bleiben, und da das königliche Haus bis auf zwei Prinzen ausgestorben war, ernannte sie den einen derselben, Karl von Durazzo, zu ihrem Thronfolger, und vermählte ihn mit ihrer ältesten Nichte Margarethe.

Da indeß das Reich durch einen Neffen ihres zweiten Gemahls neuerdings in Unruhen gestürzt wurde, entschloß sie sich zu einer vierten Vermählung mit Otto, Prinzen von Braunschweig. Sie ernannte ihn aber nur zum Fürsten von Tarant

und erklärte, daß Karl von Durazzo ihr Thronerbe bleibe.

Aber bald stand in der Person Papst Urbans VI. ein neuer Feind gegen sie auf, durch dessen Anreizung auch Karl von Balzo wieder auftrat. Da ihr also der Papst einen Gegenkönig geben wollte, brachte sie es dahin, daß ihm ein Gegenpapst, Clemens VII., aufgestellt wurde. So berief sie auch den Gemahl ihrer zweiten Nichte, Ludwig, Grafen von Anjou, Bruder des Königs von Frankreich, an ihren Hof, als einen Rivalen ihres undankbaren Thronerben, Karl von Durazzo, für den Fall nämlich, als letzterer sich gegen sie undankbar bezeigen sollte. Dies geschah auch bald. Karl, von Urban in Rom zum König von Neapel gekrönt, brach 1381 mit einem Heere gegen dieses Reich auf, dessen Unterthanen, von Urban entflammt, einen Aufruhr gegen ihre Königin begannen. Johanna ernannte nun auf einem Reichstage Ludwig von Anjou zu ihrem Thronfolger, und adoptirte ihn förmlich. Karl von Durazzo, vom Könige von Ungarn unterstützt, gewann in den erstern Schlachten einige Vortheile. Sie mußte aus Neapel weichen. Viele der Großen gingen zu Karl über. Dessen ungeachtet vertheidigte sie sich fünf Wochen mit männlichem Muthe in dem neuen Kastell. Vergebens erwartete sie hier die Ankunft der französischen Hülfsvölker. Endlich erschienen sie. Es kam zur Schlacht. Johannens Ge-

mahl zeigte sich groß als Held und Feldherr, war aber schwer verwundet und gefangen. Nun mußte sich Johanna ergeben. Karl betrug sich mit heuchlerischer Ehrfurcht gegen sie. Johanna durchschaute ihn, und behielt die erhabenste Geistesgegenwart. Nun erschienen auch ihre Hülfs-Galeeren aus der Provence. Der Heuchler bat die Königin, ihn auch zum Erben der Provence einzusetzen. Als aber die erhabene Frau den Provencalen ausdrücklich erklärte: Ludwig von Anjou sey ihr adoptirter Sohn, rechtmäßiger König von Neapel und Graf der Provence, ließ der Schändliche seine ehemalige Wohlthäterin ins Gefängniß schleppen und erdrosseln. (1383.)

Christina Alexandra.

Königin der Schweden.

Gebohren 1626. Gestorben 1689.

Sie war die Tochter des großen Königs Gustav Adolph, ihre Mutter Maria Eleonore, Tochter des Churfürsten Johann Sigmund von Brandenburg. Sie kam als ein beinahe häßliches Kind zur Welt; aber ihr Geist begann frühe sich zu entwickeln.

Als man sie bald nach der Geburt ihrem großen Vater brachte, sagte dieser: »Laßt uns Gott für das Mädchen danken! Ich hoffe, es soll so viel werth seyn, als irgend ein Knabe.« —

Diese ihr wiederholten Worte trugen späterhin sehr viel bei, ihr männliches Streben anzufachen, denn sie wollte den Erwartungen ihres großen Vaters entsprechen. Sie that in der wissenschaftlichen Ausbildung bald so große Fortschritte, daß sie in ihrem vierzehnten Jahre die Werke des Thuzydides und Polybius in der Ursprache las. Die Geschichtsbücher des Tacitus nannte sie ihr Schachspiel. Der sicherste Beweis ihrer hohen Geistesbildung sind ihre eigenen Werke, ihre Briefe voll unübertrefflicher Grazie und ihre Selbstbiographie. Gustav ließ ihr schon sehr frühe, nämlich bald nach ihrer Geburt, von den Reichsständen huldigen, und liebte sie überhaupt so zärtlich, daß er sie sogar auf allen seinen Reisen in Schweden mit sich nahm. Auch Christina hing mit der innigsten Zärtlichkeit an ihn, und erinnerte sich selbst in ihrem spätern Alter vieler Worte, die er zu ihr als Kind gesprochen hatte. Aber schon als sechsjähriges Mädchen verlor sie den Edeln, welcher im Jahr 1632 in der Schlacht bei Lützen das Leben verlor. Ihre Mutter beeiferte sich wenig, ihr diesen Verlust zu ersetzen, sondern bezeigte sich sehr gleichgültig gegen sie. Aber der Senat, um allen Unruhen vorzubeugen, versammelte sich sogleich

nach der erhaltenen Nachricht von Gustavs Tode, und ließ Christinen als Königin huldigen. Bei dieser Gelegenheit wurde die ganze Versammlung über die entdeckte Aehnlichkeit der Prinzessin mit ihrem Vater in den höchsten Enthusiasmus gebracht. Während Christinens Minderjährigkeit wurde die Regierung, nach Gustav Adolphs eigener Anordnung, von fünf der verdienstvollsten Staatsmänner geführt, und die verwittwete Königin blieb von allem Antheil an der Reichsverwaltung ausgeschlossen. Sie ging indeß in ihrer Trauer um den verstorbenen Gemahl so weit, daß sie Gemächer und Fenster mit schwarzen Teppichen verhängte, alle Welt mied, und Tag und Nacht in Wehklagen sich ergoß. Aber auch Christina mußte sichs gefallen lassen, diese Todesfeier mit der weder geliebten noch liebenden Mutter durch drei Jahre, nämlich von ihrem sechsten bis zum neunten Jahre, zu begehen. Zu aller Erholung während dieser Trauerzeit waren ihr die Possen der Hofnarren und der Zwerge vergönnt, an welchen sich selbst die betrübte Königin belustigte. Dafür wurde sie aber durch ihre Erzieher, die beiden Reichsräthe Banner und Horn, und durch den höchst talentvollen und kenntnißreichen Hofprediger Johann Matthiä entschädiget. Von dem letztern erhielt sie täglich, in Gegenwart zweier Senatoren, zwölf Stunden wissenschaftlichen Unterricht. Nebstdem suchte sie aus eigenem Antriebe ihren Körper durch

Reiten und Laufen, und durch Ertragung von Hitze und Kälte, Hunger und Durst, sehr abzuhärten. Nach erreichtem neunten Jahre wurde sie von ihrer Mutter entfernt, und die Ausbildung ihres trefflichen Geistes wurde durch den Reichskanzler Axel Oxenstierna, einem der größten Staatsmänner seiner Zeit, vollendet, welcher sich nunmehr täglich mehrere Stunden mit der jungen Fürstin über politische Begebenheiten und Grundsätze besprach. Im sechszehnten Jahre erhielt sie von dem Reichsrathe die Bewilligung, seinen Sitzungen beizuwohnen, und im achtzehnten (1644) bestieg sie den Thron, und übernahm die Regierung ihres im Kriege verwickelten Reiches. Die Herstellung friedlicher Verhältnisse war nun ihre erste und vorzüglichste Sorge. Oxenstierna leistete ihr jetzt durch Thaten eben so wichtige Dienste, als vormals durch seine Lehren. Seiner diplomatischen Kunst gelang es, im Jahre 1645 mit Dänemark einen Frieden unter den vorzüglichsten Bedingungen für Schweden abzuschließen. Christina belohnte ihn dafür mit einer Grafschaft, und hielt im Reichsrathe eine von ihr selbst auf ihn verfaßte Lobrede, mit den glänzendsten Farben der Beredsamkeit ausgeschmückt — und doch haßte sie diesen Mann, wie sich in der Folge zeigte, vermuthlich deshalb, weil sie durch ihn verdunkelt zu werden besorgte. Sie wollte eine von dem Kardinal Mazarin gegen ihn vorgebrachte Klage des

französischen Hofes zu seinem Sturze benützen. Oxenstierna wurde aber noch zeitlich genug durch das spanische Kabinet davon unterrichtet, und Mazarin stand von seiner vorgehabten Anklage ab. Der gekränkte Kanzler verlangte unverzüglich seine Entlassung. Christina war zwar sehr geneigt, sie ihm sogleich zu gewähren, sah sich aber durch die dringenden Vorstellungen des Reichsrathes in die unangenehme Lage versetzt, den Grafen selbst um die Beibehaltung seiner Würde ersuchen zu müssen, so wie die Umstände es erheischten.

Indeß war 1648 zu Osnabrück der westphälische Friede geschlossen worden. Schweden trat bei, vergrößerte sich bei dieser Gelegenheit durch einige Provinzen des nördlichen Deutschlands, und erreichte jetzt einen hohen Grad von Flor und Ruhm. Christina hatte stets die größte Abneigung sich zu vermählen gezeigt. Jetzt drangen die Reichsstände in sie, sich einen Gatten zu wählen. Schon Gustav Adolph hatte ihr seinen Neffen, den Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, zum Gemahl bestimmt, wodurch Schweden ein mächtiger Reichsstand von Deutschland geworden wäre. Aber Christina konnte sich dazu nicht entschließen. Nun traten der Brautwerber mehrere auf; unter ihnen Johann IV., König von Portugall; Philipp IV., König von Spanien; Wladislaus, König von Pohlen; dessen Bruder, der Prinz Johann Casimir; ein

Sohn des Fürsten von Siebenbürgen, Rakoczy, und mehrere andere. Sie alle warben vergebens; nur Christinens Vetter, der Pfalzgraf Karl Gustav, durfte einige Hoffnung nähren; aber auch er wurde getäuscht. Da indeß Christina erfuhr, wie sehr die Reichsstände und das Volk wegen der Thronfolge ihrer unvermählten Beherrscherin sich beunruhigt fühlten, erklärte sie den Pfalzgrafen zwar zu ihrem Nachfolger, um allen Unruhen nach ihrem Tode vorzubeugen, äußerte nun aber zugleich den bestimmten Entschluß, sich nie zu verehelichen. Vergebens setzten sich die Großen des Reichs diesem Vorhaben entgegen; Christina beharrte fest darauf, und das Ernennungs-Dokument wurde nach manchen Schwierigkeiten endlich unterzeichnet. Dessen ungeachtet aber weigerte sich die Königin, dem von ihr selbst gewählten Nachfolger eine Provinz des Reiches einzuräumen, und übertrug ihm sogar nicht einmal irgend eine Statthalterschaft. Der Pfalzgraf schlug seinerseits mehrere von der Königin ihm vorgeschlagene Partien aus, und begab sich nach der Insel Oeland, wo er still und einsam, von allen Staatsangelegenheiten entfernt, lebte. Von nun an aber stoßen wir in Christinens Leben immer auf mehr Widersprüche und rasche, wechselvolle Uebergänge. Sie hatte kaum ihren Thronfolger ernannt, als sie gleich darauf (im Jahre 1650) ihre bis nun verschobene Krönung mit der größten Pracht verneh-

men ließ, und schon im folgenden Jahre die noch überraschendere Erklärung — den Szepter niederzulegen, gab. Die dringenden Vorstellungen und Bitten des Grafen Oxenstierna und aller Reichsräthe brachten sie endlich zwar von ihrem Entschlusse ab; aber er erwachte in ihr bald wieder mit verstärkter Kraft. Vergebens drang jetzt der Reichsrath, ja selbst der ernannte Thronfolger in sie. Nichts vermochte ihren Vorsatz zu erschüttern, und es erfolgte im Junius 1654 ihre feierliche Abdankung, worauf sie Schweden sogleich verließ, und sich in männlicher Tracht nach Dänemark begab. Als sie einen kleinen Bach erreicht hatte, welcher beide Reiche scheidet, sprang sie mit den Worten hinüber: »Endlich bin ich frei! Endlich außer Schweden, das ich nimmer betrete!« —

Es ist wahrscheinlich, daß Christina aus Stolz sich lieber einen Thronfolger erwählen, als den Thron mit einem Gemahl theilen wollte; undurchschaulich aber ist der eigentliche Grund ihrer Abdankung. Zu vermuthen ist, daß entweder leidenschaftliche Liebe zur Unabhängigkeit, oder der festbeschlossene Übertritt zur katholischen Religion sie vorzüglich dazu bewog.

Von Dänemark begab sie sich nach Antwerpen, wo sie einige Zeit verweilte, und endlich nach Brüssel, wo sie die katholische Religion annahm. Nach neun Monaten reiste sie durch Österreich und

Venedig nach Rom (1655), welches sie zu ihrem immerwährenden Aufenthaltsorte bestimmt hätte. Sie empfing dort vom Papste Alexander VII. die Firmung, und dabei, statt ihres väterlichen Namens Auguste, den Namen Alexandra. Sie unternahm nachher zwar noch mehrere Reisen nach Frankreich, Deutschland und Schweden, kehrte aber jedesmal wieder nach Rom zurück, und beschäftigte sich bis an ihren Tod, welcher am 19. April 1689 erfolgte, mit Künsten und Wissenschaften, Künstlern und Gelehrten, welche sie schon während ihrer Regierungszeit an sich zog, und oft bis zur Verschwendung begünstigte. So trieb sie in Rom sogar Alchemie, wodurch sie in üble Gesellschaft gerieth, und um einen großen Theil ihres Vermögens betrogen wurde. Christina war klein von Person und von etwas schiefem Wuchse, den sie aber durch Gang und Kleidung, die sich fast immer der männlichen Tracht näherte, wohl zu verbergen wußte. Gegen Putz und Schmuck zeigte sie stets die äußerste Gleichgültigkeit. Eine hohe Stirn, Adlernase und große blaue Augen gaben dem blassen Gesicht vielen Ausdruck, welcher den fehlenden Reiz der Anmuth ersetzte. Sie war Meisterin aller ihrer Mienen und Bewegungen, so wie auch ihrer Stimme, welche sie oft zu männlicher Kraft erheben konnte. Weiblichen Umgang liebte sie nie, sondern suchte stets die Gesellschaft geistvoller Männer, die sie an ihren Hof

men ließ, und schon im folgenden Jahre die noch überraschendere Erklärung — den Szepter niederzulegen, gab. Die dringenden Vorstellungen und Bitten des Grafen Oxenstierna und aller Reichsräthe brachten sie endlich zwar von ihrem Entschlusse ab; aber er erwachte in ihr bald wieder mit verstärkter Kraft. Vergebens drang jetzt der Reichsrath, ja selbst der ernannte Thronfolger in sie. Nichts vermochte ihren Vorsatz zu erschüttern, und es erfolgte im Junius 1654 ihre feierliche Abdankung, worauf sie Schweden sogleich verließ, und sich in männlicher Tracht nach Dänemark begab. Als sie einen kleinen Bach erreicht hatte, welcher beide Reiche scheidet, sprang sie mit den Worten hinüber: »Endlich bin ich frei! Endlich außer Schweden, das ich nimmer betrete!« —

Es ist wahrscheinlich, daß Christina aus Stolz sich lieber einen Thronfolger erwählen, als den Thron mit einem Gemahl theilen wollte; undurchschaulich aber ist der eigentliche Grund ihrer Abdankung. Zu vermuthen ist, daß entweder leidenschaftliche Liebe zur Unabhängigkeit, oder der festbeschlossene Übertritt zur katholischen Religion sie vorzüglich dazu bewog.

Von Dänemark begab sie sich nach Antwerpen, wo sie einige Zeit verweilte, und endlich nach Brüssel, wo sie die katholische Religion annahm. Nach neun Monaten reiste sie durch Österreich und

Venedig nach Rom (1655), welches sie zu ihrem immerwährenden Aufenthaltsorte bestimmt hätte. Sie empfing dort vom Papste Alexander VII. die Firmung, und dabei, statt ihres väterlichen Namens Auguste, den Namen Alexandra. Sie unternahm nachher zwar noch mehrere Reisen nach Frankreich, Deutschland und Schweden, kehrte aber jedesmal wieder nach Rom zurück, und beschäftigte sich bis an ihren Tod, welcher am 19. April 1689 erfolgte, mit Künsten und Wissenschaften, Künstlern und Gelehrten, welche sie schon während ihrer Regierungszeit an sich zog, und oft bis zur Verschwendung begünstigte. So trieb sie in Rom sogar Alchemie, wodurch sie in üble Gesellschaft gerieth, und um einen großen Theil ihres Vermögens betrogen wurde. Christina war klein von Person und von etwas schiefem Wuchse, den sie aber durch Gang und Kleidung, die sich fast immer der männlichen Tracht näherte, wohl zu verbergen wußte. Gegen Putz und Schmuck zeigte sie stets die äußerste Gleichgültigkeit. Eine hohe Stirn, Adlernase und große blaue Augen gaben dem blassen Gesicht vielen Ausdruck, welcher den fehlenden Reiz der Anmuth ersetzte. Sie war Meisterin aller ihrer Mienen und Bewegungen, so wie auch ihrer Stimme, welche sie oft zu männlicher Kraft erheben konnte. Weiblichen Umgang liebte sie nie, sondern suchte stets die Gesellschaft geistvoller Männer, die sie an ihren Hof

zog. Ihr inneres Leben brannte in rastloser Thätigkeit; sie genoß daher äußerst wenig Ruhe und Schlaf. Die von Staatsgeschäften und gelehrten Übungen freien Stunden brachte sie gerne mit heftigen Leibesbewegungen zu, vorzüglich mit der Jagd. Sie ritt dann, und trotzte der schlechtesten Witterung. Oft fuhr sie mitten im Winter mehrere Stunden lang auf dem gefrornen See im Schlitten bis spät in die Nacht. Ihr Benehmen wußte sie stets sehr zweckmäßig einzurichten, und konnte von der unbefangensten Offenheit bis zu einem solchen Grade majestätischer Hoheit steigen, daß, theils hierdurch, theils durch ihre eindringende Beredsamkeit ergriffen, Staatsmänner und Feldherren von greisem Alter vor ihr voll Schüchternheit und Bewunderung standen.

Unter den von Christinen begünstigten und reichlich belohnten Gelehrten befanden sich Descartes, Isaak Vossius, Meibom, Freinsheim, Conring, der jüngere Heinsius, Salmasius u. m. a. Christina war Kennerin der alten Literatur der Griechen und Römer, und sprach auch mehrere Sprachen, nebst ihrer Muttersprache, lateinisch, deutsch, französisch, italienisch und holländisch, mit Fertigkeit.

Obschon Christina ihrem Leben durch viele schö- große Züge Ruhm und Glanz verschaffte, t sie doch hier und da wieder in zweideu-

digem und nachtheiligen Lichte. Insbesondere aber befleckte sie sich durch das Blut ihres Stallmeisters, des Marchese Monaldeschi, welchen sie während ihres Aufenthalts in Frankreich im Jahre 1656, nach gegründeten Vermuthungen aus Rache und Eifersucht, gegen alles Völkerrecht auf dem Schlosse zu Fontainebleau grausam ermorden ließ.

Zum Schlusse folgen hier einige Blumen aus ihren hinterlassenen Werken, welche ihren Geist und ihre Denkungsart bewähren:

Das Verdienst wird mit dem Menschen geboren. Glücklich der, mit dem es stirbt.

Das Glück rechtfertiget viele Fehler, selbst Vergehungen, aber es tröstet nicht darüber.

Die Welt hat nichts, ein großes Herz zu befriedigen, gäb' sie sich demselben auch ganz hin.

Die wahre Größe hängt vom Herzen ab. Ist dieses groß, so ist es Alles.

Einen Feind verlieren, ist ein größerer Verlust, als man glaubt.

Das Leben ist ein Handel; man kann dabei keinen großen Gewinn machen, ohne sich großen Verlust auszusetzen.

Die Stunde des Todes ist die Stunde der Wahrheit.

Franz Rakotzy II,
erwählter Fürst von Siebenbürgen.

Geboren 1676. Gestorben 1753.

Er wurde 1676 zu Borshi in Ungern geboren, und verlor schon als Kind von fünf Monaten seinen Vater, worauf seine Mutter, eine geborne Gräfin Serini, den Grafen Emerich von Tököly heirathete, welcher sich bei den damaligen Unruhen in Ungern unter den Gegnern des Kaisers Leopold I. befand. Als daher die Gräfin mit einer Tochter und ihrem Sohne Franz, nach der Übergabe der Festung Munkatsch, in die Hände der Kaiserlichen kam, schickte Leopold den jungen Rakotzy nach Prag, wo er von den Jesuiten erzogen wurde. Nach einiger Zeit mußte er sich auf ein Jahr nach Italien begeben, und vermählte sich nach seiner Zurückkunft, 1694, mit einer Prinzessin von Hessen-Rheinfels, mit welcher er bis 1697 auf seinen Gütern, von öffentlichen Geschäften entfernt, lebte. Da er aber indeß in den Verdacht gerieth, mit Ludwig XIV. in geheimer Verbindung zu stehen, ließ ihn der Kaiser haften und nach Wienerisch-Neustadt bringen.

Da er aber 1701, als Dragoner verkleidet, aus seinem Gefängnisse nach Pohlen entfloh, wurde er in die Acht erklärt. Hierüber neuerdings erbittert, kehrte Rakotzy schon im nächsten Jahre nach Ungern zurück, trat von der katholischen zur reformirten Kirche über, stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten, ein Heer von hunderttausend Mann, wurde zu ihrem Anführer erwählt, und bald darauf als Fürst von Siebenbürgen proklamirt. Da der spanische Erbfolgekrieg damals den größten Theil der kaiserlichen Truppen von Ungern entfernt hielt, benützte Rakotzy die günstige Gelegenheit, machte in Ungern und Mähren bedeutende Eroberungen, und bedrohte selbst Wien. Erst nach dem Siege, welchen Marlborough und Prinz Eugen von Savoyen bei Hochstädt über die französisch-baierische Armee errangen, vermochte der Kaiser mehr Streitkräfte nach Ungern zu disponiren, allein der Tod hinderte ihn an der Ausführung seines Vorhabens. Sein Sohn und Nachfolger, Joseph I., betrieb nun die friedlicheren Unterhandlungen, welche auch Leopold schon ohne Erfolg versucht hatte, mit mehr Eifer. Aber auch sie blieben vergebens, denn Rakotzy verharrte unerschütterlich auf allen bisherigen Forderungen: Anerkennung seiner souveränen Fürstenwürde, Ungerns Umstaltung in ein Wahlreich, Tolerirung aller Religionen, und Zurückgabe der konfiszirten Güter.

Joseph, welcher diese Bedingungen nicht erfüllen konnte, führte nun den Krieg gegen die Aufrührer mit mehr Nachdruck; sie erlitten mehrere Niederlagen, wozu sich auch noch eine Pest gesellte. Als endlich bis 1710 schon die wichtigsten Plätze von den kaiserlichen Truppen erobert waren, knüpfte Rakotzy zwar Friedensunterhandlungen an, begab sich aber während derselben nach Pohlen, um Peter den Großen für sich zu gewinnen; allein seine Bemühung blieb hier eben so vergeblich, als kurz vorher bei der Pforte. Dagegen kam während seiner Abwesenheit in Ungern der Friede zu Stande (1711). Rakotzy kehrte aber, der zugesicherten Amnestie ungeachtet, nicht mehr zurück, sondern begab sich aus Pohlen nach Frankreich, endlich in die Türkei, wo er im Jahre 1735 auf einem ihm zugehörigen Landgute bei Rodost in Rumelien starb.

Kaspar von Coligni,

Admiral von Frankreich.

Geboren 1516. Gestorben 1572.

Kaspar von Coligni, der zweite Sohn des Marschalls von Chatillon und der Luise von Montmorenci, einer Schwester des Connetables gleiches Namens, wurde am 16. Februar 1516 geboren. Fern vom Tumulte der Residenz erzogen, kannte und wünschte er keine andere Bestimmung als die eines Kriegers, doch trat er erst in seinem vier und zwanzigstem Lebensjahre in die Dienste, und wurde durch den Connetable am Hofe vorgestellt.

Seine ersten Proben legte er an der Gränze von Spanien ab. Er wurde bei der Belagerung von Perpignan verwundet, und ging hierauf nach Italien, wo er mehr Ehre zu ernten und schnellere Beförderung zu erhalten hoffte. Er zeichnete sich auch wirklich in Kurzem so vortheilhaft aus, daß der Connetable für ihn um das Gouvernement von Piemont ansuchte, welches jedoch dem Herzoge von Brissach, der das Land gewonnen und vertheidigt hatte, zuerkannt wurde. Coligni war ei-

Joseph, welcher diese Bedingungen nicht erfüllen konnte, führte nun den Krieg gegen die Aufrührer mit mehr Nachdruck; sie erlitten mehrere Niederlagen, wozu sich auch noch eine Pest gesellte. Als endlich bis 1710 schon die wichtigsten Plätze von den kaiserlichen Truppen erobert waren, knüpfte Rakotzy zwar Friedensunterhandlungen an, begab sich aber während derselben nach Pohlen, um Peter den Großen für sich zu gewinnen; allein seine Bemühung blieb hier eben so vergeblich, als kurz vorher bei der Pforte. Dagegen kam während seiner Abwesenheit in Ungern der Friede zu Stande (1711). Rakotzy kehrte aber, der zugesicherten Amnestie ungeachtet, nicht mehr zurück, sondern begab sich aus Pohlen nach Frankreich, endlich in die Türkei, wo er im Jahre 1735 auf einem ihm zugehörigen Landgute bei Rodost in Rumelien starb.

Kaspar von Coligni,

Admiral von Frankreich.

Geboren 1516. Gestorben 1572.

Kaspar von Coligni, der zweite Sohn des Marschalls von Chatillon und der Luise von Montmorenci, einer Schwester des Connetables gleiches Namens, wurde am 16. Februar 1516 geboren. Fern vom Tumulte der Residenz erzogen, kannte und wünschte er keine andere Bestimmung als die eines Kriegers, doch trat er erst in seinem vier und zwanzigstem Lebensjahre in die Dienste, und wurde durch den Connetable am Hofe vorgestellt.

Seine ersten Proben legte er an der Gränze von Spanien ab. Er wurde bei der Belagerung von Perpignan verwundet, und ging hierauf nach Italien, wo er mehr Ehre zu ernten und schnellere Beförderung zu erhalten hoffte. Er zeichnete sich auch wirklich in Kurzem so vortheilhaft aus, daß der Connetable für ihn um das Gouvernement von Piemont ansuchte, welches jedoch dem Herzoge von Brissach, der das Land gewonnen und vertheidigt hatte, zuerkannt wurde. Coligni war ei-

französischen Hofes zu seinem Sturze benützen. Oxenstierna wurde aber noch zeitlich genug durch das spanische Kabinet davon unterrichtet, und Mazarin stand von seiner vorgehabten Anklage ab. Der gekränkte Kanzler verlangte unverzüglich seine Entlassung. Christina war zwar sehr geneigt, sie ihm sogleich zu gewähren, sah sich aber durch die dringenden Vorstellungen des Reichsrathes in die unangenehme Lage versetzt, den Grafen selbst um die Beibehaltung seiner Würde ersuchen zu müssen, so wie die Umstände es erheischten.

Indeß war 1648 zu Osnabrück der westphälische Friede geschlossen worden. Schweden trat bei, vergrößerte sich bei dieser Gelegenheit durch einige Provinzen des nördlichen Deutschlands, und erreichte jetzt einen hohen Grad von Flor und Ruhm. Christina hatte stets die größte Abneigung sich zu vermählen gezeigt. Jetzt drangen die Reichsstände in sie, sich einen Gatten zu wählen. Schon Gustav Adolph hatte ihr seinen Neffen, den Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, zum Gemahl bestimmt, wodurch Schweden ein mächtiger Reichsstand von Deutschland geworden wäre. Aber Christina konnte sich dazu nicht entschliessen. Nun traten der Brautwerber mehrere auf; unter ihnen Johann IV., König von Portugall; Philipp IV., König von Spanien; Wladislaus, König von Pohlen; Bruder, der Prinz Johann Casimir; ein

Sohn des Fürsten von Siebenbürgen, Rakoczy, und mehrere andere. Sie alle warben vergebens; nur Christinens Vetter, der Pfalzgraf Karl Gustav, durfte einige Hoffnung nähren; aber auch er wurde getäuscht. Da indeß Christina erfuhr, wie sehr die Reichsstände und das Volk wegen der Thronfolge ihrer unvermählten Beherrscherin sich beunruhigt fühlten, erklärte sie den Pfalzgrafen zwar zu ihrem Nachfolger, um allen Unruhen nach ihrem Tode vorzubeugen, äußerte nun aber zugleich den bestimmten Entschluß, sich nie zu verehelichen. Vergebens setzten sich die Großen des Reichs diesem Vorhaben entgegen; Christina beharrte fest darauf, und das Ernennungs-Dokument wurde nach manchen Schwierigkeiten endlich unterzeichnet. Dessen ungeachtet aber weigerte sich die Königin, dem von ihr selbst gewählten Nachfolger eine Provinz des Reiches einzuräumen, und übertrug ihm sogar nicht einmal irgend eine Statthalterschaft. Der Pfalzgraf schlug seinerseits mehrere von der Königin ihm vorgeschlagene Partien aus, und begab sich nach der Insel Oeland, wo er still und einsam, von allen Staatsangelegenheiten entfernt, lebte. Von nun an aber stoßen wir in Christinens Leben immer auf mehr Widersprüche und rasche, wechselvolle Uebergänge. Sie hatte kaum ihren Thronfolger ernannt, als sie gleich darauf (im Jahre 1650) ihre bis nun verschobene Krönung mit der größten Pracht vorneh-

französischen Hofes zu seinem Sturze benützen. Oxenstierna wurde aber noch zeitlich genug durch das spanische Kabinet davon unterrichtet, und Mazarin stand von seiner vorgehabten Anklage ab. Der gekränkte Kanzler verlangte unverzüglich seine Entlassung. Christina war zwar sehr geneigt, sie ihm sogleich zu gewähren, sah sich aber durch die dringenden Vorstellungen des Reichsrathes in die unangenehme Lage versetzt, den Grafen selbst um die Beibehaltung seiner Würde ersuchen zu müssen, so wie die Umstände es erheischten.

Indeß war 1648 zu Osnabrück der westphälische Friede geschlossen worden. Schweden trat bei, vergrößerte sich bei dieser Gelegenheit durch einige Provinzen des nördlichen Deutschlands, und erreichte jetzt einen hohen Grad von Flor und Ruhm. Christina hatte stets die größte Abneigung sich zu vermählen gezeigt. Jetzt drangen die Reichsstände in sie, sich einen Gatten zu wählen. Schon Gustav Adolph hatte ihr seinen Neffen, den Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, zum Gemahl bestimmt, wodurch Schweden ein mächtiger Reichsstand von Deutschland geworden wäre. Aber Christina konnte sich dazu nicht entschließen. Nun traten der Brautwerber mehrere auf; unter ihnen Johann IV., König von Portugall; Philipp IV., König von Spanien; Wladislaus, König von Pohlen; dessen Bruder, der Prinz Johann Casimir; ein

Sohn des Fürsten von Siebenbürgen, Rakoczy, und mehrere andere. Sie alle warben vergebens; nur Christinens Vetter, der Pfalzgraf Karl Gustav, durfte einige Hoffnung nähren; aber auch er wurde getäuscht. Da indeß Christina erfuhr, wie sehr die Reichsstände und das Volk wegen der Thronfolge ihrer unvermählten Beherrscherin sich beunruhigt fühlten, erklärte sie den Pfalzgrafen zwar zu ihrem Nachfolger, um allen Unruhen nach ihrem Tode vorzubeugen, äußerte nun aber zugleich den bestimmten Entschluß, sich nie zu verehelichen. Vergebens setzten sich die Großen des Reichs diesem Vorhaben entgegen; Christina beharrte fest darauf, und das Ernennungs-Dokument wurde nach manchen Schwierigkeiten endlich unterzeichnet. Dessen ungeachtet aber weigerte sich die Königin, dem von ihr selbst gewählten Nachfolger eine Provinz des Reiches einzuräumen, und übertrug ihm sogar nicht einmal irgend eine Statthalterschaft. Der Pfalzgraf schlug seinerseits mehrere von der Königin ihm vorgeschlagene Partien aus, und begab sich nach der Insel Oeland, wo er still und einsam, von allen Staatsangelegenheiten entfernt, lebte. Von nun an aber stoßen wir in Christinens Leben immer auf mehr Widersprüche und rasche, wechselvolle Uebergänge. Sie hatte kaum ihren Thronfolger ernannt, als sie gleich darauf (im Jahre 1650) ihre bis nun verschobene Krönung mit der größten Pracht vorneh-

men ließ, und schon im folgenden Jahre die noch überraschendere Erklärung — den Szepter niederzulegen, gab. Die dringenden Vorstellungen und Bitten des Grafen Oxenstierna und aller Reichsräthe brachten sie endlich zwar von ihrem Entschlusse ab; aber er erwachte in ihr bald wieder mit verstärkter Kraft. Vergebens drang jetzt der Reichsrath, ja selbst der ernannte Thronfolger in sie. Nichts vermochte ihren Vorsatz zu erschüttern, und es erfolgte im Junius 1654 ihre feierliche Abdankung, worauf sie Schweden sogleich verließ, und sich in männlicher Tracht nach Dänemark begab. Als sie einen kleinen Bach erreicht hatte, welcher beide Reiche scheidet, sprang sie mit den Worten hinüber: »Endlich bin ich frei! Endlich außer Schweden, das ich nimmer betrete!« —

Es ist wahrscheinlich, daß Christina aus Stolz sich lieber einen Thronfolger erwählen, als den Thron mit einem Gemahl theilen wollte; undurchschaulich aber ist der eigentliche Grund ihrer Abdankung. Zu vermuthen ist, daß entweder leidenschaftliche Liebe zur Unabhängigkeit, oder der festbeschlossene Übertritt zur katholischen Religion sie vorzüglich dazu bewog.

Von Dänemark begab sie sich nach Antwerpen, wo sie einige Zeit verweilte, und endlich nach Brüssel, wo sie die katholische Religion annahm. Nach neun Monaten reiste sie durch Österreich und

Venedig nach Rom (1655), welches sie zu ihrem immerwährenden Aufenthaltsorte bestimmt hätte. Sie empfing dort vom Papste Alexander VII. die Firmung, und dabei, statt ihres väterlichen Namens Auguste, den Namen Alexandra. Sie unternahm nachher zwar noch mehrere Reisen nach Frankreich, Deutschland und Schweden, kehrte aber jedesmal wieder nach Rom zurück, und beschäftigte sich bis an ihren Tod, welcher am 19. April 1689 erfolgte, mit Künsten und Wissenschaften, Künstlern und Gelehrten, welche sie schon während ihrer Regierungszeit an sich zog, und oft bis zur Verschwendung begünstigte. So trieb sie in Rom sogar Alchemie, wodurch sie in üble Gesellschaft gerieth, und um einen großen Theil ihres Vermögens betrogen wurde. Christina war klein von Person und von etwas schiefem Wuchse, den sie aber durch Gang und Kleidung, die sich fast immer der männlichen Tracht näherte, wohl zu verbergen wußte. Gegen Putz und Schmuck zeigte sie stets die äußerste Gleichgültigkeit. Eine hohe Stirn, Adlernase und große blaue Augen gaben dem blassen Gesicht vielen Ausdruck, welcher den fehlenden Reiz der Anmuth ersetzte. Sie war Meisterin aller ihrer Mienen und Bewegungen, so wie auch ihrer Stimme, welche sie oft zu männlicher Kraft erheben konnte. Weiblichen Umgang liebte sie nie, sondern suchte stets die Gesellschaft geistvoller Männer, die sie an ihren Hof

zog. Ihr inneres Leben brannte in rastloser Thätigkeit; sie genoß daher äußerst wenig Ruhe und Schlaf. Die von Staatsgeschäften und gelehrten Übungen freien Stunden brachte sie gerne mit heftigen Leibesbewegungen zu, vorzüglich mit der Jagd. Sie ritt dann, und trotzte der schlechtesten Witterung. Oft fuhr sie mitten im Winter mehrere Stunden lang auf dem gefrornen See im Schlitten bis spät in die Nacht. Ihr Benehmen wußte sie stets sehr zweckmäßig einzurichten, und konnte von der unbefangensten Offenheit bis zu einem solchen Grade majestätischer Hoheit steigen, daß, theils hierdurch, theils durch ihre eindringende Beredsamkeit ergriffen, Staatsmänner und Feldherren von greisem Alter vor ihr voll Schüchternheit und Bewunderung standen.

Unter den von Christinen begünstigten und reichlich belohnten Gelehrten befanden sich Descartes, Isaak Vossius, Meibom, Freinsheim, Conring, der jüngere Heinsius, Salmasius u. m. a. Christina war Kennerin der alten Literatur der Griechen und Römer, und sprach auch mehrere Sprachen, nebst ihrer Muttersprache, lateinisch, deutsch, französisch, italienisch und holländisch, mit Fertigkeit.

Obschon Christina ihrem Leben durch viele schöne und große Züge Ruhm und Glanz verschaffte, so erscheint sie doch hier und da wieder in zweideu-

tigem und nachtheiligen Lichte. Insbesondere aber befleckte sie sich durch das Blut ihres Stallmeisters, des Marchese Monaldeschi, welchen sie während ihres Aufenthalts in Frankreich im Jahre 1656, nach gegründeten Vermuthungen aus Rache und Eifersucht, gegen alles Völkerrecht auf dem Schlosse zu Fontainebleau grausam ermorden ließ.

Zum Schlusse folgen hier einige Blumen aus ihren hinterlassenen Werken, welche ihren Geist und ihre Denkungsart bewähren:

Das Verdienst wird mit dem Menschen geboren. Glücklich der, mit dem es stirbt.

Das Glück rechtfertiget viele Fehler, selbst Vergehungen, aber es tröstet nicht darüber.

Die Welt hat nichts, ein großes Herz zu befriedigen, gäb' sie sich demselben auch ganz hin.

Die wahre Größe hängt vom Herzen ab. Ist dieses groß, so ist es Alles.

Einen Feind verlieren, ist ein größerer Verlust, als man glaubt.

Das Leben ist ein Handel; man kann dabei keinen großen Gewinn machen, ohne sich großen Verlust auszusetzen.

Die Stunde des Todes ist die Stunde der Wahrheit.

schließend den Wissenschaften leben zu können, setzte er sich über alle Vorurtheile hinweg und ging 1734 nach Bristol, um sich der Handlung zu widmen. Allein schon nach wenigen Monaten erkannte er, daß er für diese Lebensweise ganz und gar nicht geschaffen sey; er verließ sie sogleich wieder, und ging nach Frankreich, um daselbst unbemerkt seinen Studien obliegen zu können.

Während eines dreijährigen Aufenthalts in Frankreich schrieb er die Abhandlung über die menschliche Natur, kehrte 1737 nach London zurück, wo er 1738 sein Werk herausgab. Dasselbe wurde unverdienter Weise sehr kalt aufgenommen, ja es schien ganz unbemerkt zu bleiben. Hume ließ sich jedoch durch diesen mißlungenen Versuch nicht abschrecken, einen zweiten zu wagen. Er zog sich wieder auf das Land zurück und wählte Gegenstände, die ein größeres Publikum interessiren konnten. In kleineren möglichst klaren und anmuthigen Aufsätzen lieferte er seine moralischen, politischen und literarischen Versuche, deren erster Theil 1742 zu Edimburg erschien. Sie wurden so glücklich aufgenommen, daß er darüber seinen ersten literarischen Unfall leicht vergessen konnte.

Im Jahr 1745 wurde er Gesellschafter und Aufseher des jungen Marquis Armaldale; im folgenden begleitete er den General St. Clair als Sekretär auf dem Zuge an die französische Küste,

und 1747 bei dessen Sendung an die Höfe zu Wien und Turin. Diese beiden Jahre, die er auf die angenehmste Weise zubrachte, waren beinahe die einzigen Unterbrechungen seiner Studien während seines ganzen Lebens. In Turin arbeitete Hume den ersten Theil seiner Abhandlung über die menschliche Natur ganz neu aus, und so entstand seine Untersuchung über den menschlichen Verstand, die zu London gedruckt wurde, aber nicht mehr Glück machte, als die Abhandlung zuerst gefunden hatte. Mit Befremden bemerkte Hume bei seiner Rückkunft nach England, daß seine neue Ausarbeitung ganz und gar vernachlässigt und unbekannt war.

Er begab sich 1749 nach Schottland, wo er zwei Jahre bei seinem Bruder verlebte. Hier schrieb er den zweiten Theil seiner Versuche, und die Abhandlung über die Prinzipien der Moral. Jetzt hatte Hume das Vergnügen, zu bemerken, daß die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Schriften immer mehr rege wurde; sein Verleger schrieb ihm, daß neue Auflagen erforderlich würden, und es erschienen verschiedene Broschüren über Hume; dieser hatte es sich jedoch zum Grundsatze gemacht, nie einem Gegner zu antworten.

Hume ging 1751 nach Edimburg, und wurde im folgenden Jahre von den Advokaten zum Bibliothekar gewählt. Das Amt trug ihm wenig ein, doch er hatte den Vortheil, eine große Bücher

sammlung benützen zu können. Dadurch kam er auf die Idee, eine Geschichte Englands zu schreiben, und 1754 gab er auch die zwei ersten Bände der Geschichte Großbrittaniens unter dem Hause Stuart heraus. Hume fand gegen seine Erwartung wenigen Beifall, und wurde so muthlos, daß er sein undankbares Vaterland verlassen und sich in einer französischen Provinzialstadt unter verändertem Namen für immer ansiedeln wollte. Der eben zu jener Zeit ausgebrochene Krieg hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens, und da er in der Ausarbeitung der Geschichte weit vorgerückt war, faßte er bald wieder Muth, setzte das Werk fort, und gab 1756 diese Fortsetzung heraus, welche die Periode vom Tode Karls I. bis zur Revoluzion begriff. Sie fand bessere Aufnahme und half selbst den ersten Bänden empor. Im Jahre 1749 erschien die Geschichte des Hauses Tudor, und diese ist es, welche den großen historischen Ruhm Hume's begründete. Er hatte die Freude, zu sehen, daß seine Arbeiten von Tag zu Tag mehr Beifall fanden, und nun selbst seine minder bedeutenden Schriften mit großer Begierde gesucht wurden. Die Buchhändler zahlten ihm reichlich, und bald fand er sich am Ziele seiner Wünsche; sein Ruhm war allgemein verbreitet, und seine Vermögensumstände hatten sich so gebessert, daß er sich ganz unabhängig erhalten konnte. Durch die Verwen-

dung des Lord Bute bekam er selbst vom Hofe eine beträchtliche Pension.

Nün wollte er den Rest seines Lebens in philosophischer Ruhe hinbringen, als er 1763 vom Grafen Harford die Einladung erhielt, ihm als Legazionssekretär nach Paris zu folgen, welchem Antrage er auch auf wiederholte dringende Bitten endlich folgte. Zu Paris fand er eine ungemein schmeichelhafte Aufnahme; sein Name, seine Grundsätze, seine Geschichte waren eben daselbst in der Mode; Leute aus allen Ständen, selbst die Damen, überhäuften ihn mit Gunstbezeugungen; er wurde in alle Gesellschaften gebeten, und war der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. Hume fand sich in Verlegenheit, er wußte diese Höflichkeiten nicht zu erwiedern und zog sich zurück. Seine Kälte, sein stilles gemäßigtes Wesen in großer Gesellschaft, sein wenig vortheilhaftes Äußere war ihm zwar Anfangs nicht nachtheilig gewesen, denn man schrieb alles auf Rechnung des großen Philosophen, bald aber fand sich die Eitelkeit der Damen beleidigt, und Hume kam aus der Mode.

Im Jahre 1765 wurde er zum wirklichen Legazionssekretär ernannt, und als Lord Harford zum Vizekönig von Irland erhoben dahin abging, führte Hume allein die Geschäfte bis zur Ankunft des Herzogs von Richmond in Paris. Hume hatte mit J. J. Rousseau Bekanntschaft gemacht, führte

diesen 1766 nach England mit sich, überhäufte ihn mit Freundschaftsbezeugungen, erwirkte ihm eine Pension vom Könige, und glaubte, ihn für immer seinem Vaterlande gewonnen zu haben. Allein die Charaktere dieser beiden Männer waren zu verschieden, als daß eine bleibende Freundschaft möglich gewesen wäre; in Kurzem erfolgte eine gänzliche Trennung.

Im Jahre 1767 wurde Hume von Corvay, dem Bruder des Lord Harford, die Stelle eines Unter-Staatssekretärs angetragen, die er auch annahm. Endlich 1769 zog er sich nach Edimburg zurück, sehr bereichert, denn er hatte tausend Pfund jährliche Einkünfte. Er hoffte nun noch lange Zeit sein Vermögen, seinen Ruhm und seine Freunde zu genießen, denn er fühlte sich gesund und munter; allein seine schönste Periode war vorbei. Im Frühling 1775 war er von einem Übel in den Eingeweiden befallen, welches immer ärger wurde; er reisete gegen Ende April nach London, als eben sein Freund Adam Smith mit James Home aus dieser Stadt abgereiset war, ihn in Edimburg zu besuchen. Auf dem Wege trafen sich die drei Freunde, Smith ging dennoch nach Edimburg, Home aber begleitete den Kranken nach London. Dieser gebrauchte den Brunnen zu Bath, der so gute Wirkung that, daß Hume selbst wieder auf Genesung hoffte. Aber bald kam das Übel mit ge-

wöhnlicher Heftigkeit wieder. Hume's Ende nahte sich sichtbarlich, seine Heiterkeit blieb sich aber gleich, und seine Lebensweise war so ganz unverändert, daß viele Personen seinen nahen Tod nicht glauben wollten. Er starb den 25. August 1776 in einem Alter von sechs und sechszig Jahren. Sein Tod erregte die größte Sensation in England und Schottland, bei seinem Leichenbegängnisse fand sich, ungeachtet ein starker Regen fiel, eine außerordentliche Menge Menschen von allen Ständen ein; nachher schickten viele Personen zum Küster um die Schlüssel zum Kirchhofe, ja der Zulauf war so groß, daß zwei Personen durch acht Tage das Grab bewachen mußten.

Hume's Charakter zeichnete eine feste Beharrlichkeit bei Grundsätzen, ein unaufhaltsames Fortschreiten auf der Bahn der Ausbildung, und eine durch Anstrengung erworbene Gleichmüthigkeit im Glück und Unglück aus. Er war besonders leutselig und gerade, und nur selten bitter gegen seine Gegner. Seine schwache Seite war ein ausschweifender literarischer Ehrgeiz, der ihn jedoch nur zur fortgesetzten Thätigkeit in seiner Ausbildung angetrieben hatte.

Maria Angelika Kaufmann,

eine geschätzte Mahlerin.

Geboren 1742. Gestorben 1807.

Sie wurde im Jahre 1742 zu Chur in Graubünden geboren. Ihr Vater, ein mittelmäßiger Porträtmahler in Konstanz, gab der Tochter selbst die erste Anleitung im Zeichnen. Als dreizehnjähriges Mädchen kam sie nach Como, dessen damaligen Bischof sie mit vielem Glück porträtirte, wodurch sie ihre erste Aufmunterung erhielt. Die gegen sie freigebige Natur hatte ihr, nebst dem Talente zur Mahlerei, auch schöne Anlagen für Gesang und Musik verliehen. Sie schwankte langere Zeit unschlüssig, welcher von beiden Künsten sie sich vorzugsweise widmen sollte. Auf den Rath eines Geistlichen entschied sie sich endlich für die Mahlerei, und machte nachher ein Bild, wie diese und die Tonkunst ihr auf einem Scheidewege begegnen, und sie dem Winke der ersteren folgt.

Im sechszehnten Lebensjahre verlor sie die Mutter, ihr ein Vorbild häuslicher und weiblicher Tugenden, und folgte dem Vater nach

Schwarzenberg, wo sie, während dieser die Kuppel der Kirche mahlte, die zwölf Apostel in Freskomanier ausführte. Bei solchen Arbeiten lebte sie damals sehr einfach und dürftig.

Endlich führte sie ein günstigeres Schicksal nach Italien, wo sie sich bis zum Jahre 1765 größtentheils in Rom und Neapel aufhielt, und, nebst Winkelmann, mit mehreren andern der ausgezeichnetesten Personen in Verbindung kam. Im Jahre 1766 begab sie sich, auf vielfaches Zureden vornehmer Engländer und Engländerinnen, nach London, wohin der Vater und eine kleine Nichte ihr bald nachfolgten. Sie erwarb sich in jener Stadt Ehre, Vermögen und Freunde, wurde 1769 Mitglied der königlichen Akademie der Künste, und hätte des schönsten Glückes genossen, wäre dieses nicht durch einen Betrüger auf das schmerzlichste gestört worden. Dieser Mensch, welcher körperliche Schönheit mit Anstand und Bildung vereinigte, gab sich für einen schwedischen Baron aus, wußte sich in das Herz der Unerfahrnen einzuschleichen und sie zu einer heimlichen Verbindung zu bewegen. Eigentlich machte er aber nur auf ihr Vermögen Jagd. Erst nach vier Monaten wurde der Elende, welcher zugleich ganz London getäuscht hatte, entlarvt, und die Ehe getrennt (am 10. Febr. 1769); Angelika's edles Gemüth drang auf keine verdiente Bestrafung des Frevlers. »Die Rache,« sagte sie,

»hat nie in meinem Herzen gewohnt; ich überlasse sie dem Himmel.«

Angelika war seit jenem Mißgeschick schwer zu einer zweiten Ehe zu bewegen. Erst nach vielen Jahren, nach dem Tode des Betrügers, vermählte sie sich zu einer glücklicheren Ehe, dem Wunsche ihres Vaters folgsam, mit dem Mahler Zucchi in London, einem wohlhabenden und geschätzten Künstler. Mit ihm begab sie sich wieder nach Rom, für welches sie stets die stärkste Vorliebe hatte, und wo sie auch am 5. November 1807 starb. Sie behielt ihre Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblick. Als sie schon ihr Ende herannahen fühlte, ersuchte sie ihren Vetter, Johann Kaufmann, ihr aus Gellerts geistlichen Oden und Liedern das Lied für Kranke zu lesen; da er aber aus Versehen das Lied für Sterbende begann, sagte Angelika sogleich: »Nicht dieses! ich verlange das Lied für Kranke; es steht Seite 128« — und verschied in dem nämlichen Augenblicke.

Ihr Leichenbegängniß wurde durch die Begleitung der größten Künstler und der angesehensten Männer gefeiert. Sie hinterließ nebst einer ausgesuchten Bibliothek ein beträchtliches Vermögen.

Angelika's Äußeres war eben nicht schön, aber beseelt von jenen Reizen der Anmuth, die eine immerwährende Jugend hervorzaubern. Ihr Charakter war der edelste, friedlichste und zarteste ihres Ge-

schlechts; dabei war ihr Herz sehr religiös. Die Milde ihres Gemüths erwarb ihr den Beinamen der sanften Angelika. Auf eines der von ihr zurückgelassenen Blätter hatte sie geschrieben: »In Geduld werde erwartet, was man von Gott erwartet, damit nachher das Leben desto glücklicher sey.« — Als sie durch die Revoluzion an ihrem Vermögen manchen beträchtlichen Verlust erlitten hatte, sagte sie: »Ich halte mich an zwei Tröstungen: die eine ruht in meinen Händen, dafern mir Gott diese erhält; die andere in der Überzeugung, immer einfach, ja in meiner Jugend kümmerlich gelebt zu haben. Es würde mich nicht viel kosten, zu jenem Zustande zurückzukehren.«

Der Charakter ihrer Gemüthssanftheit ging auch in alle ihre Arbeiten über, welche, obschon der strenge Kenner hier und da Inkorrektheit und Einerlei tadelt, dennoch durch Unschuld und Grazie entzücken. Man hat von ihr, nebst den Bildnissen und historischen Gemählden, deren viele aus der Antike gemahlt sind, auch mehrere radirte Stücke.

Lamoral Graf von Egmont,

ein spanischer Krieger.

Geboren 1522. Gestorben 1563.

Er stammte aus einer der vornehmsten holländischen Familien und ward im Jahre 1522 geboren. Seine ersten Kriegsdienste von Bedeutung leistete er 1544 bei dem Heere, mit welchem Karl V. Algier erobern wollte. Er zeichnete sich, obschon die Expedizion nicht gelang, dennoch sehr rühmlich aus. Nicht mindern Ruhm erwarb er sich unter der Regierung Philipps II. in den Schlachten von Saint Quentin und Gravelines in den Jahren 1557 und 1558. Allein das Schicksal hatte seiner Lebensbahn ein kurzes Ziel gesteckt. Als König Philipp im Jahre 1560 den Niederländern ihre politische und religiöse Freiheit nehmen wollte, nahm Graf Egmont an den dadurch verursachten Unruhen großen Antheil, und bemühte sich, die Statthalterin der Provinzen zur Schonung und zu milderen Maßregeln gegen die Aufrührer zu bewegen, legte auch einen feierlichen Eid ab, daß er die römisch-katholische Religion in den Provinzen unterstützen und die Ketzerei

Schwarzenberg, wo sie, während dieser die Kuppel der Kirche mahlte, die zwölf Apostel in Freskomanier ausführte. Bei solchen Arbeiten lebte sie damals sehr einfach und dürftig.

Endlich führte sie ein günstigeres Schicksal nach Italien, wo sie sich bis zum Jahre 1765 größtentheils in Rom und Neapel aufhielt, und, nebst Winkelmann, mit mehreren andern der ausgezeichnetesten Personen in Verbindung kam. Im Jahre 1766 begab sie sich, auf vielfaches Zureden vornehmer Engländer und Engländerinnen, nach London, wohin der Vater und eine kleine Nichte ihr bald nachfolgten. Sie erwarb sich in jener Stadt Ehre, Vermögen und Freunde, wurde 1769 Mitglied der königlichen Akademie der Künste, und hätte des schönsten Glückes genossen, wäre dieses nicht durch einen Betrüger auf das schmerzlichste gestört worden. Dieser Mensch, welcher körperliche Schönheit mit Anstand und Bildung vereinigte, gab sich für einen schwedischen Baron aus, wußte sich in das Herz der Unerfahrnen einzuschleichen und sie zu einer heimlichen Verbindung zu bewegen. Eigentlich machte er aber nur auf ihr Vermögen Jagd. Erst nach vier Monaten wurde der Elende, welcher zugleich ganz London getäuscht hatte, entlarvt, und die Ehe getrennt (am 10. Febr. 1769); Angelika's edles Gemüth drang auf keine verdiente Bestrafung des Frevlers. »Die Rache,« sagte sie,

»hat nie in meinem Herzen gewohnt; ich überlasse sie dem Himmel.«

Angelika war seit jenem Mißgeschick schwer zu einer zweiten Ehe zu bewegen. Erst nach vielen Jahren, nach dem Tode des Betrügers, vermählte sie sich zu einer glücklicheren Ehe, dem Wunsche ihres Vaters folgsam, mit dem Mahler Zucchi in London, einem wohlhabenden und geschätzten Künstler. Mit ihm begab sie sich wieder nach Rom, für welches sie stets die stärkste Vorliebe hatte, und wo sie auch am 5. November 1807 starb. Sie behielt ihre Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblick. Als sie schon ihr Ende herannahen fühlte, ersuchte sie ihren Vetter, Johann Kaufmann, ihr aus Gellerts geistlichen Oden und Liedern das Lied für Kranke zu lesen; da er aber aus Versehen das Lied für Sterbende begann, sagte Angelika sogleich: »Nicht dieses! ich verlange das Lied für Kranke; es steht Seite 128« — und verschied in dem nämlichen Augenblicke.

Ihr Leichenbegängniß wurde durch die Begleitung der größten Künstler und der angesehensten Männer gefeiert. Sie hinterließ nebst einer ausgesuchten Bibliothek ein beträchtliches Vermögen.

Angelika's Äußeres war eben nicht schön, aber beseelt von jenen Reizen der Anmuth, die eine immerwährende Jugend hervorzaubern. Ihr Charakter war der edelste, friedlichste und zarteste ihres Ge-

Schmerzen über diesen Verlust tief erschüttert, oftmals: »Wenn ich an meine Mutter denke, so ist alles Glück, welches ich genieße, mir eine Last, denn sie ist kein Zeuge davon!«

Im Jahre 1799 wurde er zum Divisionsgeneral, nachher zum General der Consulargarde ernannt, an deren Spitze er in der Schlacht von Marengo focht. Zur Belohnung erhielt er von der Regierung einen Ehrensäbel, in welchem die Worte eingegraben standen: »Schlacht von Marengo, befehligt in Person vom ersten Konsul. Ertheilt von der Regierung der Republik dem General Lannes.«

Nach geschlossenem Frieden befand er sich kurze Zeit als französischer Gesandter zu Lissabon; als Napoleon 1804 den Thron bestieg, ward er zum Reichsmarschall erhoben. In dem Feldzuge gegen Österreich im Jahr 1805, so wie in dem preußischen von 1806, erwarb er sich neue Lorbern. Mit Wunden bedeckt kehrte er nach Frankreich zurück und ward Herzog von Montebello. Auf dieser Reise wurde er überall mit Jubel, Triumphbögen und anderen Ehrenbezeigungen empfangen, besonders in seiner Vaterstadt, die er aus Bescheidenheit Nachts betrat, aber ganz erleuchtet fand. Seine Rührung stieg aufs höchste, da ihn hier sein greiser Vater in die Arme schloß.

Im Jahre 1808 erhielt er vom Kaiser Do-

männen im Hannöverischen mit einer jährlichen Rente von fünfzigtausend Franken.

Dieses Jahr und einen Theil des folgenden verlebte Lannes in seiner Vaterstadt nach dem ihm angebornen Hange zum Genusse der stillen Freuden des Landlebens, und beschäftigte sich vorzüglich mit der Einrichtung und Verschönerung seines Landgutes, bis ihn Napoleon 1808 nach Spanien berief, wo er sich durch die merkwürdige Einnahme von Saragossa auszeichnete. Von hier folgte er seinem Kaiser nach Deutschland, und focht in den Schlachten von Regensburg und Eßling, in welcher letztern eine Kanonenkugel am 22. Mai ihm einen Schenkel wegriß. Er besprach sich noch mit Napoleon, und ward hierauf nach Wien gebracht, wo er am 31. Mai starb. Sein Körper wurde auf Napoleons Befehl einbalsamirt und nach Frankreich gebracht. Er hinterließ eine Witwe und fünf Kinder.

Joseph Haydn,

ein berühmter Komponist.

Geboren 1732. Gestorben 1809.

Er wurde am 31. März 1732 zu Rohrau, einem Dorfe auf der Gränze zwischen Österreich und Ungern, geboren, wo sein Vater sich kärglich vom Wagnerhandwerk ernährte, und an Sonntagen durch Musik einen kleinen Nebenverdienst zu erwerben suchte, indem er die Harfe spielte und die Mutter dazu sang. Der junge Haydn war bei diesen Akademien als stummer Musiker zugegen, hielt und strich ein Brettchen, als wäre es eine Violine. Ein Schulmeister aus dem benachbarten Städtchen Haimburg sah dieß, bemerkte zugleich, daß der Knabe den Takt sehr richtig beobachte, und schloß daraus auf musikalische Anlage. Er nahm ihn, mit Bewilligung der Ältern, zu sich, und gab ihm Unterricht im Lesen, Schreiben und in der Musik. Hier lernte nach zwei Jahren, durch Vermittlung des Dechants von Haimburg, Reuter, Musikdirektor an der Stephanskirche zu Wien, den Knaben kennen, prüfte ihn und fand in ihm Talente.

So kam Haydn nach Wien, und blieb bis in sein sechszehntes Jahr Sängerknabe in der Stephanskirche. Nun verlor er aber seine schöne Sopranstimme, ward entlassen, und erwarb sich höchst kümmerlich sein Brot, indem er musikalischen Unterricht ertheilte und im Orchester spielte. Haydn hatte sich schon mit zehn Jahren im Komponiren versucht, und arbeitete nun mit verdoppeltem Eifer. Sein Vorbild wurde Emanuel Bach, dessen Komposizionen er jetzt kennen lernte und sorgfältig studierte.

Um diese Zeit erhielt Haydn bei dem Dichter Metastasio freien Tisch, und machte daselbst Bekanntschaft mit dem italienischen Kapellmeister Porpora, der zur musikalischen Ausbildung des achtzehnjährigen Jünglings vieles beitrug. In diesem Jahre erschien Haydn's erstes Quartett, welches, einige zu strenge Kunstrichter ausgenommen, im Publikum vielen Beifall fand. Er wurde nun von dem Baron Förnberg gastlich aufgenommen und als Organist in der Karmelitenkirche der Leopoldvorstadt angestellt. Auch spielte er die Orgel in der Hauskapelle des Grafen Haugwitz, und sang in der Stephanskirche den Tenor. Abends brachte er oft, in Gesellschaft von Freunden, musikalische Ständchen, gewöhnlich von ihm selbst komponirt. Eine solche Senerade erhielt auch die Gattin des komischen Schauspielers Kurz, welcher damals

unter dem Namen Bernardon in Wien äußerst beliebt war. Kurz erkundigte sich sogleich nach dem Namen des Kompositeurs, und da er erfuhr, Haydn sey der Verfasser, drang er in den neunzehnjährigen Jüngling, welcher sich bescheiden weigerte, für ihn eine Oper zu setzen. So entstand denn das komische Singspiel: der hinkende Teufel. Nun erwarb sich Haydn durch mehrere Symphonien immer größere Celebrität, und erhielt die Stelle eines Kapellmeisters bei dem Fürsten Esterhazy. Er verlebte nun die Sommer- und Herbstmonate auf einem fürstlichen Lustschlosse in Ungern, wo er sich zur Erholung von seinen musikalischen Arbeiten mit Jagd und Fischerei ergötzte. Im Jahre 1785 komponirte er die unsterblichen »sieben Worte des Erlösers am Kreuze« auf Ersuchen eines Kanonikus von Cadix. Als Haydn von dem Fürsten, welcher seinen Hofstaat einzuschränken begann, entlassen ward, machte er in den Jahren 1792 bis 1795 zwei Reisen nach London, wohin er schon früher die schmeichelhaftesten Einladungen erhalten hatte. Er fand auch daselbst die glänzendste Aufnahme und den schönsten Lohn. Die Universität zu Oxford ernannte ihn zum Doktor der Tonkunst. Nach seiner Rückkehr aus England kaufte er in einer Vorstadt von Wien ein kleines Häuschen, wo er, größtentheils in stiller Abgeschiedenheit seinem Genius lebend, die beiden unsterblichen Meister-

werke: die Schöpfung und die Jahreszeiten, ausarbeitete. Die Schöpfung schrieb er in seinem fünf und sechszigsten Jahre; die Jahreszeiten waren sein letztes musikalisches Werk von größerem Umfange. Er genoß in Wien allgemein den höchsten Grad der ihm gebührenden Achtung. Im Jahre 1809 erschien der neun und siebenzigjährige Greis zum letzten Mal öffentlich bei einer von Dilettanten vorgenommenen Aufführung seiner Schöpfung, und wurde mit der herzlichsten Auszeichnung empfangen. Das Gefühl der tiefsten Rührung und die Gewalt seiner eigenen Harmonien ergriffen ihn bei der Stelle: »Es ward Licht!« so heftig, daß er die Hände emporhob, und, indem Thränen den Augen entströmten, ausrief: »Nicht von mir, von dort kommt Alles!« Der schwache Körper konnte die Macht der Gefühle nicht aushalten; er mußte weggetragen werden. Dieß war gleichsam die Vorfeier seines nahen Todes. Er starb bald darauf an Entkräftung.

Christian Garve,

ein deutscher Gelehrter.

Geboren 1742. Gestorben 1798.

Dieser allgemein beliebte und gelesene Schriftsteller, dessen Werke echte populäre Lebensphilosophie enthalten, wurde am 7. Jänner 1742 zu Breslau geboren, wo sein Vater, welchen er frühe verlor, eine Färberei besaß. Die Erziehung des Knaben wurde aber von einer vortrefflichen Mutter vollendet, welcher er dafür mit der innigsten Liebe und Achtung ergeben blieb. Seine erste Bestimmung zur Theologie mußte Garve, seiner schwächlichen Gesundheit wegen, bald aufgeben.

Als ein und zwanzigjähriger Jüngling hörte er zu Frankfurt an der Oder Wolfs philosophische Vorlesungen. Nach Verlauf eines Jahres setzte er seine Studien in Leipzig fort, wo er mit Gellert, Weiße und andern der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands in freundschaftliche Verhältnisse kam.

Nach Gellerts Tode wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig, und las nebstbei auch über die Mathematik, mußte aber das

seiner Schwächlichkeit zu beschwerliche Lehramt schon nach einigen Jahren wieder aufgeben. Er kehrte daher 1772 nach Breslau zurück, und beschäftigte sich mit seinen literarischen Werken.

Durch seine gesammelten Abhandlungen, welche im Jahre 1779 erschienen, wurde zuerst Friedrich II. auf ihn aufmerksam gemacht. Der König ließ ihn zu sich rufen, unterhielt sich mehrmalen mit ihm, gewann an seinen geistreichen Gesprächen Vergnügen, und forderte ihn endlich auf, Cicero's Werk von den Pflichten zu übersetzen, welches 1783 zuerst im Druck erschien, und schon bis zum Jahre 1792 vier Auflagen erlebte.

Aber von nun vermehrten sich Garve's Leiden, und seine Tage wurden, obschon er alle Schmerzen mit seltener Standhaftigkeit ertrug, dennoch immer trüber. Zur Trauer über den Verlust seiner Mutter und mehrerer Freunde gesellte sich die immer zunehmende, von Nervenschwäche und Hypochondrie begleitete höchst schmerzliche Krankheit des Gesichtskrebses. Dessen ungeachtet zeigte er sich stets liebenswürdig, hatte einen Hang zur Geselligkeit, und fand im Umgange mit seinen Freunden und mit seinem reichen Geiste Trost und Stärkung für so viele Übel, wovon ihn endlich der Tod am 1. Dezember 1798 befreite.

Franz I.,

Kaiser von Österreich.

Geboren 1768.

Ein Sohn Kaiser Leopolds II. und Marien Luisens, einer Tochter Karls III., Königs von Spanien, trat er die durch eine Reihe der wichtigsten Zeitereignisse höchst merkwürdig gewordene Regierung seiner sämmtlichen Erbstaaten, nach dem Tode seines Vaters, am 1. März 1792 an. Als König von Ungern ward er am 6. Juni zu Ofen gekrönt, zum römischen Kaiser (dieses Namens der Zweite) am 7. Juli erwählt und gekrönt am 14. desselben Monats, als König von Böhmen am 9. August des nämlichen Jahres 1792.

Seine erste Erziehung erhielt er zu Florenz unter den Augen seines Vaters, die letztere Ausbildung durch seinen erhabenen Oheim, Kaiser Joseph II., welcher den Erzherzog nach Wien kommen ließ, und ihm in allen Wissenschaften die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern gab.

In seinem zwanzigsten Jahre (1788) wohnte er schon mit seinem Oheim dem Feldzuge gegen die

Türken bei; mit seltener Beharrlichkeit führte er an Loudons Seite das Oberkommando, und brannte eigenhändig die erste Kanone auf die Festung Belgrad ab, welche sich ihm ergab. Nach dem Tode seines Oheims, im Jahre 1790, besorgte er, bis zur Ankunft seines Vaters, die Regierungsgeschäfte mit dem größten Eifer. In diesem Jahre verlor er auch seine erste Gemahlin Elisabeth, eine Tochter des Herzogs Friedrich von Würtemberg, mit welcher er am 6. Jänner 1788 vermählt worden war. Im September desselben Jahrs erfolgte die Vermählung mit Maria Theresia, der Tochter Ferdinands IV., Königs beider Sizilien. Im Jahre 1791 war er bei jener wichtigen Zusammenkunft gegenwärtig, welche Kaiser Leopold, in Betreff der damaligen französischen Revoluzion, mit dem König und Kronprinzen von Preußen, dem Churfürsten von Sachsen und dem Grafen Artois, zweitem Bruder Ludwigs XVI., auf dem sächsischen Lustschlosse Pillnitz hielt.

Da eine biographische Skizze eine ausführliche Schilderung aller großen Begebenheiten und edlen Züge dieses allgeliebten Monarchen nicht gestattet, so müssen wir uns begnügen, nur die vorzüglichsten Momente aus seinem Leben auszuheben und nach der Zeitfolge in gedrängter Kürze darzustellen, um den Überblick des Ganzen dem Leser desto klarer zu machen.

Gleich den neunten Tag des ersten Monats seiner Regierung bezeichnete der Monarch durch die edelmüthige Entschließung gegen anonyme Denunziazionen und durch die Erklärung, seine Unterthanen mit neuen Lasten in dem ihm abgedrungenen französischen Kriege nach Möglichkeit verschonen zu wollen. Am 4. Juni desselben Jahres sandten die Ungern, begeistert von dem Edelmuth, womit der neue König einen doppelsinnigen Ausdruck im Krönungsdiplom aufhob, Deputirte an ihn, um Gut und Blut zur Führung des französischen Krieges anzubieten. Als er nach der Kaiserkrönung am 19. August in Wien einen feierlichen Einzug hielt, und die Stadt ihm die sonst gewöhnlichen Triumphbögen errichten wollte, äußerte er, seine Denkmäler lieber in den Herzen der Unterthanen wissend, daß die für jene Festlichkeiten bestimmte Geldsumme besser zur Verschönerung des Stephansplatzes verwendet werden möchte, auf welchem die herrliche Metropolitankirche damals durch mehrere sie umgebende kleine Häuser und Buden entstellt wurde. Man eilte, den schönen Wunsch schnell zu realisiren; Häuser und Buden verschwanden, und das gothische Meisterwerk der Domkirche erhielt den gebührenden freien Platz.

Die Standhaftigkeit seiner tapfern Soldaten belohnte der Kaiser durch doppelte Löhnung, und führte dennoch, seiner erwähnten Erklärung getreu,

den Krieg im ersten Jahre ganz ohne außerordentliche Auflagen, und im zweiten zum Theile durch die freiwilligen Kriegsbeiträge, die ihm von der Liebe seiner Unterthanen dargebracht wurden. Erst der dritte Feldzug machte die Ausschreibung einer allgemeinen Kriegssteuer unvermeidlich nothwendig.

Da der Kaiser endlich 1794 seine persönliche Gegenwart im Felde für nöthig hielt, äußerste Thätigkeit und Erduldung der Strapazen schon von Jugend auf gewohnt war, begab er sich am 2. April 1794 von Wien nach Brüssel, wo er am 9. April eintraf, und die französische Nordarmee aus ihren Stellungen bei Bouchain verdrängte. Am 13. desselben Monats nahm er in Brüssel die Huldigung an, und siegte am dritten Tage hierauf über den General Balland bei Cateau und Landreey, welches in vier Tagen genommen wurde. Andere Siege folgten nach. Am 22. Mai kommandirte der Kaiser die Schlacht bei Tournai, wo Pichegrü's Übermacht zurückgedrängt wurde. Am 3. Juni wurde Jourdan bei Charleroi von ihm geschlagen, und die Festung entsetzt. Am 19. traf der Kaiser wieder in Wien ein.

Im Jahre 1796 erfolgte die Besitznahme von Westgallizien, woselbst der Kaiser durch den Fürsten Karl Auersberg die Huldigung nehmen ließ. Den schönsten Beweis der Volksliebe erhielt der Monarch in diesem und den folgenden Jahren

durch die allgemeine Bewaffnung zur Landesvertheidigung in Österreich, Böhmen, Ungern und Tyrol, wobei sich der größte Enthusiasmus zeigte. Am 18. April wurden endlich zu Leoben die Friedenspräliminarien zwischen Österreich und der französischen Republik abgeschlossen, wodurch der Kaiser dieselbe in ihren dekretirten Gränzen anerkannte, auf Belgien Verzicht leistete und die Unabhängigkeit einer Republik genehmigte. Zur Entschädigung für Österreich wurde dagegen das Venezianische am linken Etschufer mit Dalmazien, Albanien, Istrien u. s. w. bestimmt, in dessen Folge auch die österreichischen Truppen im Juni das venezianische Dalmazien besetzten.

Des Kaisers großes Bestreben zur Einleitung eines allgemeinen Friedens gewann ihm neuerdings alle Herzen. Am 26. Juni erhielt er deßhalb ein Danksagungsschreiben der Reichsstände. Am 21. Juli begannen die Deliberazionen auf dem Reichstage zu Regensburg über das Geschäft des Reichsfriedens; und am 10. August gab der versammelte Reichstag dem Kaiser die unumschränkte Vollmacht, mit Frankreich Frieden zu schließen. Am 17. Oktober wurde endlich der Definitivfriede zwischen Österreich und der französischen Republik zu Campo Formio abgeschlossen, wodurch das Erstere für einige Abtretungen so zweckmäßige Entschädigungen erhielt, daß es (nach der Bemerkung eines unserer vorzüg-

lichsten neuen Historiker), Karls V. Zeitalter ausgenommen, nie so groß, so arrondirt und konsolidirt war.

In demselben Monat begann auch der Reichsfriedens-Kongreß zu Rastadt.

Im Anfange des folgenden Jahrs 1798 besetzten die kaiserlichen Truppen Venedig, und die Sitzungen der Reichsfriedens-Deputazion zu Rastadt wurden, unter dem Vorsitze des kaiserlichen Bevollmächtigten, Grafen von Metternich, feierlich eröffnet. Aber im Jahre 1799 brach der Krieg mit der französischen Republik neuerdings aus. Ein russisches Hülfskorps zog durch die Erbstaaten nach Italien, wo es in Verbindung mit der österreichischen Armee mit entschiedenem Glück kämpfte. Der siegreiche Erzherzog Karl drang über den Rhein in die Schweiz. Zu Ende des Jahrs traten die Russen den Rückweg nach ihrem Reiche an. Bonaparte wurde, durch die am 13. Dezember publizirte Konstituzion, zum Oberkonsul ernannt.

Im Jahre 1800 begannen wieder die Friedensunterhandlungen zwischen Österreich und Frankreich, zu welchem Ende der Kaiser den Generalmajor Grafen Joseph St. Julien nach Paris sandte. Die Präliminarien wurden zwar am 28. Juli von dem Grafen St. Julien und dem Minister Talleyrand zu Paris unterzeichnet, von dem Kaiser aber nicht ratifizirt, und der Krieg begann von Neuem.

Im September begab sich der rastlos thätige Monarch zur Armee in Baiern, wo er am siebenten eintraf, aber auch, sein menschenfreundliches Ziel nie aus den Augen verlierend, den Reichstag zur Mitwirkung zum allgemeinen Frieden aufforderte. In Österreich und Ungern wurde zugleich ein Masseaufstand zur Vertheidigung des bedrohten Vaterlandes angeordnet. Zu Ende Septembers begab sich der Kaiser wieder nach Wien zurück. Während noch viele mörderische Schlachten gefochten wurden, begannen neue Friedensunterhandlungen zu Lüneville. Ihnen folgte am 9. Febr. 1801 der Definitivfriede, welchen der Kaiser für sich und das Reich, nach der Basis des Friedens von Campo Formio, schloß. Im Mai hierauf überließ zwar auch der Reichstag dem Kaiser allein die Berichtigung des Entschädigungsgeschäftes, der Antrag wurde aber von demselben abgelehnt. Das Geschäft ward hierauf einer Reichsdeputazion übertragen. Erst am 28. April 1803 erhielt der dießfällige Beschluß die kaiserliche Ratifikazion.

Als im Jahre 1804 Frankreich in ein Kaiserthum umgestaltet, und Napoleon Bonaparte Kaiser der Franzosen wurde, erklärte sich Kaiser Franz am 16. August zum Erbkaiser von Österreich.

In diesem und im folgenden Jahre unternahm der wohlthätige Monarch zwei Reisen nach Böhmen, um sich von den Ursachen der in diesem

Lande herrschenden Theurung selbst zu überzeugen und schnelle Hülfe zu leisten.

Im Jahre 1805 brach ein neuer Krieg mit Frankreich und dessen Alliirten aus. Österreich erhielt wieder ein russisches Hülfskorps. Bei der ungünstigen Wendung des Kriegsglückes zeigte der Kaiser allenthalben diejenige Seelengröße, welche sich in seinen beiden Proklamazionen vom 28. Okt. und 13. November so unverkennbar aussprach.

»Ruhig und fest,« sagte er in der erstern, »stehe ich im Kreise von fünf und zwanzig Millionen Menschen, die meinem Herzen theuer sind. Ich habe Rechte auf ihre Liebe, denn ich will ihr Glück.«

Vor der Schlacht von Austerlitz hatte der Monarch eine Zusammenkunft mit Alexander I. in Ollmütz, den Tag nach der Schlacht mit Napoleon in der Mühle bei Saroschitz. Am 26. Dezember wurde der Friede zu Preßburg unterzeichnet, am folgenden Tage von Napoleon und am 30. durch Kaiser Franz ratifizirt, welcher am 16. Jänner 1805 unter allgemeinem Jubel seinen feierlichen Einzug in Wien hielt. In den Monaten Februar und März erfolgte die Besitznehmung von Würzburg, Salzburg und Berchtesgaden.

Am 6. August entsagte der Kaiser der deutschen Reichskrone, legte die damit verbundene Reichsregierung nieder, und erklärte seine deutschen

Erbstaaten für getrennt vom Reichskörper. Zugleich aber nahm der edelmüthige Monarch den Unterhalt der Reichskanzlei und des Reichshofraths auf sich. Das Kammergericht empfahl er der Fürsorge der bisherigen Reichsstände. In diesem Jahre beschäftigte auch die Eröffnung neuer Finanzquellen zur Erleichterung und Tilgung der Staatslasten des Kaisers Sorgfalt. Durch ein Pragmatikalgesetz vom 27. Dezember legte der Monarch auch allen seinen durchlauchtigsten Geschwistern den Titel: kaiserliche Hoheit, bei, welchen bisher nur die Deszendenz der kaiserlichen Majestät geführt hatte.

Einen neuen Beweis seiner friedlichen Gesinnungen und des innigen Wunsches, die Völker durch Ruhe zu beglücken, gab Kaiser Franz im April 1807, da er sich zum Friedensvermittler zwischen Rußland, Preußen, England und Frankreich erbot. In diesem Jahre verlor der Kaiser seine zweite Gemahlin, Maria Theresia. Im nächsten Jahre erfreute er sein Volk durch die Vermählung mit der Erzherzogin Ludovika Beatrix, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand und der Prinzessin Beatrix, des Herzogs Herkules Rainald von Modena Tochter. In diesem Jahre stiftete der Kaiser den Leopoldsorden, welcher sowohl Civil- als auch Militärverdienste zu belohnen bestimmt ist. Im Jahre 1809 brach wieder ein

Krieg mit Frankreich aus; es wurde aber noch am 14. Oktober des nämlichen Jahres zu Wien der Friede geschlossen. Im folgenden Jahre bewog die Liebe für seine Völker den Kaiser, seine älteste Tochter Marie Luise mit Napoleon zu vermählen. Diese Verbindung führte ein dreijähriges friedliches Verhältniß zwischen beiden Reichen herbei, und war auch die Ursache, daß der Kaiser seinem Eidam im russisch-französischen Feldzuge vom Jahre 1812 ein Hilfskorps bewilligte.

Da aber Napoleons Ehrgeiz immer mächtiger und drohender um sich griff, fand sich Kaiser Franz, nachdem alle Vermittlungsversuche vergebens blieben, bewogen, im Jahre 1813 dem großen Bunde mit Rußland, England, Preußen und Schweden zur Herstellung der allgemeinen Ruhe, des Gleichgewichts und der Selbstständigkeit der europäischen Staaten, mit seiner ganzen Macht beizutreten.

Wie sehr das Aufgeboth der Kräfte von dem verdienten glücklichen Erfolge gekrönt wurde, dieß lebt ja noch zu frisch im Angedenken jedes Patrioten. Die herrlichen Züge von Edelmuth, Herzensgüte und Seelengröße, welche der Monarch, dem ganzen Feldzuge beiwohnend, gab, werden ihm in den Annalen der Nachwelt eine der glänzendsten Stellen verschaffen, und jeder Gute wird den besten der Fürsten nach Jahrhunderten noch segnen, ihn, welcher sich, zum neuen Beweise der Achtung, des

Zutrauens und der Liebe, die ihm von Allen zu Theil wurden, beim Friedens-Congresse im Jahr 1814 in seiner Residenz von den erhabensten Monarchen Europa's wie der Genius des Friedens umgeben sah.

Friedrich Wilhelm III.,

König von Preußen.

Geboren 1770.

Friedrich Wilhelm, den 3. August 1770 geboren, gelangte nach seines Vaters, Friedrich Wilhelm II. Tode am 17. November 1797 zur Regierung. Er fand das Reich um die Besitzungen am linken Rheinufer geschmälert, da diese von seinem Vater in dem mit Frankreich 1795 geschlossenen Separatfrieden waren abgetreten worden. Überdieß hatte sein Vater den Schatz, welchen der große Friedrich gesammelt, fast ganz geleert. Friedrichs erste Bemühungen waren daher, das Staatsvermögen zu erhöhen, und dem gesunkenen Schatze wieder aufzuhelfen. In dieser Hinsicht fand er sich bestimmt, die politischen Maßregeln, welche sein Vater in den letzteren Jahren ergriffen hatte, beizubehalten; er setzte die friedlichen Verhältnisse mit Frankreich fort,

selbst als die Macht desselben 1799 von allen Seiten geschlagen, auf dem Punkte war, ganz zu unterliegen. Diese friedlichen Verhältnisse benutzte er zugleich, seine Staaten immer mehr und mehr zu vervollkommnen, und die vielen Verbesserungen, die er vornahm, werden sich noch bei der Nachwelt in ihren Folgen bewähren, so wie schon jetzt ihre wohlthätigen Wirkungen sich äußern.

England hatte inzwischen wiederholt alles aufgeboten, Friedrich Wilhelm zu einer Verbindung gegen Frankreich zu bewegen, doch immer vergebens. Nur gegen Ende des Jahres 1805 schien dieses gelungen zu seyn, indem die Preußen Hannover mit ihren Truppen besetzten, und diesem Lande die englische Regierungsform wieder gaben. Mehr noch konnte der Besuch, den Berlin zu jener Zeit vom Kaiser Alexander von Rußland erhielt, auf eine Veränderung des Verhältnisses zwischen Preußen und Frankreich schließen lassen, besonders da die preußischen Armeen augenblicklich in Bewegung gesetzt wurden. Allein die denkwürdige Schlacht bei Austerlitz hatte inzwischen neuerdings für das Glück der Franzosen entschieden, und Friedrich Wilhelm kehrte schnell zu seinem vorigen Systeme zurück.

Nach dem Preßburger Frieden wurde er von Napoleon aufgefordert, das Markgrafthum Ansbach an Baiern abzugeben, und das Fürstenthum Neufchatel und einige Besitzungen in Westphalen abzu-

treten; dagegen aber das von den Franzosen eroberte, jedoch von den Engländern noch durch keinen rechtsgültigen Vertrag abgetretene Hannover in Besitz zu nehmen. Friedrich Wilhelm, in der Aussicht, seine Staaten dadurch zu arrandiren, nahm diesen Tausch an. Kaum befand er sich aber einige Monate in dem Besitze dieses Landes, als er Verdacht schöpfen mußte, daß Frankreich mit England die Abtretung desselben wieder in geheim verhandle, und so brach der unglückliche Krieg zwischen Frankreich und Preußen im Herbste 1806 aus, der zugleich noch den höhern Zweck hatte, Frankreich abzuhalten, damit nicht die deutsche Verfassung gänzlich zerstört werde.

Die ersten Angriffe geschahen am 10. Oktober bei Saalfeld, wo Prinz Ludwig von Preußen den Heldentod fand. Friedrich Wilhelm stellte am 14. Oktober bei Jena seine ganze Armee auf; allein die Schlacht ging verloren, alle einzelnen Corps wurden auseinander gesprengt und kannten keinen Sammelplatz, und der brave König, der in der Schlacht selbst mit Muth an der Spitze seiner tapfern Truppen gefochten hatte, mußte in stürmischer Eile vor dem verfolgenden Feinde bis an die Weichsel flüchten. Die Franzosen rückten in Berlin ein, eine Festung nach der andern ging über, dennoch versagte Friedrich dem zu Charlottenburg zwischen Lucchesini und Düroc abgeschlossenen Waffenstill=

stande die Genehmigung. Er alliirte sich mit dem Kaiser von Rußland, und der Krieg wurde nun desto nachdrücklicher geführt. Mit Rußland stehen oder fallen war Friedrich Wilhelms Losung. Die Schlachten von Eylau und Friedland, am 8. Februar und 14. Juny 1807, werden durch die Ströhme des vergossenen Blutes in der Geschichte ewig merkwürdig bleiben; die letztere entschied über die Ehre des Krieges und das Schicksal von Preußen. Es wurden Anträge zum Waffenstillstand gemacht und Friedensunterhandlungen angeknüpft. Nachdem der Kaiser von Rußland mit Napoleon zuerst eine Zusammenkunft gehalten, ging die merkwürdige Versammlung der beiden Kaiser und des Königs von Preußen auf dem Niemen vor sich. Am 8. Juli wurde mit Rußland, am 9. mit Preußen der Friede zu Tilsit abgeschlossen.

Friedrich Wilhelm mußte in diesem Frieden alle zwischen der Elbe und dem Rheine besessenen Herzogthümer, so wie an Sachsen einen Kreis der Lausitz abtreten, auf alle Besitzungen Sachsens und der Häuser Anhalt auf dem rechten Elbufer Verzicht leisten, und dem Besitze aller von Pohlen seit dem 1. Januar 1772 unter Preußens Herrschaft gekommenen Provinzen entsagen, und die Stadt Danzig mit einem Umkreise von zwei Meilen als unabhänanerkennen, und endlich versprechen, den Englän-

dern in allen seinen Ländern ohne Ausnahme Schifffahrt und Handlung zu verbieten.

Durch diese ungeheuern Opfer hoffte Friedrich Wilhelm den Leiden der ihm noch übrigen durch die Lasten des Krieges hart mitgenommenen Länder ein Ziel zu setzen. Allein die Feindseligkeiten hatten von Seiten Frankreichs nur dem Namen nach aufgehört. Am 1. Oktober 1807 hätten dem Könige die Länder zurückgegeben werden sollen; er erhielt sie jedoch erst in vierzehn Monaten zurück. Inzwischen blieben in Preußen unter dem Vorwande der noch nicht ganz abgetragenen Contribution 150,000 Mann Franzosen, und die französischen Commissaire fuhren fort, alle öffentlichen Einkünfte zu erheben, ja noch neue außerordentliche Lasten aufzulegen. Ja als die Contribution im Jahr 1812 gänzlich abgetragen worden, behielten die Franzosen gegen alle Verträge sechs feste Plätze vom ersten Range, theils im Mittelpunkte, theils an der Grenze Preußens, in ihrer Gewalt. Die größten Demüthigungen erlitt aber das besiegte Land durch die Einführung des Continentalsystems. Vergebens strebte Friedrich Wilhelm, seinen armen Unterthanen nur einige Erleichterungen zu verschaffen.

Inzwischen war der Plan des Kaisers Napoleon gereift, durch einen Krieg den letzten Überrest des Gleichgewichtes auf dem europäischen Continent umzustürzen. Friedrich Wilhelm, der mit

Schmerz die neuen Übel voraussah, die seinem Lande bevorstanden, suchte umsonst das Ungewitter abzuwenden. Es blieb ihm, um nur die politische Existenz seiner Monarchie zu erhalten, keine andere Wahl, als der Verbündete desjenigen zu werden, der als Feind dieselbe gänzlich vernichten konnte. Am 24. Februar 1812 wurden die Allianzverträge zu Paris abgeschlossen, und schon am 2. März langten sie unterzeichnet zu Berlin ein. Der König ließ sogleich alle Anstalten zur genauesten Vollziehung des Traktats treffen, und sein Hülfscorps vollzählig aufstellen, über welches General Grawert, und in der Folge York den Oberbefehl erhielt. Die Franzosen überschritten aber auch jetzt ihre Forderungen, und Preußen konnte es sich nimmer verhehlen, daß es am Rande des Abgrundes stehe.

Es wurden die trifftigsten Vorstellungen an Frankreich gemacht, aber alle vergebens. Inzwischen waren Rußlands siegreiche Heere in Westpreußen und am 5. Januar 1813 selbst in Königsberg eingerückt, besetzten bald alle preußischen Provinzen bis zur Weichsel und Oder, ja Brandenburg und selbst die Residenz Berlin wurden genommen. Dennoch erhielt Friedrich Wilhelm auf die letzten Vorstellungen keine Erklärung von Frankreich, und mußte daher eine Allianz brechen, die von dem französischen Kaiser zu Preußens Verderben längst verletzt war.

Am 17. März 1813 erschien die preussische Kriegserklärung gegen Frankreich. Die ausserordentlichen Anstrengungen, welche Friedrich Wilhelms wackre Unterthanen nicht nur zur eigenen Rettung, sondern zur Befreiung von ganz Deutschland aufboten, werden noch die Bewunderung der spätesten Nachwelt erwecken, so wie das eiserne Kreuz die Geschichte Preussens verherrlichen wird. Die Tapferkeit der Preussen in dem Befreiunskriege der Jahre 1813 und 1814 erwarben sich die allgemeine Bewunderung und den Dank der Völker. Friedrich Wilhelm III. sieht nicht nur seine Staaten zur alten Herrlichkeit und Macht erstehen, sondern ihm wird auch für seine standhaften Leiden und rühmlichen Bemühungen der Lorbeer der Unsterblichkeit.

Talleyrand Perigord, Prinz von Benevent,

Königl. französischer Staatsminister.

Geboren 1754.

Karl Moritz Talleyrand Perigord, aus einer adeligen Familie entsprossen, trat zu Paris am 2. Fe-


B. V. S. 144.
Taleyrand.
Godoy, Friedensfürst.
Gellert.
Bernis.
Schill.
Hofer.
Weinrauch sc.

bruar 1754 an das Licht der Welt. Von erster Jugend an zum geistlichen Stande bestimmt, erhielt er in allen Wissenschaften Unterricht, welche für seine Lage erforderlich erachtet wurden. Nach vollendeter Bildungszeit wurde er nach und nach Abbé von Celles und St. Denis, und endlich Bischof von Autün.

Als Abgeordneter der Geistlichkeit des Sprengels von Autün erschien er in den Generalstaaten, wo er sich gleich vom Anfange an mit der Kammer der Gemeinen vereinigte. Mit ungemeinen Talenten verband er eine große Leichtigkeit im Arbeiten. Sein Name, seine Würde und sein Beispiel zog eine bedeutende Anzahl Geistlicher zu den Gemeinen hinüber. Am 20. August 1789 war er einer derjenigen, welche hauptsächlich dazu beigetragen haben, daß der Beschluß durchging, nach welchem alle Staatsbürger, ohne Unterschied der Geburt, zu Staatsämtern sollteu gelangen können. Drei Tage hierauf widersetzte er sich dem Vorhaben, daß man in der Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers bloß vom Gottesdienste, statt von der katholischen Religion spräche. In den drei folgenden Monaten hielt er mehrere Reden über die Finanzen, worin er unter andern den Verkauf geistlicher Güter vorschlug, und diesen für eben so gerecht als nützlich erklärte. An dem berühmten 14. Juli 1790 las er bei dem Föderationsfeste die Messe. Im Au-

gust desselben Jahres drang er sehr lebhaft auf die Ausfertigung von Assignaten; leistete später den Bürgereid, und am 29. Dezember 1790 erließ er eine Zuschrift an die Geistlichkeit, worin er Rechenschaft von den Beweggründen gab, die ihn veranlaßt hätten, diesen Eid zu leisten, und worin er sie zugleich einlud, seinem Beispiele zu folgen. Den 14. Jänner 1791 wurde er Mitglied des Departements von Paris, und im März und November trat er mit Mirabeau und Sieyes in genauere Verbindung, und vertheidigte die nicht beeidigten Priester. Da er mit Hülfe der Bischöfe von Lyda und Babylon die ersten constitutionellen Priester geweiht hatte, zog er sich die Unzufriedenheit des römischen Hofes zu, die Pius VI. in einem Ermahnungsschreiben vom 17. April 1791 öffentlich zu erkennen gab. In der constituirenden Nationalversammlung sprach er kräftigst über die Finanzen, und arbeitete zugleich auch einen Vortrag über die Nationalerziehung aus, der viele vortreffliche Ideen enthielt.

Nach dem Schlusse dieser Sitzungen wurde Talleyrand mit Chauvelin als geheimer Unterhändler nach England geschickt, um den Krieg abzuwenden, und selbst einen Friedens- und Handlungsvertrag zwischen beiden Nationen einzuleiten. Der 10. August 1792 trat aber bald darauf ein, und veranlaßte das brittische Kabinet, den Charakter dieser Agenten nicht anzuerkennen. Chauvelin kehrte nach

Frankreich zurück, Talleyrand blieb aber in England, bis die Fortschritte der Revolution das englische Ministerium bewogen, ganz feindliche Maßregeln zu ergreifen, und Talleyrand durch die Fremdenbill genöthiget war, sich aus Großbrittanien zu entfernen. Ihn schreckte das Blut, das in seinem Vaterlande floß, und da er Nachricht erhalten hatte, daß man nach dem 10. August 1792 in den Tuillerien Schriften gefunden hatte, die ihn verantwortlich machen konnten, wagte er es nicht, nach Frankreich zurückzugehen, und begab sich in die vereinigten Staaten von Amerika. Mittelst einer von Philadelphia den 16. Juni 1795 datirten Addresse an den Nazionalkonvent suchte er sowohl seine Ausstreichung aus der Emigrantenliste, als die Zurücknahme eines Anklagedekrets gegen sich nach. Sein Wunsch wurde durch das Konventsdekret vom 4. September desselben Jahres erfüllt, er kehrte nach Paris zurück, und wurde Mitglied des Nazionalinstituts. Am 16. Juli 1797 wurde er an Lacroix Stelle zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt.

Von dieser Zeit an nahm Talleyrand einen sehr bedeutenden Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten. Doch schon am 20. Juli 1799, ungefähr einen Monat nach Sieyes Eintritt in das Direktorium, suchte er seine Entlassung wieder. Inzwischen war er einer von denen, die mit Rö-

derer den Plan zum 18. Brumaire ausarbeiteten, und wurde nach dieser Revoluzion vom ersten Konsul sogleich wieder zum Minister der auswärtigen Verhältnisse berufen. Seit dieser Zeit hat er fortwährend die diplomatischen Angelegenheiten Frankreichs mit der größten Geschicklichkeit geleitet, und hauptsächlich bei den Unterhandlungen präsidirt, welche den Friedensschlüssen von Lüneville und Amiens vorangingen. Im Juni 1802, nach der Wiederherstellung des katholischen Kultus in Frankreich, wirkte ihm der erste Konsul bei dem Papste ein Breve aus, das ihn seiner Verpflichtungen als Geistlichen entband, und seine Ehe mit Madame Grant bestätigte. Im Jahre 1805 wohnte er der Krönung Bonaparte's in Mailand bei, und zu Ende dieses Jahres begab er sich nach Wien und Preßburg, und unterzeichnete den Frieden mit Österreich. Er wurde Großkämmerer des Reichs, erhielt das rothe Band, und wurde auch mit den preußischen und baierischen Orden geziert. Nach der Schlacht von Jena am 14. Oktober 1806 brach er mit seinem diplomatischen Korps abermals von Paris auf, und folgte dem Hoflager nach Berlin, schloß hierauf zu Posen den Frieden mit Sachsen ab, und unterzeichnete am 9. Juli 1807 den Friedenstraktat von Tilsit. Späterhin wurde er zum Fürsten von Benevent ernannt, und zum Vizegroßwahlherrn des Reiches erhoben, seine Minister-

stelle aber an Champagni übertragen. Im Jahre 1808 begleitete er Napoleon nach Bayonne, und sodann nach Erfurt zur Unterredung mit Kaiser Alexander. Seit jener Zeit lebte er bald zu Paris, bald auf seinen Gütern in philosophischer Ruhe, bis die Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 ihn wieder zum Dienste des Staats hervorriefen. Er versammelte am 1. April 1814 nach der Einnahme von Paris durch die verbündeten Mächte, den Senat, und wurde durch denselben an die Spitze der provisorischen Regierung gestellt, durch welche Bürger und Soldaten des Eides für Napoleon entlassen, die neuen französischen Regierungsgrundsätze aufgestellt, und den Bourbons wieder Huldigung und Treue geleistet wurden. Ludwig XVIII. bestätigte ihn in seinen Würden, schloß durch ihn den Frieden mit den verbündeten Mächten, und übertrug ihm die weiteren Führungen der Staatsangelegenheiten. Im Oktober 1814 begab sich Talleyrand als bevollmächtigter Minister nach Wien, um bei dem Kongresse die Geschäfte seines Vaterlandes zu führen.

Talleyrand zeichnet sich sowohl durch ungemeine Talente, als durch tiefe und umfassende Einsichten, durch eine genaue Kenntniß der europäischen Staaten, so wie durch richtige Menschenkenntniß, durch Festigkeit des Charakters nicht minder, als durch einen nicht gewöhnlichen Scharf-

blick und durch Klugheit aus. Sein seltner Geist hat ihm nicht nur die Achtung seines Vaterlandes, sondern auch bei allen Völkern Europens einen bleibenden Ruhm erworben.

Don Manuel Godoy de Alvarez,

Friedensfürst, spanischer Grand und Minister.

Geboren 1768.

Don Manuel Godoy wurde 1768 zu Badajoz in Estremadura von einer adeligen aber wenig bekannten und unbemittelten Familie geboren. Seine Ältern brachten ihn, nebst seinem älteren Bruder, in Dienste bei der königlichen Leibwache, wo seine Umstände so beschränkt waren, daß er oft der Beihülfe seiner Kameraden bedurfte, um auf der Parade mit Anstand erscheinen zu können. Kurz vor dem Tode König Karls III. hatte er das Glück, der damaligen Prinzessin von Asturien bekannt zu werden. Sein Bruder hatte vor ihm dieses Glück genossen, war aber von dem Könige entfernt, ja auf fünf und zwanzig Meilen von Madrid verwiesen worden. Der jüngere Godoy wurde der Prinzessin

als ein trefflicher Guitarrenspieler aufgeführt, und empfahl sich durch eine schöne männliche Gestalt, durch ein einnehmendes Wesen, durch gesellschaftliche Talente und durch Wohlredenheit.

Nach dem Tode Karls III. wurde sein Bruder nicht nur begnadiget, sondern auch zum Obersten der Leibwache erhoben, und unverzüglich nach Madrid zurückberufen. Seit dieser Zeit fing Don Manuel Godoy sich zu erheben an. Er erhielt zuerst die für ihn ganz neu gestiftete Stelle eines Generaladjutanten bei der Leibwache, womit Generalsrang verbunden war. Durch eine günstige Verkettung von Umständen, und ein glückliches Ergreifen derselben, bald durch bescheidenes Benehmen und heuchlerische Gefälligkeit, bald durch Anmaßung und rauhe Beherrschung seiner Gegner, suchte er nun sich den Weg zu den höchsten Ehrenstellen zu bahnen. Bei dem Sturze des Grafen von Florida Blanka am 28. Februar 1792 wurde er Finanzminister, und es verging kein Tag, der ihn nicht mit Beweisen der königlichen Gnade überhäufte. Sein Vater und seine Brüder bekamen ausgezeichnete Stellen in der Administration, seine Schwester wurde zur Ordensdame des Marien Luisen-Ordens, er selbst im April 1792 zum Generallieutenant und zum Grand von Spanien in der ersten Klasse, unter dem Titel eines Herzogs von Alcudia, Vikomte von Altkastilien erhoben, auch wurden ihm

die Krongüter von Alcudia und die Einkünfte des einträglichsten der vier militärischen Orden ertheilt. Karl IV. hing ihm selbst die Ordenskette des goldnen Vließes um. Er erhielt eine Pension von viertausend Piastern, der König schenkte ihm einen Degen, einhundert fünfzigtausend Piaster an Werth, und die Königin ein silbernes Tafelservice, das noch weit mehr werth war.

Sein Ansehen stieg so mächtig, daß die angesehendsten Grands es für nöthig hielten, um sein Fürwort zu bitten, wenn sie nur eine gewöhnliche Hofgunst erlangen wollten. Selbst der große Rath von Kastilien mit dem trefflichen berühmten Grafen Aranda an der Spitze, vermochte nichts gegen ihn auszurichten. Beim Anfange des Krieges mit der französischen Republik ging die Meinung des Rathes dahin, nur vertheidigungsweise vorzugehen, doch der Herzog von Alcudia war ganz anderer Meinung, und kein Gegengewicht hielt seine Macht in Schranken. Der Rath von Kastilien wurde aufgelöset und Graf Aranda nach Saragossa verwiesen. An seine Stelle trat der Herzog am 18. November 1792 als erster Staatssekretär oder Premierminister. Sein schnelles Emporsteigen aus der Dunkelheit erregte allgemeines Aufsehen und nicht wenige Neider, die ihm jedoch nicht das Geringste anhaben konnten. Im Juni 1793 wurde er Generalkapitän, und erhielt von der Königin

ein goldenes Tafelservice. Als er am 22. Juli 1795 zu Basel zwischen Frankreich und Spanien Friede schloß, erhielt er eine neue in ihrer Art einzige Auszeichnung, nämlich den Titel: Prinzipe de la Paz (Friedensfürst) und ein bei Grenada liegendes Landgut von fünfzigtausend Piastern jährlicher Einkünfte.

Die Großen wurden endlich seiner Herrschsucht müde, und mehrere Grands entwarfen den Plan, den Günstling zu stürzen. Allein Goday entdeckte denselben, ließ seine Gegner verhaften, und durch ein bei Madrid versammeltes Armeekorps die Ruhe wieder herstellen. Gleich darauf empfing er auf Lebenszeit die Würde eines Regidors der Stadt Burgos, und auf ausdrücklichen Befehl des Königs selbst an den Orten, wo die königliche Familie sich aufhielt, mit dieser ganz gleiche Ehrenbezeigungen. Endlich wurde er selbst Mitglied der königlichen Familie, indem er sich mit der Tochter des verstorbenen Infanten Don Ludwig, Vaters-Bruder des regierenden Königs, vermählte. Mit glänzendem Pompe wurde am 2. Oktober 1797 im königlichen Pallaste von Escurial die Vermählung vollzogen. Dadurch wurde er auch zu Lissabon als Cousin der Königin von Portugall anerkannt, und erhielt das Fürstenthum Evora al Monte zum Geschenke.

Durch Dankbarkeit und Interesse zum Vor-

theile Portugalls gestimmt, widersetzte er sich 1798 dem französischen Direktorium, als dieses eine Armee unter Augereau durch Spanien gegen Portugall senden wollte. Im April desselben Jahres legte er selbst das Ministerium nieder, in welchem ihm Don Francesco Saavedra folgte. Indessen blieb der Friedensfürst zu Aranjuez, wo er von dem Könige und der Königin fortwährend Beweise der Zuneigung erhielt. Er wirkte aber noch immer thätigst auf den Staat, und setzte seinen Willen durch. Im Anfang des Jahrs 1799 erhob ihn sein Monarch zu der wieder nur für ihn allein geschaffenen Würde eines Großadmirals. Der Günstling strebte aber immer noch höher, und vorzüglich aus diesem Grunde übernahm er das Kommando in dem kurzen Kriege zwischen Spanien und Portugall, welcher durch den am 8. Juni 1801 zu Badajoz geschlossenen Frieden geendigt wurde. Er wußte sich auch einen mehreren Einfluß durch die Attribute eines Reichscunsultadors zu erwerben. Dieser ganz neue Titel gab dem Oberbefehlshaber der Armee auch die Civilregierung in die Hände. Die letzte Erhöhung enthielt endlich das königliche Dekret vom 13. Jänner 1807, wodurch ihn Karl IV. als Generalissimus der spanischen Landmacht bestätigte, ihn zum Generaladmiral des spanischen Indien und der ganzen königlichen Seemacht ernannte, ihm den Titel: Beschützer des Seehandels der Spa-

nier, nebst dem Prädikate: Durchlaucht, beilegte, und befahl, den Friedensfürsten wie des Königs eigene Person zu ehren.

Die Großen des Reiches wurden über Godoy's gränzenloses Glück höchst entrüstet. Nicht die scheinbare Begünstigung der Wissenschaften, nicht die angekündigte Einführung der pestalozzischen Lehrmethode und der tachygraphischen Schulen, welche der Friedensfürst mit großem Gepränge betrieb, konnte die besseren Köpfe mit einem Menschen versöhnen, dessen Untauglichkeit zur Regierung Spaniens in so schweren Zeiten sich erprobt hatte. Die Kränkungen, deren sich Godoy im thörigten Vertrauen auf seine unerschütterliche Macht selbst gegen die Mächtigsten schuldig machte, beschleunigten den Ausbruch des Ungewitters. Die Feinde Godoy's suchten an dem Prinzen von Asturien einen Schild, und arbeiteten zum Sturze des Günstlings. Allein er erhielt Anzeigen, und wußte es dahin zu bringen, daß der Prinz, unter dem Titel eines Anschlags auf den Thron, gefänglich eingezogen wurde. Doch bald erhielt der Prinz Verzeihung, und leise nahte dem mächtigen Fürsten die Rache. Er ahndete von dem ihm bereiteten Schicksale nicht das Geringste, als in der Nacht vom 18. auf den 19. März 1808 zugleich in Aranjuez und in Madrid ein förmlich organisirter furchtbarer Aufstand losbrach. Der stärkste Auflauf war

in Aranjuez, wo sich der Friedensfürst nebst dem Hofe befand. Seine Leibwache konnte ihm keinen Schutz gewähren, und die königlichen Garden vereinigten sich mit dem erbitterten Volke, das laut und wüthend seinen Tod forderte. Er hatte nun keine Wahl, als sich unter dem Dache seines Pallastes unter Matten zu verbergen. Hier schmachtete er, dem sonst nichts unerreichbar blieb, durstend, und fand nicht einmal Wasser. Er trat daher aus seinem Schlupfwinkel und forderte von einem Soldaten ein Glas Wasser, wodurch er entdeckt wurde. Seine Verfolger bekamen ihn in ihre Gewalt, er wurde mißhandelt, mit Steinen geworfen, und erhielt einen Stich in die Hüfte; vom Blute triefend mußte er vor der Volkswuth in die Wache der Garde zu Aranjuez gerettet werden, wo er sich auf Stroh warf, und den Prinzen von Asturien um Gnade für sein Leben bat. Nur mit Mühe hatte der Prinz, auf die Aufforderung der Königin, ihn aus den Händen der wüthenden Aufrührer befreien können, die sich allein durch das Versprechen einer strengen Untersuchung wider den verhaßten Günstling beruhigen ließen. In Madrid wurden seine Wohnung, so wie die Häuser seiner Anverwandten und Favoriten geplündert, und die darin gefundenen Mobilien verbrannt. Vier Tage lang herrschte eine vollkommene Anarchie, doch war kein

Blut, außer jenem des gestürzten Günstlings, geflossen.

Don Manuel Godoy blieb einige Zeit im Gefängnisse; doch inzwischen rückten französische Truppen in Madrid ein, und der König so wie der Prinz von Asturien gingen nach Bayonne ab, wo Napoleon über das Schicksal Spaniens entschied; auch Godoy wurde nach Bayonne gebracht. Er hatte eine Unterredung mit dem französischen Herrscher, deren Resultat unbekannt ist. Seit jener Zeit lebt er außer seinem Vaterlande als Privatmann in unbemerkter Ruhe, ein seltenes Beispiel eines gestürzten Großen, dem nach seinem Falle das Glück einer ungetrübten Zurückgezogenheit ward.

Christian Fürchtegott Gellert,

ein berühmter deutscher Gelehrter und Dichter.

Geboren 1715. Gestorben 1769.

Gellert wurde am 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg geboren, wo sein Vater zweiter Prediger war, der sein Amt fünfzig Jahre mit aller Treue verwaltete, und von mittelmäßigen Ein-

künften dreizehn Kinder mit einer klugen, doch vom Geiz entfernten Sparsamkeit erzog. Im älterlichen Hause erhielt des Knaben Herz die beste Bildung. Den ersten Unterricht empfing er in einer kleinen Schule seiner Vaterstadt, in welcher der Funke in ihm freilich nicht zur Flamme angefacht, doch sein Geist frühe zur Geduld und Ergebenheit hingeleitet wurde. Dennoch äußerte sich der Trieb zur Dichtkunst bei ihm schon frühe; in seinem zehnten Lebensjahre, ehe er auf die Schule ging, die ihn zur Akademie vorbereiten sollte, schrieb er mehrere Gedichte. Sein erster Versuch war ein Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters. Die Wohnung desselben war ein baufälliges Haus, von vierzehn oder fünfzehn Stützen gegen den Einsturz gewahret, und eben so viele waren damals der Gellertschen Kinder und Kindeskinder. Dieser Anblick veranlaßte in dem Jünglinge den Gedanken, jedes derselben zu einer Stütze des Vaters und seines Namens zu machen, welche Glück wünschte, und der Effekt, den diese Arbeit bewirkte, war so glücklich, daß Gellert in den späteren Jahren mit Vergnügen sich an diesen ersten Versuch erinnerte. Er hatte jedoch keinen Führer, keinen Lehrer auf dem neu betretenen Pfade, und einzig Günther, Neukirch und Hanke zu seinen Mustern.

Auf der Fürstenschule zu Meissen betrieb Gellert das Studium der Griechen und Römer, und

lernte dadurch zuerst bessere Muster der Beredsamkeit und Dichtkunst kennen. Auf dieser Schule lebte er zugleich mit Gärtner und Rabener, mit welchen er eine genauere Bekanntschaft suchte, die bald zu einer unverbrüchlichen Freundschaft für das ganze Leben erwuchs. Die Kränklichkeit seines Körpers, der von der ersten Kindheit an schwach und [illegible] gewesen zu seyn scheint, obschon er durch nichts verweichlicht worden war, äußerte sich in Meissen zuweilen schon heftig, und verließ ihn später fast nicht mehr. Nach fünf Jahren kehrte er in das Haus seines Vaters zurück, und bereitete sich daselbst noch durch einige Zeit zum akademischen Leben vor. Im Jahre 1734 ging er nach Leipzig, wo er der Philosophie und der Theologie allen Fleiß widmete. Nach vier Jahren ließ ihn sein Vater nach Hause kommen, weil es ihm schwer fiel, ihn noch länger aus seinen Mitteln auf der Universität zu erhalten. Gellert fing nun an sich auf die Kanzel zu wagen, doch mit ungemeiner Schüchternheit, da sein erster Versuch, öffentlich zu reden, den er noch als Knabe gewagt hatte, nicht glücklich ausgefallen war. Gellert hatte nämlich ein Kind zur Taufe gehalten, welches wenige Tage hierauf starb. Er wollte demselben eine Leichenrede halten; kaum eine Stunde vor dem Begräbnisse war er mit der Ausarbeitung fertig geworden, er konnte sie also bei seinem ohnehin nicht besonderem

Gedächtnisse nicht mehr fest memoriren. Er begann zu sprechen, doch schon beim dritten Satze verließ ihn das Gedächtniß, er mußte den Aufsatz zur Hand nehmen, und vollendete nicht ohne Verwirrung. Der Eindruck, den diese Scene auf ihn gemacht hatte, verfolgte ihn bei jeder Predigt. Doch gefiel er, da er seine Lehren in einer deutlichen und doch zierlichen Sprache vortrug, welche Erscheinung zu jener Zeit durchgehends neu war.

Seine Umstände erlaubte ihm nicht, sich bloß mit der Ausbildung seines Geistes zu beschäftigen. Auf Löschers Empfehlung übernahm er 1739 auf ein Jahr die Aufsicht über zwei junge Herren von Lüttichau bei Dresden. Nachher unterwies er ein Jahr lang seiner Schwester Sohn, ihn zur Universität vorzubereiten, und zugleich einen seiner Brüder, welcher aber auf der Schule zu Freiberg starb. Im Jahre 1741 begleitete er seinen Vetter nach Leipzig, um sowohl die Aufsicht über ihn fortzusetzen, als sich selbst noch mehr zu vervollkommnen. Bei dem Anblicke der Stadt erwachte der Wunsch in ihm, daß es ihm gegönnt seyn möchte, sein ganzes Leben daselbst zuzubringen, welcher Wunsch ihm vom Himmel wirklich gewährt war. Hier bildete sich nun sein Geschmack im Umgange mit Eberl, Schlegel und Gärtner. Sein fortwährend kränklicher hypochondrischer Körper verbot ihm, nach einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit

n streben, er suchte daher ein möglichst nützlicher
Mann zu werden. In den Belustigungen des Ver-
andes und Witzes, welche eben 1742 zuerst er-
hienen, gab er die ersten Proben seiner Dichtun-
en, die wegen ihres gefälligen und leichten Tones,
nd wegen des tiefen Gemüthes, das aus denselben
rach, vieles Aufsehen erregten.

Von jener Zeit an widmete er sich dem Un-
rrichte der akademischen Jugend. Er suchte dabei
cht bloß den Verstand der Jünglinge mit nützli-
jen Kenntnissen zu bereichern, sondern vorzüglich
ren Geschmack zu bilden, ihr Herz zu bessern, und
nen ein warmes Gefühl für Religion und Tugend
eizubringen. Im Jahre 1744 ward er Magister,
abilitirte sich 1745, und gab in eben diesem Jahre
en ersten Band seiner Fabeln, einige Lustspiele,
nd die schwedische Gräfin, den ersten deutschen
Originalroman, heraus.

Schon vom Jahre 1746 an wurden seine hy-
ochondrischen Zufälle immer schmerzhafter. Diese
inderten ihn jedoch nicht, seine Lustspiele 1747
erbessert, und 1748 den zweiten Band seiner Fa-
eln und Erzählungen in die Welt treten zu lassen.
Der Ruhm seines Namens verbreitete sich dadurch
mmer mehr und mehr, und verschaffte ihm überall
ine ausgezeichnete Achtung. Im Jahre 1751 mußte
r die Stelle eines außerordentlichen Professors der
hilosophie übernehmen; er erhielt dabei einen

Gehalt, welcher in der Folge ansehnlich erhöhe
wurde. Mit dem Jahre 1752 ging seine Hypocho
drie in eine tiefe Schwermuth und unüberwindlich
Niedergeschlagenheit über, erfüllte seine Seele mi
lauter schwarzen Bildern, und verbitterte ihm all
Freuden des Lebens. Doch blieb er dabei imme
der geduldige, menschenfreundliche und liebreich
Mann, der er sich immer erwiesen hatte. In de
Kriege von 1756 bis 1763 erhielt er die schönste
Beweise von der ausgebreiteten Achtung, die ma
für ihn überall zeigte; seine Vaterstadt wurde au
Verehrung für seinen Namen nur mit sehr gering
Einquartierung belegt, und sein eigenes Quartier
Leipzig wollte man ganz damit verschonen, welche
er aber verbat, damit nicht etwa die Last eine
Ärmeren aufgebürdet werde. Die ihm angebote
ordentliche Lehrkanzel der Philosophie wies er zu
rück, weil er die Pflichten derselben aus Krankh
nicht mehr erfüllen zu können glaubte. Die Kran
heit wuchs endlich von Tage zu Tage, der Gebrau
des Karlsbades war ohne Erfolg, die Bemühun
gen der geschicktesten Ärzte, zugleich seiner wärm
sten Freunde, waren vergeblich. Seine Leiden na
men unaufhörlich zu, bis endlich eine gefährlich
Verstopfung den 13. Dezember 1769 dieselben zu
gleich mit seinem Leben endete.

Gellert war von mittlerer Größe, und wen
er sein immer sinkendes Haupt emporhob, we

lang als kurz, ansehnlich von Gestalt, aber sehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe freie Stirne, seelenvolle blaue Augen, eine hohe gebogene Nase, und einen angenehmen Mund. Seine immer kränklichen Umstände gaben ihm eine ernsthafte Miene, die in das Traurige fiel, durch welche aber seine treuherzige fromme Seele immer durchschimmerte. Er war empfindsam für alles Rühmliche, aufrichtig, gerade, unfähig der Verstellung; er war äußerst mäßig, behalf sich durch sein ganzes Leben ohne einen Diener; auch bewarb er sich nie um Hülfe für sich, dagegen war er für Jedermann zu Hülfe und Beistand mit Rath und That bereit.

Sein Tod versetzte ganz Deutschland in Trauer. Knaben und Männer, Gelehrte und Ungelehrte, Damen und Herren, Ausländer und Einheimische, Dichter und Prosaisten beeiferten sich um die Wette, ihn zu rühmen. Sein Bildniß wurde in Gips und Wachs abgedrückt, in Kupfer gestochen, in Marmor gegraben, und auf Holz und Leinwand gemahlt. Diese Auszeichnung war aber der billige Zoll der Dankbarkeit; denn war gleich Gellert kein Genie erster Größe, so war er doch der Lehrer, durch welchen Deutschland zuerst zu einer besseren Bildung hingeleitet wurde.

Seine Freunde haben ihm auch ein Denkmal in der Johanniskirche zu Leipzig, auf deren Kirch

Hof er, seinem eigenen Verlangen gemäß, begraben wurde, errichtet. Es stellt die Dichtkunst vor, welche sein mit einem Lorbeer gekröntes Bildniß der Religion übergibt. Die Statuen sind von Alabaster, das Bild ist in Metall gegossen. Auf dem Fußgestelle pranget die Inschrift: Diesem Lehrer und Beispiele der Religion und Tugend widmete dieses Denkmal eine Gesellschaft seiner Freunde und Zeitgenossen, welche seiner Verdienste Augenzeugen waren.

Franz Joachim Peter Graf Bernis,

Kardinal, Erzbischof von Albi.

Geboren 1715. Gestorben 1794.

Franz Joachim von Bernis war im Jahre 1715 zu St. Marzel im ehemaligen Languedok geboren. Er stammte aus einer alten gräflichen Familie, und wurde seit seiner Kindheit zum geistlichen Stande bestimmt. Da er, wie die meisten jüngeren Söhne aus vornehmen Häusern, in ziemlich beschränkten Vermögensumständen war, brachte er einige Jahre seiner Jugend in dem Seminarium St. Sulpice zu, trat hierauf in das Kapitel zu

Lyon, und ließ sich endlich in Paris nieder. Sein Stand, seine edle Gestalt, sein Antlitz voll der anziehendsten Offenheit, dann ein geläuterter Geist, Liebenswürdigkeit im höchsten Grade, eine gesunde Urtheilskraft, ein glänzendes Dichtertalent und ein fester Charakter, dieses alles machte, daß man ihn in jeder Gesellschaft zu besitzen suchte. Er ließ sich auch diese Zuvorkommung gefallen, und genoß in verschiedenen angenehmen Zirkeln der lautersten Freude.

Allein dieser Anschein von Zerstreuung mißfiel dem alten Kardinal Fleury, der ein Freund seines Vaters war, und es übernommen hatte, für das Glück des jungen Mannes zu sorgen. Er ließ ihn zu sich kommen, und stellte ihm sehr ernstlich vor, daß er nichts zu hoffen hätte, so lange er, Kardinal Fleury, leben würde. Der junge Abt bückte sich tief und antwortete: »Ich werde warten!« und ging. Der alte Minister lächelte über die Antwort, sie schien ihm zu gefallen und wiederholte sie sogar gegen mehrere Personen, that aber weiter nichts; ja Bernis gelangte wirklich zu keiner Pfründe. Dieser fuhr indessen in der bisherigen Lebensart fort, und hatte sich gegen seine Konkurrenten nichts vorzuwerfen, als daß er in den Gesellschaften besser aufgenommen wurde, und nicht zu heucheln wußte.

Der alte Minister starb, jedoch mit den

Glücksumständen des jungen Bernis ging es no
immer nicht vorwärts. Er selbst bekümmerte si
nicht im geringsten darum, und lebte in der Zu
versicht, daß unter den Großen, von denen vie
seine Verwandte waren und sich um seinen Umgan
bewarben, sich einer oder der andere finden müßt
der ihm mit Nutzen diente; aber keiner that e
Man begnügte sich zu bemerken, daß nie ein Man
von Geburt die Eingeschränktheit seines Stand
mit so vieler Würde und Heiterkeit ertragen hätt
Er achtete aber selbst darauf nicht. Er gehörte z
den Mitgliedern der französischen Akademie, un
diese war es allein, was, ohne ihm einen Stan
zu geben, doch wenigstens statt desselben diente.

Ein Zufall machte ihn endlich mit der Ma
quise von Pompadour bekannt, und sie faßte fü
ihn die lebhafteste Freundschaft und Achtung. De
erste Gebrauch, den er von einem so wichtigen Ein
flusse machte, war nicht für sich, sondern für an
dere; erst seine Freunde mußten ihn erinnern, auc
an sich selbst zu denken. Ein Beweis, wie weni
Ehrgeiz er hatte, ist das Ziel, das er sich hieri
setzte. Der König hatte ihn an Boyer, vormalige
Bischof zu Mirepoix, welcher damals die Verthei
lung der geistlichen Ämter hatte, empfohlen, diese
wußte jedoch die Empfehlung, die ihm Befehl hätt
seyn sollen, zu umgehen. Er forderte den Ab
Bernis auf, Priester zu werden, und verspr ach

ihn alsdann bald zu einem Bisthume zu ernennen. Der Abt antwortete, daß er nicht hinlänglichen Beruf zu diesem Stande in sich fühle, und mit einer blossen Abtei zufrieden seyn würde, welche ihm jedoch abgeschlagen wurde. Der König verlieh ihm nun eine Pension von tausend fünfhundert Livres, aus seiner Schatulle, eine kleine Wohnung im Louvre, und ernannte ihn bald hierauf zur Ambassade in Venedig, und drei Jahre später zu jener in Spanien. Als er wieder nach Versailles zurückkam, begann er eine glänzende Rolle, und es gibt wenige Beispiele von so schnellen Fortschritten, wie Graf Bernis machte. Er gewann den größten Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte, und war im eigentlichsten Sinn Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wurde auch mit dem Orden des heil. Geistes geziert. Die Verbindlichkeiten, die er gegen seine Beschützerin hatte, konnten ihn jedoch nicht bewegen, das Interesse seines Vaterlandes ihrer Eitelkeit aufzuopfern; er widersetzte sich ihren Maßregeln mit aller Festigkeit eines Patrioten, aber auch mit aller Sanftmuth eines Freundes. Er fiel am Hofe in Ungnade, das Ruder der Geschäfte wurde ihm abgenommen, und er nach Soissons verwiesen. Fast zu gleicher Zeit, als der Kardinalshut für ihn anlangte.

Im Jahre 1764 wurde er wieder an den Hof gezogen und zum Erzbischof von Albi ernannt, und

bald hierauf als Botschafter nach Rom abgesendet. Er hatte daselbst den Auftrag, an der Aufhebung der Jesuiten zu arbeiten, und führte dieses Geschäft angelegentlich, ungeachtet es seinen Wünschen und Ansichten entgegen war. Nach dem Konklave von 1774, bei welchem vorzüglich er zur Wahl Pius VI. beigetragen hatte, verblieb er zu Rom unter dem Titel eines Protektors von Frankreich. Er hatte jedoch seit seiner Sendung nach Rom den Musen gänzlich entsagt, denen er doch bisher mit ausgezeichnetem Erfolge sich gewidmet hatte.

Bernis Haus war zu Rom auf den größten Fuß eingerichtet, er hielt offene Tafel, und man brauchte, um nach Belieben einen Platz daran zu finden, ihm nur vorgestellt zu seyn. Dieser tägliche Aufwand, dann häufige und prächtige Lustbarkeiten richteten ihn zu Grunde; seine Güter in Frankreich wurden durch seine eigene Familie schlecht verwaltet, und der Kardinal fand sich endlich so verschuldet, daß er sich nicht, ohne eine gänzliche Reform, herausreißen konnte. Diese kam jedoch zu spät, denn es trat die französische Revoluzion ein, durch welche er sich ganz zurückgesetzt fand. Durch die Verwendung des Ritters Azara, seines Freundes, erhielt er eine Pension vom spanischen Hofe, allein sie war seinen Umständen nicht angemessen. Dennoch, aus angeborner Liebe zur Gast-

freundschaft und zu seinem Könige, nahm er dessen entflohene Tanten auf, und bewirthete sie, ungeachtet seiner beschränkten Ökonomie, sehr liberal. Er starb am 1. November 1794 zu Rom, allgemein beliebt und allgemein bedauert.

Bernis hat sich als Dichter vorzüglich in der beschreibenden Dichtungsart ausgezeichnet; aber auch seine kleinen lyrischen Schriften gehören zu den besseren ihrer Zeit. Bernis stand von 1761 bis 1777 mit Voltaire in einem Briefwechsel, den man nach seinem Tode herausgegeben hat. Bemerkenswerth ist, daß Bernis in seinem Testamente den Wunsch geäußert hatte, in der Nähe seines Geburtsortes begraben zu werden, welcher, obschon erst neun Jahre nach seinem Tode, in Erfüllung kam. Sein Leichnam wurde am 28. April 1803 in der Hauptkirche zu Nimes feierlich beigesetzt.

Ferdinand von Schill,

königlich preußischer Major, Anführer eines Freikorps.

Geboren 1773. Gestorben 1809.

Er wurde im Jahre 1773 zu Sotthof, einem in Oberschlesien gelegenem Gute seines Vaters, geboren. Die militärische Laufbahn des tapfern Greises, eines gebornen Ungers, scheint in mancher Hinsicht Ferdinands Vorbild gewesen zu seyn, welcher der Jüngste unter vier Söhnen war, die sich sämmtlich dem Waffendienste widmeten.

Ferdinand kam zuerst auf die Breslauer Schule, im Jahre 1789 als Junker zum Husarenregimente Schimmelpfenning, und 1790 zum Dragonerregimente der Königin. Man erzählt, der Garnisonsdienst hätte Schills lebhaftem Streben gar nicht zugesagt; er habe sich vielmehr ununterbrochen mit Planen und Entwürfen für die Zukunft beschäftigt, und sich daher beim Exerziren manchen Verweis zugezogen.

Im preußischen Feldzuge vom Jahre 1806 rückte er als Secondlieutenant aus, wurde in der

Schlacht bei Auerstädt gefährlich verwundet, rettete sich aus der französischen Gefangenschaft, und kam in übelem Zustande zu Kolberg an.

Kaum genesen, erhielt er auf sein dringendes Bitten vom Kommandanten in Kolberg sechs Kürassiere. Mit diesen machte er nun kühne Streifzüge in die umliegenden Gegenden und Städte, haschte den Franzosen mehrere bedeutende Magazine, die sie abholen wollten, beinahe vor den Augen weg, und machte selbst sieben französische Offiziere in dem Städtchen Massow zu Gefangenen.

Auf diesem Zuge hatte er verschiedene Versprengte, Waffen und Dienstpferde gefunden. Dieß erweckte in ihm zuerst die Idee zur Errichtung eines eigenen Korps. Zu diesem Ende trachtete er sich vor Allem von dem Zustande der vorzüglichsten Ortschaften der umliegenden Gegenden zu unterrichten. Er hatte jetzt ein kleines Kommando von ungefähr zwanzig Mann Infanterie und Kavallerie. Mit diesen unternahm er manches Wagestück und fügte den Franzosen manchen Schaden zu. So nahm er Fouragewägen, in mehreren Orten die Kassen (im Gesammtbetrage von neuntausend Reichsthalern), und lieferte alles nach Kolberg ab. Aus dem Städtchen Gülzow vertrieb er ein beträchtliches feindliches Infanterie- und Kavallerie-Detaschement, welches er so zu schrecken wußte, daß es mit einem überlegenen Feinde zu thun zu haben glaubte. Er

machte bei dieser Gelegenheit drei und dreissig Gefangene und eine Beute von tausend Reichsthalern, mehreren Offiziers-Equipagewägen und Waffen; alles wurde wieder nach Kolberg abgeliefert.

Der Ruf, welchen er sich durch solche Bravouren erwarb, zog eine immer größere Anzahl von Ranzionirten herbei. Er errichtete jetzt eine Eskadron Kavallerie, und suchte auch Jäger und Schützen an sich zu ziehen. Zu diesem Ende verwendete er oft sein eigenes Vermögen.

Nun wurde er mit vierzig Pferden von seiner Eskadron als stehendes Kommando nach dem Städtchen Greifenberg gesandt. Hier führte er in den Wäldern den kleinen Krieg mit vielem Glück, schnitt dem Feinde die Kommunikazion zwischen Stettin und Wollin ab, hob mehrere französische Offiziere von höherem Range auf (unter ihnen auch den General Victor, welcher nachher gegen den preußischen General Blücher ausgewechselt wurde), und machte neuerdings viele Beute an Geld, Waffen und Pferden. Vergebens bemühte sich der Feind, ihn durch verschiedene Detaschements aufzuheben.

Indeß wurde Schill nach Kolberg zurückberufen, und seine Mannschaft unter die Garnison der Festung eingetheilt. Erst nach der mißlungenen Expedizion auf Wollin erhielt er wieder freiere Hand. Unterm 12. Jänner 1807 erhielt er endlich vom König in sehr gnädigen Ausdrücken die Er-

laubniß zur Errichtung eines regulären Korps, welches aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie bestehen sollte. An Mannschaft hatte er bald keinen Mangel, destomehr aber an Kleidung und Waffen. Es wurden daher Bürger- und Bauernflinten requirirt, aus erbeutetem Eisen Ladstöcke und Bajonette geschmiedet; aber dessen ungeachtet mußten, wegen Mangel an Gewehren, viele mit Piken und Sensen ausgerüstet werden. Eben so übel stand es um die Kleidung. Die Infanterie zog zum Theil in leinenen Kitteln und barfuß einher, die Kavallerie oft ohne Sattel, mit Trensen von Stricken gedreht, und den Säbel an einem Stricke befestigt. Die Artillerie hatte weniges eisernes und kleines Geschütz. So buntscheckig aber auch das Äußere dieses Korps seyn mochte, so wurde es doch von einem herrlichen Geiste des Muthes und der kühnsten Tapferkeit belebt. Erst späterhin vermochte Schill seine Mannschaft mit erbeutetem Tuche besser zu uniformiren und eben so zu bewaffnen. Da er selbst alle Mühseligkeiten mit Geduld und Frohsinn standhaft ertrug, so thaten seine Leute ein Gleiches. Er behandelte sie gütig, und sie liebten ihn. Er ging ihnen mit dem Beispiele der Tapferkeit vor, und sie folgten ihm. So versah er die Festung Kolberg mit Proviant und sandte dem königlichen Heere in Pohlen mehrere Tausende von den erbeuteten Geldern. Er ward der Schrecken so mancher

feindlichen Truppenabtheilung. Im Februar 1807 wurde er zum Rittmeister befördert. Bei der Belagerung von Kolberg leistete er durch mehrere Ausfälle die wichtigsten Dienste. Im April ging er mit einem Theile seines Korps nach Schwedisch-Pommern, um bei einer preußisch-schwedischen Diversion von Stralsund aus im Rücken der französischen Armee zu operiren. Am 9. Mai kam er wieder nach Kolberg zurück, und die Belagerer erfuhren neuerdings seine ihnen fürchterliche Gegenwart.

Bald nachher wurde Schill vom Könige zum Major ernannt, und sein Korps erhielt die Erlaubniß, neben dem Namen der Provinz, wo es im Standquartier war, auch Schills Namen zu führen. Am 10. Dezember 1808 zog er in Berlin ein. Man empfing ihn mit Jubel. Ein Lorbeerkranz wurde ihm überreicht. Aber ungeachtet aller Ehren- und Beifallsbezeigungen behielt Schill ganz seine vorige Bescheidenheit.

Nicht lange fand Schill an seinem jetzigen ruhigeren Zustande Behagen. Vom Drange nach Thätigkeit dahingerissen, faßte er den Entschluß, als Parteigänger aufzutreten — und verließ am 29. April 1809 mit seinem Regimente Berlin und die preußischen Staaten heimlich und ohne Bewilligung. So brach er in Westphalen ein. Der König von Preußen mißbilligte die eigenmächtige Entfernung, und der König von Westphalen setzte den

Preis von zehntausend Franken auf Schills Kopf. Dieser ließ sich aber von seinem Plane durch nichts abwendig machen, sondern marschirte zuerst vor die sächsische Stadt Wittenberg, die er mit Sturm bedrohte. Als ihm aber die Wegnahme nicht gelang, ging er am 1. Mai über die außerhalb der Stadt befindliche Elbebrücke, durchzog rasch das Anhaltische, erhob in Dessau eine Kontribuzion, erlaubte den Soldaten in Köthen das Schloß zu plündern, besetzte Halle, und hatte bei Dodendorf, unweit Magdeburg, am 5. Mai mit der Garnison der Festung ein blutiges Gefecht, welches durch seine Kavallerie sich für ihn entschied. Er machte dabei zweihundert Westphalen zu Gefangenen.

Nun aber nahm sein Schicksal eine der vorigen entgegengesetzte höchst ungünstige Wendung. Der König von Westphalen erklärte seine Mannschaft für eine bewaffnete Räuberhorde, ihn selbst vogelfrei. Von der preußischen Regierung wurde er vor das Kriegsgericht gefordert.

An diesen unerwarteten Schlägen scheint Schills planmäßige Entschlossenheit gescheitert zu seyn. Er vertheilte seine Truppen in einzelne Detaschements, zog allerlei schlechtes Gesindel an sich, und plünderte verheerend im Elbe-, Saal- und Ocker-Departement. Indeß hatten sich gegen ihn französische und westphälische Truppen mit der holländischen Division Gratien vereinigt, welche am

15. Mai zu Stendal eintraf. Schill, dessen Macht sich nun auf sechstausend Mann belief, besetzte die meklenburgische Festung Dömitz, und streifte von da bis Lauenburg, Lübeck und Hamburg. Er wurde aber am 24. Mai durch den General d'Albignac aus dem mit Sturm genommenen Dömitz wieder vertrieben, und nun rückten die erwähnten vereinigten Korps von vier Seiten zu seinem Verderben heran, so, daß dem Eingeschlossenen nur die Seeseite noch frei blieb. Schill ging daher über Wismar, Rostok und Dammgarten, wo er noch fünfhundert Meklenburger, die ihm den dortigen Paß sperren wollten, zu Gefangenen gemacht hatte, nach Stralsund, wo er am 25. Mai eintraf. Er nahm die Stadt nach einem halbstündigen Gefechte mit der französischen Artillerie und traf alle Anstalten zur hartnäckigsten Vertheidigung. Am 31. Mai erschien General Gratien, durch eintausend und fünfhundert Dänen verstärkt, vor der Stadt. Schills Korps war nun ungefähr siebentausend Mann stark. Der Angriff begann. Schill verbreitete durch ein Kartätschenfeuer aus sieben und zwanzig Kanonen unter den Stürmenden Tod und Verderben. Allein dessen ungeachtet drang ein holländisches Linienregiment in die Stadt, wo Schills Truppen zum Empfang aufgestellt waren. Ein heftiges Gefecht, von beiden Seiten mit Wuth und Erbitterung geführt, endigte sich hier mit Schills

Tode, welcher von zwei dänischen Husaren, denen er sich, obschon verwundet, nicht ergeben wollte, niedergehauen wurde.

Das nachher verbreitete Gerücht, Schill lebe noch, widerlegte ein holländischer Wundarzt, welcher das Haupt des Getödteten, in Weingeist aufbewahrt, zeigte.

Andreas Hofer,

Insurgenten-Chef der Tyroler.

Geboren 1765. Gestorben 1810.

Er war der Sohn wohlhabender Ältern, geboren 1765 im Passeyerthale in Tyrol. Er bekam von ihnen eine eigene Wirthschaft, und begann mit Wein, Getreide und Vieh zu handeln. So verbesserten sich seine Umstände immer noch mehr: endlich übernahm er auch zwei Wirthshäuser, deren eines in einer Gegend, am Sande genannt, lag, wovon er auch den Namen Sandwirth erhielt. Hier lebte Hofer ruhig und glücklich als Gatte und als Vater von vier Kindern, von seinen Landsleuten allgemein geachtet als redlicher Biedermann und eifriger Patriot. Dieser gute Ruf ward

bald hierauf als Botschafter nach Rom abgesendet. Er hatte daselbst den Auftrag, an der Aufhebung der Jesuiten zu arbeiten, und führte dieses Geschäft angelegentlich, ungeachtet es seinen Wünschen und Ansichten entgegen war. Nach dem Konklave von 1774, bei welchem vorzüglich er zur Wahl Pius VI. beigetragen hatte, verblieb er zu Rom unter dem Titel eines Protektors von Frankreich. Er hatte jedoch seit seiner Sendung nach Rom den Musen gänzlich entsagt, denen er doch bisher mit ausgezeichnetem Erfolge sich gewidmet hatte.

Bernis Haus war zu Rom auf den größten Fuß eingerichtet, er hielt offene Tafel, und man brauchte, um nach Belieben einen Platz daran zu finden, ihm nur vorgestellt zu seyn. Dieser tägliche Aufwand, dann häufige und prächtige Lustbarkeiten richteten ihn zu Grunde; seine Güter in Frankreich wurden durch seine eigene Familie schlecht verwaltet, und der Kardinal fand sich endlich so verschuldet, daß er sich nicht, ohne eine gänzliche Reform, herausreißen konnte. Diese kam jedoch zu spät, denn es trat die französische Revoluzion ein, durch welche er sich ganz zurückgesetzt fand. Durch die Verwendung des Ritters Azara, seines Freundes, erhielt er eine Pension vom spanischen Hofe, allein sie war seinen Umständen nicht angemessen. Dennoch, aus angeborner Liebe zur Gast-

freundschaft und zu seinem Könige, nahm er dessen entflohene Tanten auf, und bewirthete sie, ungeachtet seiner beschränkten Ökonomie, sehr liberal. Er starb am 1. November 1794 zu Rom, allgemein beliebt und allgemein bedauert.

Bernis hat sich als Dichter vorzüglich in der beschreibenden Dichtungsart ausgezeichnet; aber auch seine kleinen lyrischen Schriften gehören zu den besseren ihrer Zeit. Bernis stand von 1761 bis 1777 mit Voltaire in einem Briefwechsel, den man nach seinem Tode herausgegeben hat. Bemerkenswerth ist, daß Bernis in seinem Testamente den Wunsch geäußert hatte, in der Nähe seines Geburtsortes begraben zu werden, welcher, obschon erst neun Jahre nach seinem Tode, in Erfüllung kam. Sein Leichnam wurde am 28. April 1803 in der Hauptkirche zu Nimes feierlich beigesetzt.

Ferdinand von Schill,

königlich preußischer Major, Anführer eines Freikorps.

Geboren 1773. Gestorben 1809.

Er wurde im Jahre 1773 zu Sotthof, einem in Oberschlesien gelegenem Gute seines Vaters, geboren. Die militärische Laufbahn des tapfern Greises, eines gebornen Ungers, scheint in mancher Hinsicht Ferdinands Vorbild gewesen zu seyn, welcher der Jüngste unter vier Söhnen war, die sich sämmtlich dem Waffendienste widmeten.

Ferdinand kam zuerst auf die Breslauer Schule, im Jahre 1789 als Junker zum Husarenregimente Schimmelpfenning, und 1790 zum Dragonerregimente der Königin. Man erzählt, der Garnisonsdienst hätte Schills lebhaftem Streben gar nicht zugesagt; er habe sich vielmehr ununterbrochen mit Planen und Entwürfen für die Zukunft beschäftigt, und sich daher beim Exerziren manchen Verweis zugezogen.

Im preußischen Feldzuge vom Jahre 1806 rückte er als Secondlieutenant aus, wurde in der

Schlacht bei Auerstädt gefährlich verwundet, rettete sich aus der französischen Gefangenschaft, und kam in übelem Zustande zu Kolberg an.

Kaum genesen, erhielt er auf sein dringendes Bitten vom Kommandanten in Kolberg sechs Kürassiere. Mit diesen machte er nun kühne Streifzüge in die umliegenden Gegenden und Städte, haschte den Franzosen mehrere bedeutende Magazine, die sie abholen wollten, beinahe vor den Augen weg, und machte selbst sieben französische Offiziere in dem Städtchen Massow zu Gefangenen.

Auf diesem Zuge hatte er verschiedene Versprengte, Waffen und Dienstpferde gefunden. Dieß erweckte in ihm zuerst die Idee zur Errichtung eines eigenen Korps. Zu diesem Ende trachtete er sich vor Allem von dem Zustande der vorzüglichsten Ortschaften der umliegenden Gegenden zu unterrichten. Er hatte jetzt ein kleines Kommando von ungefähr zwanzig Mann Infanterie und Kavallerie. Mit diesen unternahm er manches Wagestück und fügte den Franzosen manchen Schaden zu. So nahm er Fouragewägen, in mehreren Orten die Kassen (im Gesammtbetrage von neuntausend Reichsthalern), und lieferte alles nach Kolberg ab. Aus dem Städtchen Gülzow vertrieb er ein beträchtliches feindliches Infanterie- und Kavallerie-Detaschement, welches er so zu schrecken wußte, daß es mit einem überlegenen Feinde zu thun zu haben glaubte. Er

machte bei dieser Gelegenheit drei und dreißig Gefangene und eine Beute von tausend Reichsthalern, mehreren Offiziers-Equipagewägen und Waffen; alles wurde wieder nach Kolberg abgeliefert.

Der Ruf, welchen er sich durch solche Bravouren erwarb, zog eine immer größere Anzahl von Ranzionirten herbei. Er errichtete jetzt eine Eskadron Kavallerie, und suchte auch Jäger und Schützen an sich zu ziehen. Zu diesem Ende verwendete er oft sein eigenes Vermögen.

Nun wurde er mit vierzig Pferden von seiner Eskadron als stehendes Kommando nach dem Städtchen Greifenberg gesandt. Hier führte er in den Wäldern den kleinen Krieg mit vielem Glück, schnitt dem Feinde die Kommunikazion zwischen Stettin und Wollin ab, hob mehrere französische Offiziere von höherem Range auf (unter ihnen auch den General Victor, welcher nachher gegen den preußischen General Blücher ausgewechselt wurde), und machte neuerdings viele Beute an Geld, Waffen und Pferden. Vergebens bemühte sich der Feind, ihn durch verschiedene Detaschements aufzuheben.

Indeß wurde Schill nach Kolberg zurückberufen, und seine Mannschaft unter die Garnison der Festung eingetheilt. Erst nach der mißlungenen Expedizion auf Wollin erhielt er wieder freiere Hand. Unterm 12. Jänner 1807 erhielt er endlich vom König in sehr gnädigen Ausdrücken die Er-

laubniß zur Errichtung eines regulären Korps, welches aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie bestehen sollte. An Mannschaft hatte er bald keinen Mangel, destomehr aber an Kleidung und Waffen. Es wurden daher Bürger- und Bauernflinten requirirt, aus erbeutetem Eisen Ladstöcke und Bajonette geschmiedet; aber dessen ungeachtet mußten, wegen Mangel an Gewehren, viele mit Piken und Sensen ausgerüstet werden. Eben so übel stand es um die Kleidung. Die Infanterie zog zum Theil in leinenen Kitteln und barfuß einher, die Kavallerie oft ohne Sattel, mit Trensen von Stricken gedreht, und den Säbel an einem Stricke befestigt. Die Artillerie hatte weniges eisernes und kleines Geschütz. So buntscheckig aber auch das Äußere dieses Korps seyn mochte, so wurde es doch von einem herrlichen Geiste des Muthes und der kühnsten Tapferkeit belebt. Erst späterhin vermochte Schill seine Mannschaft mit erbeutetem Tuche besser zu uniformiren und eben so zu bewaffnen. Da er selbst alle Mühseligkeiten mit Geduld und Frohsinn standhaft ertrug, so thaten seine Leute ein Gleiches. Er behandelte sie gütig, und sie liebten ihn. Er ging ihnen mit dem Beispiele der Tapferkeit vor, und sie folgten ihm. So versah er die Festung Kolberg mit Proviant und sandte dem königlichen Heere in Pohlen mehrere Tausende von den erbeuteten Geldern. Er ward der Schrecken so mancher

feindlichen Truppenabtheilung. Im Februar 1807 wurde er zum Rittmeister befördert. Bei der Belagerung von Kolberg leistete er durch mehrere Ausfälle die wichtigsten Dienste. Im April ging er mit einem Theile seines Korps nach Schwedisch-Pommern, um bei einer preußisch-schwedischen Diversion von Stralsund aus im Rücken der französischen Armee zu operiren. Am 9. Mai kam er wieder nach Kolberg zurück, und die Belagerer erfuhren neuerdings seine ihnen fürchterliche Gegenwart.

Bald nachher wurde Schill vom Könige zum Major ernannt, und sein Korps erhielt die Erlaubniß, neben dem Namen der Provinz, wo es im Standquartier war, auch Schills Namen zu führen. Am 10. Dezember 1808 zog er in Berlin ein. Man empfing ihn mit Jubel. Ein Lorbeerkranz wurde ihm überreicht. Aber ungeachtet aller Ehren- und Beifallsbezeigungen behielt Schill ganz seine vorige Bescheidenheit.

Nicht lange fand Schill an seinem jetzigen ruhigeren Zustande Behagen. Vom Drange nach Thätigkeit dahingerissen, faßte er den Entschluß, als Parteigänger aufzutreten — und verließ am 29. April 1809 mit seinem Regimente Berlin und die preußischen Staaten heimlich und ohne Bewilligung. So brach er in Westphalen ein. Der König von Preußen mißbilligte die eigenmächtige Entfernung, und der König von Westphalen setzte den

Preis von zehntausend Franken auf Schills Kopf. Dieser ließ sich aber von seinem Plane durch nichts abwendig machen, sondern marschirte zuerst vor die sächsische Stadt Wittenberg, die er mit Sturm bedrohte. Als ihm aber die Wegnahme nicht gelang, ging er am 1. Mai über die außerhalb der Stadt befindliche Elbebrücke, durchzog rasch das Anhaltische, erhob in Dessau eine Kontribuzion, erlaubte den Soldaten in Köthen das Schloß zu plündern, besetzte Halle, und hatte bei Dodendorf, unweit Magdeburg, am 5. Mai mit der Garnison der Festung ein blutiges Gefecht, welches durch seine Kavallerie sich für ihn entschied. Er machte dabei zweihundert Westphalen zu Gefangenen.

Nun aber nahm sein Schicksal eine der vorigen entgegengesetzte höchst ungünstige Wendung. Der König von Westphalen erklärte seine Mannschaft für eine bewaffnete Räuberhorde, ihn selbst vogelfrei. Von der preußischen Regierung wurde er vor das Kriegsgericht gefordert.

An diesen unerwarteten Schlägen scheint Schills planmäßige Entschlossenheit gescheitert zu seyn. Er vertheilte seine Truppen in einzelne Detaschements, zog allerlei schlechtes Gesindel an sich, und plünderte verheerend im Elbe-, Saal- und Ocker-Departement. Indeß hatten sich gegen ihn französische und westphälische Truppen mit der holländischen Division Gratien vereinigt, welche am

15. Mai zu Stendal eintraf. Schill, dessen Macht sich nun auf sechstausend Mann belief, besetzte die meklenburgische Festung Dömitz, und streifte von da bis Lauenburg, Lübeck und Hamburg. Er wurde aber am 24. Mai durch den General d'Albignac aus dem mit Sturm genommenen Dömitz wieder vertrieben, und nun rückten die erwähnten vereinigten Korps von vier Seiten zu seinem Verderben heran, so, daß dem Eingeschlossenen nur die Seeseite noch frei blieb. Schill ging daher über Wismar, Rostok und Dammgarten, wo er noch fünfhundert Meklenburger, die ihm den dortigen Paß sperren wollten, zu Gefangenen gemacht hatte, nach Stralsund, wo er am 25. Mai eintraf. Er nahm die Stadt nach einem halbstündigen Gefechte mit der französischen Artillerie und traf alle Anstalten zur hartnäckigsten Vertheidigung. Am 31. Mai erschien General Gratien, durch eintausend und fünfhundert Dänen verstärkt, vor der Stadt. Schills Korps war nun ungefähr siebentausend Mann stark. Der Angriff begann. Schill verbreitete durch ein Kartätschenfeuer aus sieben und zwanzig Kanonen unter den Stürmenden Tod und Verderben. Allein dessen ungeachtet drang ein holländisches Linienregiment in die Stadt, wo Schills Truppen zum Empfang aufgestellt waren. Ein heftiges Gefecht, von beiden Seiten mit Wuth und Erbitterung geführt, endigte sich hier mit Schills

Tode, welcher von zwei dänischen Husaren, denen er sich, obschon verwundet, nicht ergeben wollte, niedergehauen wurde.

Das nachher verbreitete Gerücht, Schill lebe noch, widerlegte ein holländischer Wundarzt, welcher das Haupt des Getödteten, in Weingeist aufbewahrt, zeigte.

Andreas Hofer,

Insurgenten-Chef der Tyroler.

Geboren 1765. Gestorben 1810.

Er war der Sohn wohlhabender Ältern, geboren 1765 im Passeyerthale in. Tyrol. Er bekam von ihnen eine eigene Wirthschaft, und begann mit Wein, Getreide und Vieh zu handeln. So verbesserten sich seine Umstände immer noch mehr: endlich übernahm er auch zwei Wirthshäuser, deren eines in einer Gegend, am Sande genannt, lag, wovon er auch den Namen Sandwirth erhielt. Hier lebte Hofer ruhig und glücklich als Gatte und als Vater von vier Kindern, von seinen Landsleuten allgemein geachtet als redlicher Biedermann und eifriger Patriot. Dieser gute Ruf ward

auch die Ursache, daß man ihn beim Landsturme im Jahre 1799 zum Hauptmann und Führer seiner Gemeinde erwählte. Er erwarb sich hier so sehr das volle Vertrauen und die allgemeine Zufriedenheit, daß er im Jahre 1809 zum Oberbefehlshaber der Tyroler-Insurrekzion erhoben wurde. Nun lieferte er gegen die baierischen Truppen, deren Anzahl in Tyrol noch gering war, einige glückliche Gefechte, und zeichnete sich vorzüglich durch seine Thätigkeit bei den Vertheidigungsanstalten aus. Er ließ alle Pässe durch Verhaue befestigen, die Wege abgraben, Felsstücke in Ketten hängen und mächtige Baumstämme auf den Berggipfeln in Bereitschaft legen, um sie auf die anrückenden Feinde hinabzuwälzen. In der Hofburg zu Innsbruck hatte er sein Hauptquartier, hielt eigene Adjutanten, welche seine Befehle den Landschützen-Bataillons überbrachten, und trug an der Brust eine goldene Kette mit einem Kreuze. Da er selbst sehr rechtlich, in seiner Lebensweise einfach und mäßig, standhaft und muthig war, so übte er auch Strenge in der Aufsicht über militärische und sittliche Zucht. So befahl er z. B. dem weiblichen Geschlechte sittsame Bekleidung der Brust und der Arme.

Indeß hatte die baierische Regierung den Widerspenstigen eine allgemeine Amnestie verkündet; Hofer blieb aber unerschütterlich, und fuhr fort, den Geist seiner Landsleute gegen sie zu entflammen

wobei der Kapuziner Pater Joachim auf ihn großen Einfluß hatte. Schon waren die Baiern mit Übermacht eingerückt, schon war der mit Österreich abgeschlossene Friede verkündiget worden, schon begannen die Salzburger, Pinzgauer, und selbst die Bewohner der vorderen Thäler Tyrols sich zu unterwerfen, aber im Inneren des Landes stand Hofer noch an der Spitze der Einwohner, hatte auf dem Brenner ein verschanztes, fast unangreifbares Lager, und hielt den Iselberg, wie auch den Paß bei Lueg stark besetzt. Indeß war auch ein französisch-italienisches Truppenkorps in den südlichen Theil von Tyrol eingerückt. Der Vizekönig von Italien forderte die Tyroler zur Unterwerfung auf, und versprach ihnen schonende Gerechtigkeit. Als aber auch dieses nicht den erwünschten Erfolg hatte, wurde der Iselberg mit Sturm eingenommen; die geschlagenen Tyroler flohen und verloren ihr Geschütz. Nun ergaben sich die Bewohner des Unter-Innthals. Auch Hofer änderte jetzt seinen festen Sinn, ermahnte die Tyroler, sich in ihr Schicksal zu ergeben, und bat die Regierung um Schonung und gute Behandlung des Volkes. Als man aber gegen sie wieder schärfere Maßregeln zu nehmen begann, entflammte dieß ihre Gemüther von Neuem, und Hofer selbst rief im Passayer-, Pinzgau- und im Ober-Innthale wieder zu den Waffen. »Streitet muthig,« rief er, »wenn ihr nicht ganz Tyrol

binnen vierzehn Tagen von jungen Leuten beraubt, und zuletzt Gotteshäuser, Altäre und Klöster, ja die ganze Religion vernichtet sehen wollt.« Aber Tyrols Kraft mußte der Übermacht weichen, ergab sich, und erhielt von dem Könige von Baiern die erwünschte Verzeihung. Hofer war indeß plötzlich unsichtbar geworden und des auf ihn gesetzten Preises ungeachtet nicht zu finden. Er hielt sich auf dem Gipfel der Gebirge des Passeyerthals verborgen, in einer schlechten Hütte, deren Zugang die Natur selbst durch Abgründe und schneebedeckte Eisklippen fürchterlich verschanzt hatte. Er wäre hier zuverlässig noch lange unentdeckt geblieben, hätte nicht die Verrätherei eines seiner vertrautesten Anhänger seinen Aufenthalt für den Preis von dreihundert Dukaten den Franzosen angezeigt. Am 27. Jänner 1810 wurde die Hütte um vier Uhr Morgens plötzlich von einem französischen Truppen-Detaschement umzingelt. Als die Grenadiere anpochten, schloß Hofer sogleich die Thüre selbst auf, trat ihnen, mit einem Degen und zwei Pistolen bewaffnet, in Gesellschaft seines Sohnes und eines Adjutanten, entgegen, und sagte mit voller Geistesgegenwart: »Ich bin Andreas Hofer; mein Schicksal ist in euren Händen. Tödtet mich — aber schont meines unschuldigen Weibes und meiner Kinder!«

Die Soldaten drangen in die Hütte, wo man noch vier geladene Büchsen und beträchtliche

Geldsummen in verschiedenen Münzsorten fand. Er wurde geschlossen auf einem Wagen, von fünfhundert Mann umgeben, nach Mantua abgeführt. Unterwegs strömte das Volk von allen Seiten herbei, und beklagte mit allen Zeichen des heftigsten Schmerzes den geliebten unglücklichen Mann. Zu Mantua wurde er in das Gefängniß des Hafenforts am Mincio gebracht. Hier entschied eine Militärkommission seinen Prozeß. Er hoffte jetzt noch immer auf Erhaltung seines Lebens, aber am 19. Februar wurde ihm das Todesurtheil verkündet. Es erschütterte ihn zuerst heftig; er berief sich auf die allen Tyrolern verkündete Amnestie. Als er aber sah, daß seine Bemühung vergebens sey, trat ruhige Fassung an die Stelle der vorigen Erschütterung. Am 20. Februar Morgens wurde er auf eine Bastion der Festung geführt. Er schritt, ohne die geringste Spur von Furcht, gelassen und betend einher, ließ sich die Augen nicht verbinden, sondern wandte sich mit Begeisterung gegen Sonnenaufgang, und gab endlich selbst den Soldaten das Zeichen zum Schießen. Er sank — von mehreren aus zwölf Musketen abgeschossenen Kugeln durchbohrt.

So endete die kurze militärische Laufbahn dieses Mannes, welche am 12. April 1809 bei der Bestürmung von Innsbruck begonnen hatte, noch vor dem Verlaufe eines Jahres.

Ein kleines Gemählde der Gestalt, Sitten und Lebensweise Hofers schließe diese biographische Skizze.

Ein Körper von mittlerer Größe und von starkem-Knochenbau; ein röthliches Gesicht mit sanften treuherzigen Zügen; ein langer Bart; kühner, feuriger Blick; breite Stumpfnase. Seine gewöhnliche Tracht war die der Einwohner seines heimatlichen Thals: eine kurze grüne Jacke, ein rothes Wamms und breiten Hosenträger darüber; ein breiter lederner Gürtel um den Leib; kurze Beinkleider von schwarzem Leder, die nur bis an die Knie reichten; weißwollene Strümpfe bis an die Waden; niedere aufgeschnittene Bauernschuhe, und ein mit schwarzseidenen Bändern eingefaßter runder Hut; auf dem Bande um den Kopf des Hutes waren die goldgestickten Worte: »Andreas Hofer, provisorischer Kommandant in Tyrol.« Zur Seite hing ein großer Offiziersſäbel.

Hofer besaß, außer einer guten topographischen Kenntniß von Tyrol, wenig Bildung; sogar im Lesen und Schreiben war er schwach. Achtungswürdig aber erscheint er durch seine glühende Vaterlandsliebe, und durch die Tugenden der Seelenstärke, Mäßigkeit und wahrer Humanität. Er verhütete, so viel in seinen Kräften stand, Ausschweifungen und Plünderungen, rettete manchem das Leben, und milderte das Schicksal eroberter

B. V. S. 183.



Ortschaften. Damit verband er einen hohen Grad religiöser Frömmigkeit. Im Gefechte blieb er fast immer hinter der Linie; aber selbst seine Nähe reichte hin, seine Landsleute zu begeistern. Noch ist sein Andenken jedem Tyroler werth.

Graf von Rumford,

ein Beförderer des Nützlichen und Guten.

Geboren 1752. Gestorben 1814.

Dieser Wohlthäter der Menschheit hieß mit seinem Familiennamen Benjamin Tompson, wurde im Jahre 1752 auf der Eintrachtsinsel (welche ehemals Rumford hieß) geboren, war ein englischer Unterthan und hatte wohlhabende Ältern. Da es dort an Bildungsanstalten zu jener Zeit noch gänzlich fehlte, entwickelte er seine Talente selbst mit so glücklichem Erfolge, daß er schon sehr frühe andere Jünglinge unterrichten konnte; auch vermählte er sich in jungen Jahren, verlor aber seine Gattin, welche ihm eine Tochter gebar, noch während seines Aufenthalts in Amerika. Indeß brach zwischen England und den Kolonien der Krieg aus. Tompson erklärte sich für das brittische Interesse, nahm

Dienste, und erwarb sich so allgemeine Achtung, daß er Obristlieutenant und vom Könige zum Ritter ernannt wurde. Bald hierauf erhielt er einen Ruf nach Baiern, trat als Obrister in churfürstliche Dienste, und erwarb sich sowohl um die baierische Armee als auch um das Armenwesen zu München große Verdienste. Auf seine Veranlassung wurden die sumpfigen Mühlau-Inseln bei Mannheim zu Gärten umgeschaffen, und unter seiner unmittelbaren Aufsicht mehrere Industrieschulen bei den Regimentern, die Militärakademie in München, die Schule für Thierärzte und ein Gestüt zu Verbesserung des einheimischen Pferdeschlags errichtet. Der damalige Churfürst überhäufte ihn mit Auszeichnungen. So ward Tompson in kurzer Zeit General-Lieutenant, geheimer Staatsminister, Kammerherr, und endlich, mit mehreren Orden geschmückt, Graf von Rumford, nach dem alten Namen seiner Geburts-Insel.

Er ließ die bis dahin äußerst große freche Menge der Bettler zu München in so wohl eingerichtete Arbeitshäuser bringen, und sorgte für sie so edel und klug, daß sie ihn, den sie zuerst als ihren Feind und Verfolger bitter haßten, endlich als Wohlthäter liebten und ehrten. Hier erfand er die berühmte, nach seinem Namen genannte Suppe, führte in den letztern Achtziger-Jahren die holzsparenden Öfen und Schornsteine von seiner Erfindung

ein, und verbreitete den Anbau der Kartoffeln, gegen welche man bis dahin das größte Vorurtheil hegte.

Beim Anfange des französischen Revoluzionskrieges kehrte er (1794) nach England zurück, und führte sowohl dort, als nachher auch in Schottland und Irland seine Bäder und die übrigen schon erwähnten wohlthätigen Anstalten ein. Auch errichtete er eigene Industrieschulen. Er wurde hierauf Vizepräsident der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London; schrieb selbst mehrere vortreffliche Abhandlungen, und ließ sowohl in dieser Akademie, als auch in der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia große Summen als Preise für die wichtigsten Erfindungen über Licht und Wärme vertheilen.

Er wurde nachher auch Mitglied der patriotischen Gesellschaft zu Madrid, des französischen Nazionalinstituts, der berlinischen, pfälzischen und mehrerer anderer Akademien. Im Jahre 1800 stiftete er zu London eine Lehranstalt für Künstler, Ökonomen und Handwerker, die unter dem unmittelbaren Schutze des Königs steht, und deshalb das königliche Institut heißt.

Im Jahre 1802 reisete er nach Frankreich und wurde von dem damaligen Oberkonsul mit Auszeichnung empfangen.

Er starb auch in diesem Lande zu Auteuil bei Paris am 31. August 1814.

Johann Gottfried Seume,

ein deutscher Gelehrter.

Geboren 1763. Gestorben 1810.

Er war der Sohn eines wohlhabenden Landbauers in Posern bei Weissenfels, der aber durch Krankheiten und Unglücksfälle verarmte und über die von einem Frohnvogt erlittene Mißhandlung das Leben verlor. Des hülflosen Waisen erbarmte sich Graf Hohenthal-Krauthayn und gab ihn in das Haus des Rektors Korbinsky in Borna, bei dem der Knabe einen zwar pedantischen aber gründlichen Unterricht genoß, besonders in der alten Literatur. In Leipzig sollte er Theologie studieren; aber schon den achtzehnjährigen Jüngling ergriff ein unwiderstehlicher Trieb, die Welt zu sehen. Er berichtigte am Abend vor seinem kühnen Ausfluge noch einige kleine Schulden sehr gewissenhaft, und begab sich, den Tacitus statt aller andern Habe bei sich in der Tasche, nach Kassel. Hier gerieth er unter Werber, und wurde mit andern Hessen, die ein gleiches Schicksal getroffen hatte, nach Amerika geschickt, wo er mehrere Schlachten mitkäm-

pfen mußte. In jenem fernen Welttheile schloß er mit Münchhausen die in seinen Gedichten verewigte Freundschaft. Endlich war die Zeit der Kapitulazion verflossen, und er kam nach Europa zurück. Entrüstet, daß man ihm nun die geendigte Kapitulazion nicht wollte gelten lassen, entfloh er, wurde aber eingebracht und zur Strafe des Spießruthenlaufens verurtheilt. Er wußte sich aber so kräftig und beredt zu vertheidigen, daß er, statt der gedrohten Züchtigung, einen ehrenvollen Abschied erhielt.

Er fiel jedoch bald darauf neuerdings preußischen Werbern in die Hände und mußte nochmal die Waffen tragen. Er entfloh abermals, zwar glücklicher als das erstemal, erfuhr aber doch manches harte Geschick, bis es ihm endlich gelang, zu der russischen Armee, welche in Pohlen stand, zu kommen. Hier erhielt er die Stelle eines Sekretärs bei dem General Igelström, gerieth aber endlich in Gefangenschaft und wurde nach Warschau abgeführt, wo er alle Gräuel erlebte, welche bei der im Jahre 1794 von den Russen unternommenen Bestürmung der Vorstadt Praga sich ereigneten.

Nun wurde er Lieutenant, und seine Lage war unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. nicht ungünstig. Unter Kaiser Paul erhielt er, wegen einer freimüthigen Äußerung, seinen Abschied. Nun entzog sich Seume dem thätigen

Leben und führte ein bloß literarisches, nachdem er sich vorher durch eine lateinische Disputazion und insbesondere durch eine Parallele der alten und neuen Bewaffnung, rühmlich bekannt gemacht hatte. Er gab nun zu Leipzig Privatunterricht über die griechischen und römischen Klassiker, und über die englische Literatur. Hierauf wohnte er einige Jahre als Korrektor bei dem Buchhändler Göschen zu Grimma, wo er die wegen ihrer hohen Korrektheit berühmte Ausgabe von Klopstoks sämmtlichen Werken mit Ämsigkeit revidirte, daß er über metrische oder grammatische Änderungen mit Klopstok selbst einen Briefwechsel unterhielt. Auch die neueste Ausgabe von Wielands sämmtlichen Werken besorgte er. Alxingers Bliomberis verdankte ihm die letzte Vollendung. Nun gerieth er mit mehreren der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands in freundschaftliche Verbindung, unter andern mit Schiller, Wieland, Weiße, Blankenburg, Carus und Gleim, welcher letztere sich insbesondere gegen seinen jungen Freund sehr edel und werkthätig bewies.

Im Jahre 1801 gab Seume seine Gedichte heraus, Werke voll tiefen Gefühls und erhabenen Wahrheitssinnes; nur vermißt man an ihnen die äußere Politur. Sie erlebten aber, ihres vortrefflichen innern Gehalts wegen, drei Auflagen in kurzer Zeit. Er befand sich nun in so guten Um-

ständen, daß er auch für seine alte Mutter sorgen konnte. Mit dem, was er sich durch die Herausgabe seiner Gedichte erworben hatte, führte er im Jahre 1802 endlich seinen schon lange gehegten Lieblingsplan aus, den Spaziergang nach Syrakus, welcher nachher im Druck erschien. Er machte die ganze Fußreise mit dem nämlichen Paar Stiefel und trug seinen Tornister über sechshundert Meilen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch Paris und Rom. In letzterer Stadt schloß er mit Fernow innige Freundschaft. Im Jahre 1806 reisete er nach Petersburg, wo er mit Klinger Bekanntschaft machte. Die Reise währte nur den Sommer hindurch. Seine schon abnehmenden Kräfte erlaubten ihm aber nur einen Theil des Weges, hundert und fünfzig Meilen, zu Fuße zurückzulegen. Im Herbste kam er wieder nach Leipzig zurück und lebte da seinen literarischen Beschäftigungen. Eine Frucht jener Reise war das Werk: »Mein Sommer im Jahre 1806.« Im Jahre 1810 begann er sein Leben zu schreiben. Allein die schmerzhafte Krankheit des Unterleibes brach jetzt heftiger als je aus. Er zog sich diesen Defekt auf einer der erwähnten zwei Fluchten zu, wo er sich acht und vierzig Stunden in einem Sumpfe verborgen hielt. Dessen ungeachtet unternahm er noch zu seinem hochgeehrten Freunde Wieland eine Reise, und hierauf nach Töplitz, wo sich auch seine Freun-

din, Elise von der Rek, und der Dichter Tiedge, damals aufhielten; aber er fand hier, statt der von der Heilkraft der Bäder erwarteten Genesung, am 13. Juni den Tod. Am 15. wurde er mit herzlicher Feier von seinen Freunden zu Grabe gebracht. Professor Clodius sprach bei der Einsenkung des Sarges die Leichenrede. Das Requiem, ein Lied von Holty und ein Nachruf von Tiedge, tönten in die frische Gruft hinab. Ein einfacher Stein schmückt seinen Hügel.

Fürst Kutusow - Smolenskoi,

kais. russischer General-Feldmarschall.

Geboren 1742. Gestorben 1813.

Er begann seine militärische Laufbahn im Türkenkriege unter Potemkin und Suwarow, wobei er sich durch einen hohen Grad persönlicher Tapferkeit auszeichnete. Als im Jahre 1788 die türkische Festung Oczakow, am Einflusse des Dniepers ins schwarze Meer liegend, von den Russen mit Sturm erobert wurde, war er einer der ersten Eindringenden, und ward dabei auf eine sonderbare Art verwundet, denn es ging ihm eine Flintenkugel von

einem Schlafe zum andern durch den Kopf, ohne ihm einen bleibenden Schaden zu verursachen. Kaiser Paul ernannte ihn zum General-Gouverneur von Lithauen, in welcher Eigenschaft er mehrere Jahre zu Wilna verlebte, bis endlich Kaiser Alexander ihm im Jahre 1805 den Befehl über das erste Armeekorps in dem Kriege gegen Frankreich übertrug. Er marschirte mit seinem Korps gegen den Inn, traf aber erst ein, als die Kapitulazion von Ulm schon geschlossen. Er vereinigte sich nun mit dem kleinen österreichischen Korps des Generals Baron Kienmayer, und es gelang ihm, durch einige Zeit den ganzen Druck der französischen Armee aufzuhalten. Endlich zog er sich auf das rechte Donauufer. Der Feind verfolgte ihn lebhaft, und es kam zu mehreren Gefechten. Bei verschiedenen derselben erwarb Kutusow sich Ruhm, vorzüglich durch das Gefecht bei Dürnstein am 18. und 19. Dezember, wobei der Marschall Mortier eine Niederlage erlitt. Der Kaiser von Österreich belohnte den russischen Feldherrn für diese glänzende Waffenthat mit dem Großkreuz des Marien Theresiens-Ordens. In der Schlacht von Austerlitz kommandirte er in Gegenwart des Kaisers Alexander die alliirte Armee, und erwarb sich, der ungünstigen Wendung ungeachtet, den schönsten Heldenruhm. Im französischen Feldzuge vom Jahre 1812 befehligte er zuerst das in Podolien und Vol-

hynien gegen Österreich aufgestellte Observazion
korps. Nach der mörderischen Schlacht an d
Moskwa, wobei er das russische Heer kommandi
te, beschützte er durch gelungene Posizionen d
westlichen Provinzen Rußlands gegen das Vordri
gen des Feindes.

Als endlich die französischen Heere weich
mußten, bedeckte er die Bahn ihres Rückzug
mit feindlichen Leichen, die russischen Waffen m
Ruhm. Zur Belohnung dieser Thaten erhielt
von seinem Kaiser, statt des bisherigen Familien
namens Kutusow von Golenitschef, das Prädikat
Kutusow-Smolenskoi, und zu dem früher scho
erhaltenen Andreas-Orden auch den heil. Georg
Orden erster Klasse.

Kutusow war bereits ein siebenzigjährige
Greis, als Kaiser Alexander, dessen Vertraue
der Held immer mehr gewann, den Befehl über di
russische Hauptarmee in seine Hände legte. Enthu-
siastische Liebe für seinen Monarchen und für sei
Vaterland, Bescheidenheit, Religiosität mit de
davon unzertrennlichen Demuth und Reinheit de
Herzens, waren Grundzüge in Kutusows Seele.
Als er den Oberbefehl erhielt, war sein erster Gang
nach der Marienkirche, wo er von dem Erzpriester
die Weihe zu seinem großen Berufe empfing. Hier-
auf begab er sich zur Armee, die ihn sehnsuchtsvoll
erwartete, und begann den schon erwähnten Feld-

zug des Jahres 1812, zu dessen glorreichen Thaten noch hinzugefügt werden muß, daß er bei Tarutino den rechten Flügel der französischen Kavallerie überfiel und größtentheils vernichtete. Eben so ausgezeichnet war sein Flankenmarsch, mittelst dessen er die Gegend von Smolensk und Krasnoi vor dem Eintreffen des dahin eilenden französischen Heeres gewann, so, daß er es daselbst schon schlagfertig erwartete, am ersten Tage den Fürsten von Eckmühl schlug, am zweiten einen Theil vom Korps des Herzogs von Elchingen. Durch diesen Sieg erhielt Kutusow, nebst einer reichen Beute, mehr als zwanzigtausend Gefangene. Der ergraute Feldherr ließ die eroberten Adler vor den russischen Garden senken, und übersandte dann seinem Kaiser die schönen Siegeszeichen. Als er mit dem Monarchen hierauf am Ende des Feldzuges in Wilna zusammentraf, erfolgte die rührende Szene von freundlichster Achtung und liebevollster Ergebenheit.

Obschon Kutusow für die Fortsetzung des Kriegs nicht stimmte, obschon der letzte Feldzug seine Kräfte sehr geschwächt hatte, übernahm er dennoch, nach dem Willen und ehrenvollen Antrage seines Kaisers, den Oberbefehl auch dießseits der Gränzen des russischen Reichs, und erließ bei seinem Vorrücken jenen für Deutschland begeisternden und erfreulichen Aufruf. Er folgte nun der verbündeten Armee, welche an die Ufer der Elbe

zog, kam aber nicht weiter als bis Bautzen, wo er, allgemein geliebt, geehrt und geachtet, am 28. April 1813 sein rühmliches Leben schloß.

Karl Marquis Cornwallis,

engl. Generalkommandant in Indien.

Geboren 1738. Gestorben 1805.

Cornwallis ist den 31. Dezember 1738 geboren. Bis zum Tode seines Vaters, des Grafen von Cornwallis, führte er den Namen eines Lord Broome, nach der altadeligen Familie, aus welcher er stammte. Schon im Jahre 1758, also von dem zwanzigsten seines Alters, war er Hauptmann im Craufurdschen leichten Infanterieregimente. Drei Jahre später begleitete er den tapfern Marquis von Granby als Adjutant nach Deutschland, um in dem siebenjährigen Kriege die Kriegskunst zu erlernen. Er zeichnete sich hier so vortheilhaft aus, daß er 1761 schon Oberst wurde.

Nach der Rückkehr in sein Vaterland bildete er sich als Repräsentant des Fleckens Eye im Unterhause zum Redner und Staatsmann. Da aber sein Vater schon 1762 starb, und er von ihm den

Titel eines Grafen Cornwallis so wie die Würde eines Pairs des Reiches erbte, so mußte er in das Oberhaus eintreten. Drei Jahre später erhob ihn der König zur Würde eines Kammerherrn, und bald darauf ernannte er ihn zu seinem Adjutanten, wodurch ihm der Weg zu besserem Fortkommen in der Armee gebahnt wurde.

Im Parlament zeigte Cornwallis die Stärke seines Charakters, die Strenge seiner Grundsätze und die Rechtlichkeit seiner Gesinnungen mit beispiellosem Muthe. Die gute Sache war immer die seinige. Er erklärte sich gegen den Sklavenhandel. Er war einer der vier Lords, die unter Anführung des ehrwürdigen Grafen Camden sich gegen die Bill auflehnten, die Großbrittanien das Recht ertheilte, den amerikanischen Kolonien Gesetze zu geben, und durch welche Lord North dieselben unversöhnlich erbitterte und ihren nachmaligen Abfall veranlaßte. Eben so protestirte er dagegen, als man dem Volke gewisse Vorrechte in Ansehung der Preßfreiheit nehmen wollte.

Im Jahre 1766 erhielt Cornwallis das drei und dreißigste Infanterieregiment, welches er in der Folge immer behalten hat, weil es zu den vollständigsten der Armee gehörte. Im Jahre 1768 verheirathete er sich mit der Tochter des reichen James Jones, die ihm zwei Kinder gebar. Gleich allen gefühlvollen guten Menschen verlebte er mehrere

glückliche Jahre mit ihr, doch zu früh rissen ihn Pflicht, Ehre und Vaterland von dem seligsten Genusse.

Sein Regiment ging 1775 nach Amerika. Cornwallis erhielt auf Vermittlung des Erzbischofs von Canterbury, einem Onkel seiner Frau, vom Könige den Befehl, zurückzubleiben. Aber ein Befehl der Art, der bloß entschuldigt, nicht bindet, und der Wunsch eines angesehenen Verwandten, konnten sein nur für Pflicht und Ehre schlagendes Herz nicht bewegen, ja selbst die Thränen der zärtlichsten Gattin vermochten nicht ihn von dem treuen Dienste für sein Vaterland abzubringen.

Er war kaum im November 1776 in der Provinz Neu-Jersey ans Land gestiegen, als er sich hier festsetzte und diese ganze Provinz einnahm. Hierauf begab er sich nach New-York, um den Winter über einen Besuch in England zu machen; allein sobald er hörte, daß Washington die Quartiere des kommandirenden Generals durchbrochen und bei Trentown gesiegt habe, kehrte er an seinen Posten zurück, mußte aber, in Folge jenes Unfalls, Princetown und bald darauf die ganze Provinz Neu-Jersey verlassen, obwohl er manchen Vortheil über die Amerikaner erlangte.

Im Juli 1777 schiffte er sich mit dem Chef ein, und landete bei Baltimore. Beim Übergange über den Fluß Brandgrine kommandirte er ein gan-

zes Korps, und hatte vielen Antheil an dem Siege, der hier erfochten wurde. Am 14. September desselben Jahres nahm er Philadelphia ein. Cornwallis, der wohl einsah, daß bei dem schlechten Zustande der englischen Armee und der ungeheuern Ausdehnung des Landes, das zur Ordnung zurückgeführt werden sollte, der Krieg keine glückliche Wendung nehmen könne, ging nach England, um dem Könige Vorschläge zu machen, er konnte jedoch diese nicht durchsetzen. Der König ernannte ihn bei dieser Gelegenheit zum Gouverneur des Towers, welche Stelle tausend Pfund Sterling einträgt; auch erhob er ihn zum Generallieutenant, in welcher Würde Cornwallis 1779 nach Amerika zurückging.

Inzwischen hatte Sir Heinrich Clinton daselbst den Oberbefehl erhalten, welcher die Belagerung von Charlestown an Cornwallis übertrug. Dieser nahm die Stadt ein und behauptete die Provinz Süd-Carolina mit viertausend Mann. Am 16. Oktober schlug er sich mit dem General Gates bei Camden, besiegte denselben und verfolgte auf zwanzig englische Meilen das fliehende Heer, welches gänzlich zerstreuet wurde. Sobald der Graf erfuhr, daß General Arnold zu den Engländern übergegangen sey, suchte er sich mit demselben zu vereinigen, welches am 20. Mai erfolgte. Gleich darauf setzte er über den Fluß James, um die

französische Armee anzugreifen, die aber durch Eilmärsche und kluge Maßregeln entkam. Dieser mißlungene Versuch zog dem Grafen den Unwillen des Oberbefehlshabers zu, und die Mißhelligkeiten kamen zwischen ihnen so weit, daß beide an das Volk appellirten. General Washington glaubte davon Vortheil ziehen zu müssen zu einem entscheidenden Streiche, der ihm auch wirklich gelang. Die vereinigte amerikanisch-französische Armee ging gerade auf Cornwallis los. Dieser warf sich in die Stadt York, im Vertrauen auf die ihm von Clinton zugesicherte Hülfe; diese blieb jedoch aus, und es war nun bei der weit überlegenen Macht des Feindes keine andere Wahl, als sich ergeben oder listig entschlüpfen. Cornwallis versuchte kühn das letztere; er wollte in der Nacht über den Fluß setzen, allein ein sehr heftiger Sturm, wobei der reißende Strom die Fahrzeuge der Britten abwärts trieb, hinderte ihn, das andere Ufer zu erreichen; er mußte am 17. Oktober 1781 unter ehrenvollen Bedingungen mit siebentausend Mann sich ergeben.

Er kehrte nun in sein Vaterland zurück, um im Schooße seiner Freunde auszuruhen, denn seine Gattin war bald nach seiner ersten Abreise nach Amerika gestorben. Da er sah, daß der Staat ihn eben nicht bedürfe, machte er eine Reise nach Deutschland, und wohnte in Breslau und Berlin den militärischen Musterungen des großen Friedrichs

bei. Als er von dieser Reise nach England zurückkehrte, wurde er durch die Gnade des Königs, durch das Zutrauen der Minister und durch die Liebe des Volkes immer mehr und mehr ausgezeichnet. Man trug ihm die Stelle eines General-Gouverneurs in Ostindien an. Nie noch hatte ein Graf und Pair des Reiches diesen Posten übernommen. Cornwallis that es aus Patriotismus, doch nur unter der Bedingung, daß er General-Gouverneur und Chef der Truppen zugleich wurde. Er erhielt sogar die Vollmacht, nach Gutbefinden Krieg zu erklären, Bündnisse zu schließen, und Frieden zu machen, und wurde durch den Orden des blauen Hosenbandes ausgezeichnet.

Im September 1786 kam er in Kalkutta an, und übernahm am 12. desselben Monats die Regierung. Sein erstes Geschäft war, den Europäern alle Härte, mit welcher sie bisher die Eingebornen bedrückt hatten, zu untersagen, denn es war gegründete Besorgniß vorhanden, daß diese, des englischen Joches müde, sich mit dem Erbfeinde der Britten, dem Tippo Saib, vereinigen würden. Alle Betrügereien wurden verhindert, und mehrere angesehene Mitglieder des Handelskollegiums in Bengalen, die sich solcher Vergehen schuldig gemacht hatten, wurden verabschiedet. Cornwallis selbst zeigte die größte Uneigennützigkeit, so daß er von den indischen Fürsten beinahe für ein Wesen

höherer Art gehalten wurde. Seine vorzüglichst
Sorge war, die Armee besser zu disziplinirẹn, di
er sogleich gegen Tippo Saib führte. Durch Eil
märsche, geschickte Stellungen und maskirte An
griffe gewann er ein bedeutendes Übergewicht übe
den zehnmal stärkeren und nicht ungeübten Feind
nahm den Paß von Moglu, eroberte Bagalow mi
Sturm, und trieb Tippo Saib bis unter die Mau-
ern seiner Hauptstadt zurück. Hier hatte dieser
seine ganze Macht in einem wohlbefestigten Lage
gesichert, und Cornwallis mußte nach einigen ver-
geblichen Versuchen, besonders wegen der einge-
tretenen Regenzeit, die Belagerung von Seringa-
patnam verschieben. Im Frühlinge 1792 ging er
jedoch mit verstärkter Macht auf die Hauptstadt von
Mysore los, griff das verschanzte Lager dreist an,
nöthigte Tippo zum Rückzuge, und machte Anstalt
zur Belagerung der Hauptstadt, die nur unerwar-
tete Unfälle verhinderten. Tippo war jedoch gede-
müthiget, und nahm ohne Weigerung die härtesten
Friedensbedingungen an, die er mit aller Pünkt-
lichkeit erfüllte.

Bald hierauf ging Cornwallis nach Europa
zurück. Die Indier verloren ihn sehr ungern, und
setzten ihm aus Dankbarkeit ein Ehrendenkmal, wel-
ches in kolossalischer Größe vom Bildhauer Bacon
in weißem Marmor verfertigt, in Kalkutta aufge-
stellt ist. Der Staat überhäufte den Grafen mit

Würden; er wurde noch 1792 Marquis, Geheimerrath des Königs, und Generalfeldzeugmeister. Die ostindische Kompagnie bewilligte ihm eine Pension von fünftausend Pfund auf zwanzig Jahre.

Als im Jahr 1794 ein bedeutender Aufstand in Irland sich erhob, wurde Cornwallis zum Vizekönig in Irland ernannt, welches Amt er am 20. Juli 1795 übernahm. Nach einigen erfochtenen Siegen war der innere Sturm gedämpft, und nun wurde das Königreich in den Stand gesetzt, jede Landung den Franzosen zu vereiteln. Die Gelandeten wurden gefangen, alle Bedrückungen eingestellt, und für Ruhe und Wohlstand die zweckmäßigsten Einleitungen getroffen. Doch was Cornwallis mit aller Weisheit begründete, wurde durch den von der englischen Regierung durchgesetzten Plan der Vereinigung Irlands und Großbrittaniens zerstört. Er mußte, seinen Instrukzionen gemäß, die Union empfehlen, und verlor dadurch das Vertrauen der Irländer. Neue Unordnungen und Meutereien brachen aus, und er mußte wieder zu dem militärischen Verfahren seine Zuflucht nehmen. Da es sich endlich zeigte, daß man die Zusicherungen, die er gegeben hatte, nicht halten wollte, trat er ab, und übergab am 27. Mai 1801 seine Würde an den Grafen Hartwicke.

Der Hof zeigte, daß er mit ihm zufrieden war, indem er ihn zum Abschlusse des Friedens

von Amiens bestimmte. Cornwallis trat mit jener Pracht auf, die sein wichtiger Auftrag und das Benehmen des französischen Geschäftsführers, Joseph Bonaparte, forderten.

Im Jahre 1805 wurde er wieder nach Indien zurückgesendet, um die Stelle des Marquis Wellesley zu übernehmen; er starb aber schon am 5. Okt. desselben Jahres, allgemein betrauert.

Karl Theodor Anton Maria, Reichsfreiherr von Dalberg,

Chur-Erzkanzler, Primas ꝛc.

Geboren 1744.

Dieser in dem Gebiete der politischen Ereignisse und im Reiche der Literatur gleich wichtig gewordene Mann wurde am 8. Februar 1744 zu Herrnsheim bei Worms, auf dem Stammgute der Mannheimer Linie des Dalbergischen Geschlechts, geboren. Er wurde schon in den früheren Jahren Domicellar bei dem Erzstifte Mainz und den Hochstiftern Würzburg und Worms, nachher im ersteren Kapitularherr, in beiden letzteren Domherr.

1772 ernannte ihn der Churfürst von Mainz

zum wirklichen Geheimenrathe und Statthalter zu Erfurt; auch ward er daselbst Präsident der Akademie nützlicher Wissenschaften, und schrieb selbst mehrere gelehrte Abhandlungen, die er in den Sitzungen vorlas.

Nun stieg er von Würde zu Würde empor, und ward:

1787 Coadjutor des Erzstiftes und des Churfürstenthums Mainz, wie auch des Hochstifts Worms;

1788 Coadjutor von Konstanz und Erzbischof von Tarsus;

1799 regierender Fürstbischof von Konstanz und kreisausschreibender Fürst van Schwaben;

1802 Churfürst und Erzkanzler des heil. römischen Reichs, wobei er den Besitz von Regensburg und Aschaffenburg erhielt;

1704 wurde er Mitglied des Instituts der Wissenschaften zu Paris, nachdem er schon vorher Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und der Gesellschaft der Alterthümer zu Cassel war;

1806 Erzbischof von Regensburg, Fürst Primas des rheinischen Bundes, souveräner Fürst und Herr von Regensburg, Aschaffenburg, Frankfurt am Main und Wetzlar. Noch in demselben Jahre ernannte er sich den Erzbischof von Paris, Kardinal Fesch, Napoleons Oheim, zu seinem Coadjutor

und Nachfolger. Fesch entsagte jedoch der Anwartschaft, da Napoleon im Jahre 1810 die Staaten des Primas zum Großherzogthum Frankfurt konstituirte und den Vizekönig von Italien zum künftigen Großherzog bestimmte.

Das neue Großherzogthum bestand aus den bisherigen primatischen Staaten (mit Ausnahme des an Baiern abgetretenen Fürstenthums Regensburg) und den Fürstenthümern Hanau und Fulda (mit Ausnahme einiger Ämter). Es war in vier Departements: Frankfurt, Aschaffenburg, Fulda und Hanau eingetheilt, und enthielt sechs und neunzig Quadratmeilen und dreimalhundert, zweitausend und zwei und neunzig Einwohner. Die gesammten jährlichen Einkunfte betrugen zwei Millionen, fünfmalhundert und fünf und siebenzigtausend, fünfhundert und neun und zwanzig Gulden, nachdem die Hälfte der Rheinzölle an Frankreich abgetreten war.

Der Titel des Großherzogs war: Von Gottes Gnaden, Fürst Primas des rheinischen Bundes, Großherzog von Frankfurt, Erzbischof von Regensburg u. s. w. königliche Hoheit.

Da Dalberg dem französischen Kaiser immer zu große Anhänglichkeit gezeigt hatte, verließ er, bei der Annäherung der alliirten Heere im Jahre 1813, seine Staaten und begab sich nach Kon=

lanz. Das Großherzogthum wurde daher im Namen der verbündeten Mächte provisorisch verwaltet.

Dalberg beschäftigte sich, der Staats- und Regentengeschäfte ungeachtet, stets sehr eifrig mit Wissenschaften und Künsten. Im Jahre 1809 wurde er auch Mitglied des holländischen Instituts der Wissenschaften.

Als Schriftsteller zeichnete er sich durch mehrere philosophische, politische und ästhetische Werke rühmlich aus. Die vorzüglichsten darunter sind: Betrachtungen über das Universum; Gedanken von der Bestimmung des moralischen Werthes; Verhältnisse zwischen Moral und Staatskunst; von Erhaltung der Staatsverfassung; Grundsätze der Ästhetik; Perikles, das ist: Über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück; u. s. w. Als Regent genoß er Liebe und Hochachtung.

Johann von Müller zu Sylvelden,

ein deutscher Historiograph.

Geboren 1752. Gestorben 1809.

Sein Vater, Johann Georg Müller, war Prediger einer Filialkirche zu Schafhausen. Auf des Knaben früheste Charakter- und Geistesbildung wirkte vorzüglich die Mutter durch ihre edle Denkungsart, und der Großvater von mütterlicher Seite, Johann Schoop, welcher in demselben zuerst die Liebe zum Studium der Geschichte entzündete.

So verlebte Müller seine erste Jugendzeit fröhlich zu Neukirch, dem Hauptorte des oberen Klekgaues, bis er späterhin unter die Leitung eines pedantischen Schulrektors kam, der nur sein Gedächtniß auf die Folter spannte. Müller liebte indeß die Geschichte bis zur Leidenschaft, und versuchte schon in seinem neunten Jahre eine historische Darstellung der Schicksale der Bürgermeister seiner Vaterstadt. Im eilften Jahre wußte er die Epochen und Perioden aller einzelnen Regierungen auswendig. Auch in der historischen Kritik übte er

sich eben so früh; sein erster Versuch in diesem Fache war eine vergleichende Prüfung verschiedener chronologischer Systeme der alten Geschichte.

Im dreizehnten Jahre machte er nähere Bekanntschaft mit den römischen Klassikern, und durch sie ging in der entzückten Seele eine neue Welt des Edlen und Großen der menschlichen Natur auf.

Nachdem Müller zwei Jahre auf einem Humanitäts-Kollegium mit Vorbereitungsstudien zugebracht hatte, wo es sich zufällig traf, daß er den Unterricht von acht Professoren allein genoß, kam er in seinem achtzehnten Jahre nach Göttingen. Sein Vater hatte ihn zur Theologie bestimmt; der Jüngling war ihr zwar Anfangs auch nicht abgeneigt, aber die Lust dazu verlor sich bald immer mehr und mehr, und erlosch endlich ganz, als Schlötzers Umgang und Lehre ihm seine Vorliebe für die historische Kunst auf immer fixirte. Auf Schlötzers Rath schrieb Müller jetzt eine kritische Untersuchung des cimbrischen Kriegs. Um diese Zeit entspann sich sein freundschaftliches Verhältniß mit Gleim und Peter Miller, welcher ihn ermunterte, die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft zu schreiben.

Nach zwei Jahren kehrte er in seine Vaterstadt Schafhausen zurück, begann die Materialien zu seiner Geschichte der Schweiz zu sammeln, ward Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Biblio-

thek, welche in Berlin herauskam, und in seinem zwanzigsten Jahre Professor der griechischen Sprache. Als Müllers Vorsatz, jene Geschichte zu schreiben, mehr bekannt wurde, erhielt er von allen Seiten Aufmunterung und Unterstützung. Die vaterländischen Besitzer von Bibliotheken und Archiven, Städte und Klöster wetteiferten, ihm die nöthigen historischen Quellen zu verschaffen. Bodmer, Breitinger, Füßli und andere verdienstvolle Gelehrte theilten ihm ihre Gedanken und Entdeckungen mit; Gottlieb Emanuel von Haller gab ihm zu diesem Ende eine Urkundensammlung von fünf und vierzig geschriebenen Folianten und vier und zwanzig Quartbänden. Müller arbeitete nun durch mehrere Jahre rastlos an diesem Werke.

Im Jahre 1773 begann seine Freundschaft mit dem edlen, talentvollen, ihm gleichgestimmten Freiherrn Karl Viktor von Bonstetten. Eine schöne Frucht dieses Seelenbundes waren Müllers Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund, die 1802 zu Tübingen herauskamen.

Im Jahre 1774 begann Müller seine bereits erworbene hohe Geistesbildung durch die Reise nach Genf zu vollenden. Hier genoß er, nebst vielen andern vortheilhaften Bekanntschaften, den vertrauten Umgang Bonnets, der ihn wie einen Sohn liebte. In seiner lehrreichen Gesellschaft verlebte er den Winter; die Sommermonate aber brachte er

mit Bonstetten bald am Jura, bald auf dem Alpengebirge und in dessen romantischen Thälern zu. Auf dringendes Verlangen mehrerer Freunde hielt er endlich in Genf historische Vorlesungen. Er erwarb sich damit den größten Beifall seiner entzückten Zuhörer in dem Grade, daß er sie in Genf viermal wiederholen mußte.

Im Jahre 1780, da der erste Theil seiner Geschichte der Schweiz gedruckt wurde, machte er eine Reise nach Berlin, und lernte daselbst den großen König Friedrich Wilhelm kennen, welcher ihn zwar sehr begünstigte; indeß kam die von Gleim projektirte Anstellung doch nicht zu Stande. Die während dieser Zeit ausgebrochenen Unruhen von Genf bewogen ihn zu schneller Rückkehr. Im Jahre 1781 erhielt er zu Kassel eine Professur am Carolinum; und im darauf folgenden Jahre ernannte ihn der Landgraf zum Rath und Unterbibliothekar. 1783 nahm er Urlaub in sein Vaterland, und durchlebte den größten Theil dieses Jahres in ländlicher Stille auf einem Gute seines Freundes, des Generalprokurators Tronchin, welches nahe bei Genf lag, und den schönen Namen Delices führte.

Indeß hatte Müllers strebender Geist die Umarbeitung seiner Geschichte der Schweiz beschlossen. Zu diesem Ende begab er sich im Winter 1784 nach Valeires, einem Landgute Bonstettens, wo er sich ausschließend mit diesem Werke beschäftigte.

Im Jahre 1785 hielt er zu Bern Vorlesungen über die Geschichte der alten Welt mit Anwendung auf die neueste Zeit, und genoß auch hier das Vergnügen des ungetheiltesten Beifalls der Edlen. Er trennte sich im folgenden Jahre mit Wehmuth von dieser vortrefflichen Gesellschaft, als der selbst sehr gebildete Churfürst von Mainz, Friedrich, Karl Joseph, ihn zum Hofrath und Universitäts-Bibliothekar, im nächsten Jahre zu seinem geheimen Kabinetssekretär mit dem Charakter eines geheimen Konferenzrathes, und endlich im Jahre 1791 zum geheimen Staatsrath ernannte. Er wurde von dem edeln Churfürsten mit väterlicher Freundlichkeit und mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelt. In diesen Jahren, welche Müller als Geschäftsmann und Schriftsteller mit rastloser Thätigkeit zubrachte, erschienen drittehalb Theile der umgearbeiteten Schweizergeschichte und einige kleinere Schriften.

Im Jahre 1792, da Müller sich eben mit dem Churfürsten zu Aschaffenburg in wichtigen Geschäften des damals ausgebrochenen französischen Revoluzionskrieges befand, wurde er durch einen Besuch des verewigten Herders erfreut. Zu gleicher Zeit erhielt er einen Ruf nach Wien. Er begab sich zwar in diese Stadt, kehrte aber bald darauf nochmals nach Mainz zurück und begab sich zu seinem Churfürsten nach Eichsfelde. Im Jahre 1793 endlich überließ ihn der edle Fürst an Kaiser Franz II.,

welcher ihn zum wirklichen Hofrath und Staatsoffizialen bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei in Wien ernannte, und ihn zugleich in den Adelstand erhob. Im Jahre 1800 wurde er nach Denis Tode erster Kustos der Hofbibliothek. Nach einem zwölfjährigen Aufenthalte verließ er Wien, und begab sich im Jahre 1804 nach Berlin, wo er als Historiograph des Hauses Brandenburg mit dem Charakter eines königlich-preußischen geheimen Raths und als Mitglied der Akademie der Wissenschaften bis 1807 blieb, da ihn der König von Würtemberg als Professor an die Universität von Tübingen berief, mit der Erlaubniß, sich daselbst ganz seinen literarischen Arbeiten zu widmen. Aber auch an diesem Platze ließ ihn sein Schicksal nicht lange. Er wurde Minister-Staatssekretär in dem damals neuerrichtetem Königreiche Westphalen, erhielt das Großkreuz des königlich holländischen Ordens, wirkte vorzüglich viel für die Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, und starb zu Cassel am 29. Mai 1809.

Toussaint Louverture,

ein berühmter Neger-General.

Geboren 1745. Gestorben 1803.

Toussaint Louverture war einer der merkwürdigsten Neger zu Ende des vorigen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts. Bei den empörenden Ereignissen, die sich auf St. Domingo ergaben, spielte er eine der bedeutendsten Rollen. Die widersprechenden Urtheile, die öffentlich über ihn bekannt geworden sind, gestatten keine bestimmte Ansicht seines wahren Charakters; von einigen, vorzüglich den Franzosen, zu den grausamsten Wütherichen herabgesetzt, und beinahe einem Ungeheuer, wie Dessalines war, gleichgestellt, und mit den hinterlistigsten, treulosesten Schwarzen in eine Klasse geworfen, wieder von anderen, besonders Engländern, zu den edelsten, großmüthigsten und treuesten Menschen erhoben. Die Folgezeit wird diesen Widerspruch vielleicht zu lösen vermögen.

Toussaint war auf einer Pflanzung des Grafen Noe, unweit des Caps Francois im nördlichen Theile von St. Domingo, geboren worden. Als

B.V. S. 212.



Kinrauch fc.

Jüngling zeigte er einen ungemeinen Trieb, seine natürlichen Anlagen zu erweitern, so, daß er ungeachtet seiner beschränkten Lage bald Lesen, Schreiben und Rechnen konnte. Sein Eifer, immer mehrere Kenntnisse zu sammeln, erwarb ihm nicht nur die Gunst seines Vorgesetzten, des Oberaufsehers der Plantagen, Herrn Bayon de Libertas, welcher ihn bald zu seinem Kutscher machte, sondern auch die Bewunderung seiner Mitsklaven. Er blieb jedoch auch selbst, nachdem er im fünf und zwanzigsten Jahre geheirathet hatte, immerfort Sklave seines Herrn, obgleich dieser ihm seinen Zustand so erträglich als möglich zu machen suchte. In dieser günstigen Lage wußte er dann auch sich mit mehreren Geisteswerken bekannt zu machen, und in seiner Bibliothek fanden sich eben sowohl philosophische Schriften, als Werke über die Staats- und Kriegskunst.

Als die merkwürdige Empörung der Neger ausbrach, zog man auch ihn zu Rathe, allein er nahm Anfangs an dem Kampfe für Freiheit keinen Antheil, wohl aber traf er die besten Anstalten, um seinen Herrn, Bayon de Libertas, auf das feste Land von Amerika in Sicherheit zu bringen. Nachdem jedoch dieser der drohenden Gefahr ganz entrissen war, begab er sich zur Armee seines Landes, nahm bei dem unter Biasson's Befehle stehenden Korps Dienste, und ward der nächste nach diesem

im Kommando. Allein da Biassou sich wegen seiner wilden Grausamkeit immer mehr und mehr den Haß, und wegen mehrerer mißlungenen Unternehmungen die Geringschätzung seiner Armee zuzog, wurde er entsetzt, und dagegen Toussaint zum Divisionskommandanten ernannt.

In dieser Stelle zeigte Toussaint, daß sein Genie schon früher mit der Kriegskunst sowohl als mit der Staatsverwaltung sich vertraut gemacht habe, und so sehr auch seine Feinde alle die Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten, welche von seinen Gefährten verübt wurden, ihm mit aufbürden wollen, so sprechen doch viele Züge für seinen minder wilden, menschlicheren Charakter. Freilich haben die Verbindungen, die er mit Dessalines einging, den Schatten mancher Grausamkeit, die dieses Ungeheuer verübte, auch auf ihn geworfen, und Toussaint konnte als Gouverneur der Insel, deren Herr Dessalines geworden war, Barbarei nicht verhindern; doch hat Toussaint durch seine Gerechtigkeitsliebe und manche guten Anordnungen, die er zum Besten des Landes traf, sich die Liebe der Neger erworben, die sich laut zu erkennen gab.

Die französische Revoluzion wurde auch für Toussaint von bedeutenden Folgen. Schon im vierten Jahre der neuen französischen Republik, 1796, hatte er bei einem Volksaufstande in der Capstadt den zum Gefangenen gemachten General

Lavreaux, indem er auf die Stadt losmarschirte, die Bewohner zur Öffnung der Thore zwang und als Sieger einzog, wieder in Freiheit und in sein Amt als Gouverneur eingesetzt. Durch diese Handlung erwarb er sich große Achtung der französischen Republik, wurde zum Divisionsgeneral und Gouvernementslieutenant auf St. Domingo ernannt, und so zum Herrn des Schicksals der ganzen Kolonie gemacht. Unter Rochambeau kommandirte er einen Theil der französischen Armee, und eine gewisse Ordnung, die er allenthalben einführte, verschaffte ihm viele Anhänger; auch machte er 1797 ansehnliche Progressen gegen die Engländer, so daß ihm das französische Direktorium einen Säbel, Pistolen und andere Geschenke verehrte, auch die volle Zufriedenheit zu erkennen gab, und ihn zum Obergeneral aller Armeen auf St. Domingo erhob. Indessen zeigte doch Toussaint, nachdem er 1798 noch ansehnliche Schritte gethan hatte, eine gewisse Widersetzlichkeit, die Agenten der französischen Republik anzuerkennen, und suchte überhaupt, sich ganz unabhängig zu machen. Das Direktorium stellte sich demungeachtet fortwährend gutgesinnt gegen ihn, und auch er schien in gutem Verhältnisse bleiben zu wollen, denn er schickte sogar seine beiden Söhne nach Frankreich, um sie in der christlichen Religion erziehen zu lassen. Indessen brach 1799 zwischen ihm und dem General Rigaud, dem Mu-

latten-Oberhaupte in den südlichen Departements, ein wüthender Bürgerkrieg aus, Ströme Blutes wurden vergossen, bis zuletzt Toussaint sich zum Meister der ganzen Kolonie machte. Er stellte die Ordnung wieder her, kündigte Amnestie an, und entwaffnete vor allem die rebellischen Schwarzen. Nachdem alles in Ruhe war, begab er sich im November 1800 nach Cap, ließ vierzig Gefangene vor sich führen, und verurtheilte dreizehn davon, worunter selbst sein Neffe Moyse war, zum Tode.

Um den Schein der Verbindung mit Frankreich zu erhalten, schrieb er 1801 drei Briefe an den ersten Konsul; der erste vom 12. Februar meldete, daß die ganze Kolonie zur Ruhe gebracht wäre, und verlangte, daß die Beförderungen, die er unter den Militärpersonen, die dazu beigetragen, vorgenommen hätte, gutgeheißen werden möchten. In dem zweiten von demselben Tage stattete er Bericht von den Beweggründen seines Benehmens gegen den Regierungsagenten Roume ab, den er genöthiget hatte, seine Amtsverrichtuugen aufzugeben, und sich nach Dondon zurückzuziehen. In dem dritten endlich vom 14. Juli meldete er, daß sich die Centralversammlung von St. Domingo eine neue Konstituzion gegeben hätte, und daß er, um dem Wunsche der Einwohner nachzukommen, sie würde vorläufig vollziehen lassen, bis der Mutterstaat sie gut zu heißen fände. Im Oktober schickte

er einen Agenten nach Jamaika, angeblich um Negersklaven zu kaufen; die englische Regierung schien aber alle Gemeinschaft mit ihm auszuschlagen. Am 20. November erließ er eine Proklamazion, worin er strenge Gesetze zu Unterdrückung des Lasters und des Aufruhrs publizirte, die Ausgewanderten zurückberief, und die katholische Religion zur herrschenden im Staate erklärte. Dadurch vermehrte er selbst seinen Anhang unter den Weißen. Dadurch wurde er aber der französischen Regierung immer mehr verdächtig, und diese sandte eine Flotte unter den Generalen Leclerc und Villaret, um ihr Ansehen fühlbarer zu machen. Allein Toussaint erkannte die Absichten gegen ihn, rüstete sich zum Widerstande, und erklärte den Generalen bei ihrer Ankunft, daß er ihnen keineswegs erlauben werde, in die Stadt zu kommen. Die französischen Generale, darüber entrüstet, forderten noch denselben Tag die Schlüssel, und bei deren Verweigerung fingen sie den folgenden Tag den Angriff mit allem Nachdrucke an. Die Schwarzen, besonders unter den Befehlen des Generals Christoph, flüchteten sich, und mit Fackeln bewaffnet, warfen sie das Feuer sowohl in die Stadt als in die übrigen Besitzungen, durch welche sie sich zurückzogen. Leclerc schickte zwar dem Toussaint seine beiden Söhne, welche er aus Frankreich mit zurückgebracht hatte, um ihn nachgiebiger zu machen, allein umsonst. Jetzt er-

klärten die französischen Generale ihn und Christoph in die Acht; beide wurden angegriffen, geschlagen, und mußten sich nicht nur in die Wälder zurückziehen, sondern selbst zu Unterhandlungen ihre Zuflucht nehmen. Leclerc bewilligte einen Stillstand, und nahm die Unterwerfung der Neger-Generale an. Toussaint mußte sich nach einer Pflanzung unweit Gonvives begeben.

Indessen sollte Toussaint durch seine eigenen Verbündeten, und durch den, welchen er gehoben hatte, gestürzt werden. Dessalines und Christoph, von Haß und Neid getrieben, schmiedeten einen Plan, ihn aufzuopfern. Sie spielten einen Brief, worin Toussaint insgeheim einen Aufstand unter den Schwarzen vorbereitet hatte, dem französischen General in die Hände; und dieser, welcher mit Einem Male den Verschwörungen ein Ende machen wollte, ließ ihn, nebst einigen anderen Generalen verhaften und nach Frankreich einschiffen. Toussaint langte am 7. August 1802 in dem Tempel an, und wurde in der Folge auf die Festung Joux bei Besançon gebracht, wo er im April 1808 starb. Man fand ihn todt in seinem Zimmer, neben einen Tisch hingestreckt.

Toussaint war unbezweifelt ein Mann von außerordentlichem Genie, und auf der Stelle, wo er stand, muß er als ein merkwürdiger Mensch angesehen werden. In seinem Privatleben war er

sehr mäßig, obgleich er einen glänzenden Hofstaat und eine gewisse Pracht liebte. Er besaß viel Mißtrauen; eine Folge seiner Erfahrungen. Er schien religiös, versäumte keine Messe, ja er bestieg wohl selbst die Kanzel und predigte mit Kraft an das Volk und seine Soldaten. Das Bedürfniß der Ruhe war ihm fremd, und mit ungemeiner Leichtigkeit führte er den ganzen Schwall von Geschäften. Er besaß ein bewunderswürdiges Gedächtniß, war ein guter Gatte und Vater, und im bürgerlichen Leben eben so zuverlässig, als er im politischen sich schlau erwiesen hatte.

Czerny (der schwarze) Georg,

erster Feldherr der Servier.

Geboren 1767.

Er wurde im Jahre 1767 unweit Belgrad geboren. Sein eigentlicher Familienname ist Georg Petrowitsch. Ein glühender Haß gegen die Türken wuchs mit ihm auf. Noch als Jüngling durchbohrte er einen Türken, welcher ihm hochmüthig auf der Straße begegnete, und flüchtete sich nach Siebenbürgen, um der Strafe des Spießens zu

entgehen. Mit achtzehn Jahren trat er in österreichische Militärdienste, wo er bis zum Feldwebel avancirte. Aber auch hier riß ihn die Heftigkeit seines Temperaments wieder zu einem neuen Verbrechen. Er erschlug den Kapitän, seinen Vorgesetzten, welcher ihn für ein Vergehen bestrafen wollte. Er floh hierauf in sein Vaterland zurück; da er aber daselbst geächtet war, hielt er sich nur in Wäldern auf, ward Räuberhauptmann und unternahm Streifzüge gegen die Türken, wobei er die höchste Grausamkeit zeigte.

Seine Bande wuchs bald zu mehreren Hunderten an, mit welchen er, immer kühner werdend, ganze Ortschaften überfiel, bis endlich der Pascha von Belgrad gegen ihn auszog.

Aber nun verübte Czerny die schwärzeste aller Frevelthaten — tödtete seinen Vater durch einen Pistolenschuß, weil der Greis in ihn drang, von seinem schändlichen Gewerbe abzulassen, und, da er kein Gehör fand, mit Auslieferung an die Türken drohte. Wegen dieser That gab die Mutter dem Mörder den Beinamen Czerny, der Schwarze.

Nun focht Czerny mehrere Jahre an der Spitze der empörten Servier mit abwechselndem Glück gegen die Türken. Im Jahre 1805 schlugen sich auch Bosnier und Montenegriner zu ihm. Nun ging er darauf aus, Servien von der türkischen Botmäßigkeit frei, sich aber zum Herrn des Landes

erscheint sein Äußeres. Ganze Stunden lang ist er oft stumm, so daß kein Laut über seine Lippen kommt; jedes Mal, ehe er Branntwein trinkt, den er sehr liebt, murmelt er ein Gebet.«

Es wäre zu wünschen, daß uns die Geschichtschreiber von Männern, die im Moralischen und Intellektuellen so viel Größe zeigten, als Czerny im Wilden und Ungeheuern, ein eben so lebhaftes, bis in die kleinsten Züge ausgemahltes Bild hinterlassen hätten.

Johann Peter Claris von Florian,

ein berühmter franz. Dichter.

Geboren 1755. Gestorben 1794.

Florian trat am 6. März 1755 in dem Schlosse Florian unweit St. Hypolit in den Nieder-Ravennen in das Leben. Sein Großvater, Rath bey der Rechnungskammer zu Montpellier, hatte das Schloß erbauet, dadurch sich aber in Schulden gestürzt, daher er seinen beiden Söhnen nur wenig hinterlassen konnte. Der Jüngere derselben war Johann, Florians Vater.

Der Knabe wuchs unter den Augen des Groß-

kam zwar Servien wieder unter türkische Oberherrschaft, doch erhielt es, zur Schlichtung der inneren Angelegenheiten, einen eigenen Verwaltungsrath von Eingebornen. Czerny selbst steht an der Spitze dieses Rathes und der servischen Truppen, mit dem Range eines russischen Generals und mit dem Alexander-Newsky-Orden bekleidet.

Er hat zwei Söhne und vier Töchter, deren eine an einen vornehmen Servier verheirathet ist. Als Rathgeber stehen ihm der tapfere Radis Petrowitsch und der wissenschaftlich gebildete Jakob Stephanowisch zur Seite.

Pariser Blätter vom Jahre 1813 geben von ihm folgende Schilderung:

»Er ist groß und hager; sein Gesicht gegen unten zu breit und sehr lang; er hat kleine, tiefliegende Augen, eine dünne spitzige Nase und bräunliche Gesichtsfarbe. Er trägt nur einen kleinen Schnurrbart und die Haare in einem großen Zopfe, der seinen ganzen Rücken bedeckt; die vordern Haare zieht er mit zurück, um seine übermäßig hohe Stirn sehen zu lassen. Seine Kleidung ist sehr einfach, ohne Geschmack, und nicht immer sehr reinlich; von einem gewöhnlichen servischen Bauer unterscheidet er sich bloß durch zwei Pistolen und einen Dolch, den er immer bei sich trägt. So ein stilles Feuer stets in seinem geistigen Inneren brennt, so unleidenschaftlich und düster

erscheint sein Äußeres. Ganze Stunden lang ist er oft stumm, so daß kein Laut über seine Lippen kommt; jedes Mal, ehe er Branntwein trinkt, den er sehr liebt, murmelt er ein Gebet.«

Es wäre zu wünschen, daß uns die Geschichtschreiber von Männern, die im Moralischen und Intellektuellen so viel Größe zeigten, als Czerny im Wilden und Ungeheuern, ein eben so lebhaftes, bis in die kleinsten Züge ausgemahltes Bild hinterlassen hätten.

Johann Peter Claris von Florian,

ein berühmter franz. Dichter.

Geboren 1755. Gestorben 1794.

Florian trat am 6. März 1755 in dem Schlosse Florian unweit St. Hypolit in den Nieder-Ravennen in das Leben. Sein Großvater, Rath bey der Rechnungskammer zu Montpellier, hatte das Schloß erbauet, dadurch sich aber in Schulden gestürzt, daher er seinen beiden Söhnen nur wenig hinterlassen konnte. Der Jüngere derselben war Johann, Florians Vater.

Der Knabe wuchs unter den Augen des Groß-

vaters auf, der ihn zärtlich liebte, und häufig in die reizenden Umgebungen des Schlosses mit sich hinausnahm. Der Eindruck, welchen die Schönheiten der Natur auf die jugendliche Seele machten, war tief und bleibend, wie Florians Schriften in vielen Stellen beweisen. Schon in den ersteren Jahren der Kindheit verlor Florian die Mutter; er hatte sie nie gekannt, allein das Andenken an den Verlust derjenigen, die ihm das Leben gegeben hatte, erfüllte ihn frühzeitig mit einer sanften Schwermuth, die auch in seinem ganzen Leben einen Zug seines Charakters ausgemacht hat.

Nach dem Tode seines Onkels wurde er in eine Pensionsanstalt nach St. Hypolit gesandt, wo ihn seine Talente vor den übrigen Mitschülern auszeichneten Die vortheilhaften Zeugnisse, die er deßhalb erhielt, bestimmten seinen Vater, welcher sich bloß mit der Bewirthschaftung seines Landgutes beschäftigte, ihm eine noch sorgfältigere Erziehung zu geben. Der ältere Bruder seines Vaters hatte eine Nichte Voltaire's geheirathet. Man erzählte diesem von den glücklichen Anlagen Florians; er wünschte den jungen Menschen zu sehen, und man schickte ihm diesen nach Ferney. Florimat, wie ihn Voltaire nannte, gefiel wegen seiner Munterkeit und treffenden Antworten. Hierauf sandte man ihn nach Paris, und ließ ihn von verschiedenen Meistern unterrichten.

Da er kein Vermögen besaß, trat er 1768 als Page in Dienste des Herzogs von Penthievre. Auch hier machte er sich unter den übrigen jungen Edelleuten einen Ruhm. Man sprach einmal bei dem Herzoge von Predigten; der junge Florian äußerte, es sey eben kein schwieriges Werk, eine Predigt zu verfertigen; er selbst wollte, wenn es nöthig wäre, einen solchen Aufsatz verfassen. Man hielt ihn beim Wort und ging eine Wette auf fünfzig Louisd'or ein: der Prediger von St. Eustach sollte dieselbe entscheiden. Florian bot alle Anstrengung auf, und überreichte nach wenigen Tagen eine Predigt über den Tod, die so sehr Beifall fand, daß der Herzog selbst gestand, die Wette verloren zu haben, und die Summe auszahlte.

Nach Verlauf seiner Dienstzeit als Page war Florian unschlüssig, welche Laufbahn er betreten sollte. Der Geist des Ritterthums, den ihm einige Ritterromane eingeflößt hatten, bestimmte ihn für den Kriegsstand. Er trat zuerst in das königliche Artilleriekorps, und kam in dessen Schule nach Bapaume. Die Mathematik, der Hauptgegenstand des Unterrichtes, sagte ihm nicht sehr zu, doch arbeitete er nicht ganz ohne Erfolg. Es herrschte aber in dem Institute eine Ausgelassenheit, welche viele Zänkereien und Schlägereien veranlaßte; Florian wurde selbst mehrere Male verwundet. Endlich wurde das Institut gänzlich aufgehoben. Florian

erhielt um diese Zeit eine Kompagnie Reiterei im Regimente Penthievre, das zu Maubeuge in Garnison lag. Die rohen Sitten, die ihm noch von der Artillerieschule geblieben waren, wurden bald durch eine sanfte Leidenschaft gemildert. Florian verliebte sich in eine Kanonissin und wollte sie heirathen. Sein Vater konnte unmöglich in einen Entschluß willigen, der seinen Jahren eben so wenig als seinen Vermögensumständen angemessen war. Man erwirkte bei dem Herzoge von Penthievre, daß er ihn nicht nur von Maubeuge entfernte, sondern auch, seines Avancements im Regimente unbeschadet, als Edelmann zu sich in Dienste nahm.

Florian ließ sich nun in Paris nieder, und die glückliche Muße, die er genoß, trug nicht wenig dazu bei, daß er die Bahn der Wissenschaften betrat. Die Vorliebe für die spanische Sprache, die er von Jugend an hatte, da seine Mutter eine Castilianerin war, erwachte, und er faßte den Entschluß, ein spanisches Werk in das Französische zu übertragen. Die Wahl fiel auf die Galathe des Cervantes, welche Florian für seine Lesewelt aneignete. Der Beifall, welchen er fand, bestimmte ihn, den bei seiner Nazion veralteten Schäferroman wieder zu verjüngen; Estelle war die Folge dieses Versuches. Florian zeichnete sich aber auch in anderen Dichtungsarten vortheilhaft aus, ver-

Christoph Martin Wieland,

ein berühmter deutscher Dichter.

Geboren 1733. Gestorben 1813.

Er wurde am 5. September 1733 zu Biberach in Schwaben geboren. Sein Vater war daselbst Prediger, und leitete schon den Unterricht des dreijährigen Knaben, welcher daher auch schon im siebenten Jahre den Cornelius Nepos, im dreizehnten den Virgil und Horaz mit Geist und Vergnügen las. In diese Zeit fallen seine ersten Versuche in der Dichtkunst, von welcher er sich mächtig angezogen fühlte. Er begann auch damals ein episches Gedicht über die Zerstörung Jerusalems.

Nachdem er zwei Jahre auf der Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg zugebracht hatte, wo er schon Werke in griechischer und englischer Sprache las, bezog er in seinem siebenzehnten Jahre die Universität zu Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu studieren. In dem zweiten Jahre seines dortigen sehr zurückgezogenen Lebens, erschienen 1752: Die Natur der Dinge; der Anti-Ovid; die moralischen Briefe, und die Erzäh-

sundheit untergraben; er wurde bettlägerig, u
starb vierzehn Tage darauf am 12. Sept. 1794.

Florian zeichnete sich im Leben als Mens
bei seinem eingeschränkten Vermögen durch Woh
thätigkeit und Uneigennützigkeit aus. Von dem H
norar, das er für seine Schriften erhielt, wurd
in der Regel ein Theil an die Armen übermacht. I
Gesellschaft mit vertrauten Freunden entzückte e
durch seine heitere Laune, die auch die Stirne d
Ernsthaftesten zu entfalten geeignet war. Auß
Gesellschaft war Florian jedoch ernst, und im Um
gange mit weniger vertrauten Menschen sehr zurüc
haltend.

Außer den vorangeführten Werken verdie
sein Numa Pompilius genannt zu werden, ei
Roman, der in der Manier des Telemach geschri
ben ist. Das letzte vollendete Werk Florians ist ei
Übersetzung des Don Quixote, die ihm sehr z
Ehre gereicht. In den letzten Tagen seines Leben
verfaßte er Eliezer und Nephtali, ein Gedicht, au
dem Hebräischen übersetzt, welches erst nach seine
Tode erschien. Florian hat auch seine eigene Bi
graphie entworfen, die jedoch nicht mehr vorha
den ist.

Christoph Martin Wieland,

ein berühmter deutscher Dichter.

Geboren 1733. Gestorben 1813.

Er wurde am 5. September 1733 zu Biberach in Schwaben geboren. Sein Vater war daselbst Prediger, und leitete schon den Unterricht des dreijährigen Knaben, welcher daher auch schon im siebenten Jahre den Cornelius Nepos, im dreizehnten den Virgil und Horaz mit Geist und Vergnügen las. In diese Zeit fallen seine ersten Versuche in der Dichtkunst, von welcher er sich mächtig angezogen fühlte. Er begann auch damals ein episches Gedicht über die Zerstörung Jerusalems.

Nachdem er zwei Jahre auf der Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg zugebracht hatte, wo er schon Werke in griechischer und englischer Sprache las, bezog er in seinem siebenzehnten Jahre die Universität zu Tübingen, um die Rechtswissenschaft zu studieren. In dem zweiten Jahre seines dortigen sehr zurückgezogenen Lebens, erschienen 1752: Die Natur der Dinge; der Anti-Ovid; die moralischen Briefe, und die Erzäh-

lungen im Druck. Durch die fünf ersten Gesänge eines Heldengedichts, Arminius, wurde er mit Bodmer, dem er sie zuschickte, bekannt, und erhielt von demselben eine Einladung nach Zürich. Er blieb nun auch bis zum Jahre 1759 in der Schweiz, und beschäftigte sich rastlos mit der Ausbildung seines Geistes. Sein Lieblingsschriftsteller war damals Plato. Die Prüfung Abrahams und die Briefe der Verstorbenen waren Früchte jener Periode.

Nun studierte er die Literatur der Franzosen, Engländer und Italiener. Den bedeutendsten Einfluß auf seinen Geist hatten Euripides, Xenophon und Shaftesbury.

Im Jahre 1760 wurde er in Biberach als Kanzleidirektor angestellt, und blieb daselbst bis 1769, in welchem Jahre ihn der damalige Churfürst von Mainz, Emmerich Joseph, als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften an die Universität zu Erfurt berief. Während der Verwaltung dieses Lehramtes lernte ihn die verwitwete Herzogin Anna Amalia von Weimar kennen, und ernannte ihn 1772 zum Lehrer und Erzieher ihrer beiden Prinzen, deren Vormünderin sie war, des jetzigen Großherzogs Karl August und seines Bruders Konstantin.

Wieland hatte nun den Charakter eines herzoglich-sachsen-weimarschen Hofraths und einer

churmainzischen Regierungsrathes, nebst einer Pension vom Hofe. Er genoß hier, bei seinem schönen Berufsgeschäfte, jene glückliche Muße, welche uns durch so viele Meisterwerke erfreute. Nach einigen Jahren zog er sich auf sein Landgut Osmannstädt in der Nähe von Weimar.

Im Jahre 1807 wurde er Mitglied des pegnesischen Blumenordens zu Nürnberg. 1808 hatte er eine Unterredung mit Napoleon, und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion.

Im Jahre 1812 wurde sein achtzigster Geburtstag in einem Garten bei Jena feierlich begangen. Er erhielt bei dieser Gelegenheit ein eigenes Glückwünschungsschreiben der herzoglich-weimarschen Familie, und nebstdem noch zwei besondere Deputazionen, eine von den Studierenden in Jena, die ihm eine griechische Elegie überreichten, die andere aus Weimar, die ihm eine goldene Medaille mit seinem wohlgetroffenen Bildnisse brachte. Es war sein letztes Fest der Art hienieden. Er starb im Jänner des folgenden Jahres. Die Leiche wurde zu Weimar, in einem schön dekorirten Saale eines geliebten Freundes, am 24. Jänner, auf einer Estrade ruhend, aufgestellt, dann nach Osmannstädt abgeführt, wo er sich die Ruhestätte selbst bereitet hatte, und an der Seite seiner Gattin in einer mit Buschwerk bewachsenen Vertiefung

des Gartens begraben. Der Todtenfeier wohnten die Ersten des Hofes und der Stadt bei.

Gustaph Adolph IV.,

ehemaliger König von Schweden.

Geboren 1778.

Er ist ein Sohn Gustavs III., welcher durch Meuchelmörder sein Leben verlor. Er wurde zwar schon im Jahre 1792 zum König ausgerufen; da er aber damals noch nicht volljährig war, führte sein Oheim und Vormund, der Herzog Karl von Südermannland (jetziger König von Schweden) durch fünftehalb Jahre die Regentschaft. Gustav trat daher erst am 1. November 1796 die Regierung an; gekrönt wurde er, zugleich mit seiner Gemahlin Friderike Dorothee Wilhelmine, einer Tochter des verstorbenen Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, zu Norköping am 3. April 1800.

Sein Vater, Gustav III., gab ihm den Grafen Rosenstein zum Erzieher, und wollte Seelenstärke und muthvolle Beharrlichkeit zu des Jünglings vorzüglichen Charakterzügen ausbilden lassen. Gustav IV. wählte sich zwar die großen Vorbil-

der: Gustav Wasa, Karl XII., und seinen Vater selbst. Er wollte sie übertreffen: aber was bei jenen unerschütterliche Festigkeit der Geistesgröße war, entartete bei ihm, der ihnen an Kräften nicht gleich war, in rücksichtslose Hartnäckigkeit. Er glaubte im Sinne seines großen Vaters zu handeln, von welchem er einen gewissen Hang zum Ritterlichen geerbt hatte, den er ins Abenteuerliche trieb.

Die neuere Geschichte schildert uns, nebst der erwähnten Unbiegsamkeit, eine abergläubische Mystik, als die zwei Hauptursachen seines Sturzes. So stand er z. B. einst auf dem Punkte, mit Rußland einen Krieg zu beginnen, weil man nicht zugeben wollte, daß, seinem Verlangen gemäß, das Geländer einer Gränzbrücke auf der russischen Seite mit Schwedens Farbe angestrichen würde. So erhielten Rußland und Preußen die ihm zugeschickten schwarzen Adler- und St. Andreas-Orden von ihm zurück, weil auch Napoleon dieselben erhalten hatte. So befahl er den Zeitungsherausgebern, den in Schweden damals gewöhnlichen Ausdruck »Monsieur Buonaparte« in »Napoleon Buonaparte« umzuändern, weil jemand berechnet hatte, daß in dem letzteren Namen die Zahl 666 enthalten sey; denn Gustav glaubte hierin das Thier in der Offenbarung Johannis zu erkennen, das nur eine kurze

Zeit regieren würde, und zu dessen Sturz er berufen sey.

Den König beschäftigten auch wirklich nur zwei Ideen leidenschaftlich: sein Haß gegen Napoleon, und die Wiedereinsetzung der Bourbons auf den Thron ihrer Väter. Allein er zeigte sich in beiden zu ungestüm, um Zeit und Verhältnisse, und den Grad seiner Kräfte zur Ausführung gehörig zu berücksichtigen. Im Jahre 1803 reisete er deßhalb nach Deutschland, um das Reichsoberhaupt und die Reichsfürsten für seinen Plan zu gewinnen. Hierauf schloß er die Allianz mit England und Rußland. Die von Napoleon ihm gemachten Friedens- und Freundschaftsvorschläge verwarf er standhaft, und nahm sogar die von Rußland und Preußen, nach dem Tilsiter Frieden, in Frankreichs Vollmacht ihm angebothene Vermittlung nicht an.

Gegen den Herzog von Braunschweig-Öls äußerte er sich in einem Schreiben vom 22. Juli 1807: »Nichts in der Welt könnte mich vermögen, mit Napoleon Buonaparte zu unterhandeln; denn ich würde dadurch nicht allein alle Pflichten und Grundsätze, welche jedem tugendhaften Menschen heilig seyn müssen, verläugnen, sondern auch mein zeitliches und ewiges Unglück unterschreiben.«

Seine Anhänglichkeit an England führte ihn zum Kriege mit Rußland, und zur Feindschaft mit Preußen und Dänemark. So ging Finnland ver-

loren. Auch die letzte mit ihm befreundete Macht, England, stieß er zurück, da er dessen Vorschlag, bei den damaligen Umständen mit Frankreich Frieden zu schließen, nicht annahm, sondern Erhöhung der Subsidien forderte, und endlich auf alle englischen Kauffahrteischiffe in den schwedischen Häfen ein allgemeines Embargo legte. Indeß begann auch die Gährung im Inneren von Schweden, welches sich durch so viele Anstrengungen von unglücklichem Erfolge dem Verderben nahe sah. Dazu kam, daß Gustav die Nazion durch Ausschreibung einer neuen Kriegssteuer, seine Garden aber durch eine kränkende Aufwallung gegen sich erbitterte.

So begann der Ausbruch der Verschwörung. Truppen zogen in dieser Absicht nach Stockholm, worin sich der König zuerst gegen die Aufrührer vertheidigten wollte. Er änderte aber seinen Entschluß, und wollte mit einigen ihm treu gebliebenen Truppen nach Linköping abgehen. Ehe er aber dieses ausführen konnte, traten zwei Generale in sein Gemach, und verlangten von ihm Abänderung seiner bisherigen Maßregeln. Da Gustav aber hierüber entrüstet wurde, und sich keineswegs willfährig zeigte, ward er im Namen der Nazion zum Gefangenen erklärt und nach einigem Kampf entwaffnet. Indeß ward der Herzog von Südermannland als Reichsregent ausgerufen. Gustav aber, der von nun an stille Ergebung in sein

Schicksal zeigte, am 24. März 1809, nach seinem Lieblingsaufenthaltsorte Gripsholm abgeführt, ohne daß Gemahlin und Kinder ihn begleiten durften. Am 29. März stellte er die förmliche Entsagungsakte aus. Die Reichsstände bestimmten für ihn und seine Familie die jährliche Summe von sechs und sechszigtausend, sechshundert und sechs und sechszig Thalern, wovon jedoch die größte Hälfte in Ineressen von seinem Privatvermögen besteht; auch die Nazion setzte ihm dreißigtauseud und fünfhundert Thaler aus. Diese letztere Summe wurde aber wieder eingezogen, da der König Schweden am 10. Dezember 1809 verließ. Er nahm nun den Titel eines Grafen von Gottorp (nachher Gottorf) an, und bereisete Deutschland und die Schweiz. Endlich begab er sich nach England, welches er 1811 wieder verließ. Seitdem machte er immerwährende Reisen durch Deutschland. Zu Herrnhut wollte er in die Brüdergemeinde aufgenommen werden, sein Wunsch wurde aber nicht erfüllt. Öffentlichen Nachrichten zu Folge ließ er sich auch von seiner Gemahlin scheiden.

Wir schließen diese biographische Skizze mit einigen Hauptzügen, welche eine neuere Geschichte Schwedens in seiner Charakteristik angibt: »Die Natur hat Gustav IV. nicht kärglich ausgestattet. Er besitzt Verstand, Talente und manche schätzbare Anlage des Kopfes und Herzens. Seine Bildung

ist vortheilhaft genug, sein Äußeres einnehmend, wenn gleich etwas steif. Man konnte ihm als Regent keineswegs gute Eigenschaften absprechen. Er verstand es, das Wohl des Reiches zu beherzigen; und er meinte es aufrichtig. Aber wenn Vorurtheile und Leidenschaft seinen Blick trübten, gab er sich unbedingt hin. — Gerade eine der ersten Regententugenden, seine Festigkeit, ward nur ein wirksameres Mittel zum Verderben.«

Karl Pichegrü,

französischer General.

Geboren 1761. Gestorben 1804.

Karl Pichegrü war der Sohn eines Schulmeisters und wurde zu Arbois in der Franche Comte am 16. Februar 1761 geboren. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater, hierauf begann er die Studien im Kollegium zu Arbois, und die Philosophie lernte er bei den Franziskanern dieser Stadt. Er zeichnete sich so sehr aus, daß die Franziskaner ihn aufforderten, Vorlesungen über Philosophie und Mathematik in ihrem Kollegium zu Brienne zu geben. Durch glänzende Anträge suchten sie ihn

auch zu bewegen, in ihren Orden zu treten. Pichegrü fand jedoch hierzu in sich keinen Beruf. Seine Neigung zum Militärstande entschied; er trat 1783 zu Straßburg in das erste Artillerieregiment.

Die Offiziere bemerkten bald seine geläuterten Kenntnisse, und beförderten ihn zum Sergeanten, welches unter der königlichen Regierung die höchste Auszeichnung für einen Bürger, und der vorzüglichste Grad war, zu welchem er befördert werden konnte. In den letztern Jahren des amerikanischen Krieges ging er mit zur See, und sein Beobachtungsgeist verschaffte ihm bald eine genaue Kenntniß des Seekrieges. Als er 1790 zurückkehrte, wurde er zum Adjutanten ernannt, und zur Zeit, als eben die Revoluzion ausbrach, wurde auf seine Beförderung zum Offizier angetragen. Pichegrü versah nicht bloß seinen Dienst auf das pünktlichste, sondern studierte mit allem Fleiß die Kriegskunst, und machte sogar in der Dichtkunst einige Versuche. Ein Mann von so mannigfaltigen Kenntnissen, konnte, so wenig er sich auch mit den Prokonsuln, die er nicht schätzte, zu thun machte, nicht lange unbemerkt bleiben; er stieg von Grad zu Grade. Im Jahre 1792 wurde er von einer Abtheilung der Nazionalgarde zum Anführer erwählt, die er mit vielem Ruhme kommandirte. Hierauf kam er zum Generalstabe des Generals Cüstine, und 1793 wurde er Divisionsgeneral. Die Mannszucht, die

er ungeachtet seiner Jugend und Bescheidenheit zu halten wußte, machte ihn den Kommissären des Konvents, St. Just und Lebas, empfehlenswerth. Nachdem die französische Armee an den Weissenburger Linien geschlagen war, richtete man alle Aufmerksamkeit auf Pichegrü, und gegen Ende Oktober 1793 wurde er zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannt, und der ihm beigegebene junge Hoche erhielt das Kommando der Moselarmee. Unter Schnee und Eis lieferte Pichegrü mehrere mörderische Gefechte, drang glücklich in Elsaß ein, und zwang den General Wurmser, sich über den Rhein zurückzuziehen.

Am 5. Februar 1794 wurde er zum Obergeneral der Nordarmee ernannt. Er trieb die Alliirten über den Rhein und bis nach Holland zurück, und von dem starken Froste des Winters begünstigt, eroberte er zu Anfang des Jahres 1795 auch dieses Land. Pichegrü stand in so allgemeiner Achtung, daß der blutdürstige Wohlfahrtsausschuß, vor welchem alle Generale zitterten, es nicht wagte, ihn anzutasten, indem er, von allem Fakzionsgeiste entfernt, nur den Ruhm der Armeen vor Augen hatte. Deßwegen vorzüglich erhielt er am 3. März 1795 zugleich auch das Kommando über die Rheinarmee, so daß nun beide Hauptarmeen einzig ihm untergeordnet waren. Kurz hierauf, als er sich eben zu Paris befand, und Aufruhr ausgebrochen

war, wurde er am 1. April 1795 zum Oberbefehlshaber der Pariser Nazionalgarde erwählt. Schon durch seine Anwesenheit wurden manche Ausschweifungen vereitelt; durch seine klugen Vorkehrungen stellte er die Ruhe augenblicklich her, so zwar, daß er schon am 4. April um die Erlaubniß ansuchte, an seine Bestimmung abgehen zu dürfen. Allein des gegenwärtigen Kriegsschauplatzes längst überdrüssig, und insbesondere ganz verschiedener Meinung mit dem Direktorium, welches darauf bestand, daß die Armee über den Rhein vordringen sollte, während Pichegrü die alte Gränze von Frankreich beibehalten wissen wollte, forderte er zu Ende dieses Feldzuges seinen Abschied, den er endlich am 14. März 1796 erhielt, indem man Moreau zu seinem Nachfolger bestimmte.

Pichegrü's Zurücktritt wurde von Freunden und Feinden beklagt; denn im Verlaufe des ganzen Krieges war kein General aufgetreten, der sich die Liebe der Untergebenen und die Achtung der Besiegten in einem höheren Grade erworben hätte. Er handelte stets mit der kaltblütigsten Überlegung, und war ernst und strenge, ohne durch Eigensinn oder Härte zu beleidigen. Die Plane seiner Unternehmungen hielt er beständig geheim, und eröffnete sie erst in dem Augenblicke der Ausführung. Da er 1795 bei der strengsten Kälte den Einfall nach Holland unternehmen wollte, gab er am

Abende zuvor den Offizieren einen Ball, und nur beim Weggehen machte er ihnen seinen Entschluß für den kommenden Tag ganz ruhig bekannt. Wenn die Berichte der übrigen französischen Generale in den glänzendsten Anreden verfaßt waren, hielt Pichegrü sich nur an die strengste Wahrheit, und behauptete auch hier seinen männlichen Charakter. Vergebens bemühten sich einige Neider, seinen Ruhm zu verkleinern. Es wurde ihm der Vorwurf gemacht, daß die Thaten der Nordarmee ganz ohne sein Zuthun vollführt worden wären; doch alle Generale wetteiferten, ihrem Oberfeldherrn die verdiente Ehre zu behaupten.

Pichegrü zeigte sich nach seiner Entfernung von der Armee eben so edel und groß, als er zuvor gewesen war. Es würde ihm leicht gewesen seyn, eine der glänzendsten Rollen bei dem diplomatischen Korps zu erhalten; allein er lehnte selbst mehrere ihm angetragene Gesandtschaftsposten an auswärtige Höfe ab, und zog sich in seinen Geburtsort zurück, wo er der Landwirthschaft lebte.

Als im Jahre 1797 neue Deputirte zu dem gesetzgebenden Körper gewählt wurden, fiel die Wahl mehrerer Departements auf Pichegrü. Er erschien endlich als Repräsentant des Jura-Departements, welches die nächsten Ansprüche auf seine Verdienste hatte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, als er am 20. Mai in den Rath der

Fünfhundert eingeführt wurde. Man wählte ih
einstimmig zum Präsidenten, und seine erste Red
bewies, daß er ein eben so würdiger Repräsentan
der Nazion sey, als er zuvor deren Feldherr wa
Am 20. Juli trug er darauf an, die National
garde neu zu organisiren, wobei er die Absicht hatte
durch diese den Truppen des Direktoriums da
Gleichgewicht zu halten. Am 26. Juli äußerte e
sich nachdrücklich gegen die Wiederkehr einer re
voluzionären Regierung. Am 19. August trug e
darauf an, die Gränzen der Macht des gesetzge
benden Körpers endlich einmal festzusetzen, und fan
vielen Anhang. Es gebrach jedoch den meisten an
Thatkraft und Muth, und so geschah es, daß das
Triumvirat des Direktoriums am 4. Septembe
1797 siegte. Zum allgemeinen Erstaunen wurde
Pichegrü beschuldigt, in eine vom Auslande einge-
leitete Verschwörung verwickelt zu seyn. Er wurde
arretirt, und bald hierauf mit fünfzehn andern
Deputirten nach Cayenne in Südamerika depor-
tirt. Im Jahre 1798 ist er jedoch aus seinem
Exile entflohen, nach Surinam geflüchtet, und von
da nach England gegangen. In jener Zeit wußte
man fast täglich ein neues Mährchen von ihm, und
unter andern erzählte man sich auch, daß er mit
Sidney Smith zu dem Kaiser von Marokko ge-
reiset sey.

Von England ging er nach Deutschland, und

B.V. S. 244.



Weinrauch fc.

Karl August Fürst von Hardenberg,

königlich preußischer Staatskanzler.

Geboren 1750.

Er stammt aus einem freiherrlichen Geschlechte im Hannöverschen. Die schönen Talente, mit welchen ihn schon die Natur begabt hatte, entwickelte er durch seine Studien auf den Universitäten Leipzig und Göttingen. Im Jahre 1770 trat er in vaterländische Dienste, wo er bald den Titel eines Kammerraths erhielt. Um seine Bildung zu vollenden, benützte er seinen Familienwohlstand zu mehrjährigen Reisen nach Frankreich, England, Holland und Deutschland, und besuchte vorzüglich in letzterem die Städte Berlin, Wien, Regensburg und Wetzlar. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland wurde er im Jahre 1778 geheimer Kammerrath, verließ aber, wegen eines Zwistes mit einem englischen Prinzen, im Jahre 1782 Hannover, und trat als wirklicher geheimer Rath und Großvoigt in die Dienste des Herzogs von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, welcher auf seine Talente und auf seinen Charakter so viel

B. V. S. 244.



Vertrauen setzte, daß er sich seiner zu mehreren wichtigen diplomatischen Sendungen am Berliner Hofe bediente. Hardenberg erwarb sich in diesen Geschäften nicht nur die liebevollste Achtung seines Fürsten, der ihn im Jahre 1787 zum Präsidenten des Kammerkollegiums erhob, sondern auch die ehrenvolle Aufmerksamkeit des preußischen Hofes in so hohem Grade, daß der König, welchen der letzte Markgraf von Ansbach und Baireuth um einen Minister für diese beiden Länder ersucht hatte, den Freiherrn von Hardenberg zu dieser Stelle vorschlug, und ihn von dem Herzoge dazu erbat. Als der erwähnte Markgraf, Karl Alexander, durch die zu Bordeaux am 2. September 1792 ausgefertigte Urkunde die Regierung über die beiden Fürstenthümer Anspach und Baireuth niederlegte, und diese mit den Staaten des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms II., vereinigt wurden, ward Hardenberg von der neuen Regierung zum geheimen Staats- und dirigirenden Minister ernannt, und übernahm von diesen Ländern die Huldigung im Namen des Königs, welcher ihn bald darauf zum Kabinetsminister ernannte, und ihm die Insignien des rothen Adlerordens verlieh. Bei dem hierauf ausgebrochenen französischen Revoluzionskriege befand sich Hardenberg beim Könige im Hauptquartier zu Frankfurt am Main, und blieb das Jahr

hindurch als königlicher Kommissär in politisch[e]
Angelegenheiten bei der Armee am Rhein.

Im Jahre 1795 sandte ihn der König z[u]
Betreibung der Friedensunterhandlungen nach B[a]
sel. Zur Belohnung des glücklich geendigten G[e]
schafts erhielt er den schwarzen Adlerorden. Nu[n]
übernahm er neuerdings wieder die Verwaltun[g]
der schon vormals seiner Leitung anvertraut gew[e]
senen Provinzen, die er trefflich organisirte. Hie[r]
zeigte sich sein Geist insbesondere auch bei der Au[s]
gleichung mehrerer verwickelter Gränzstreitigkeite[n]
mit benachbarten deutschen Fürsten.

Indeß hatte König Friedrich Wilhelm III.
den preußischen Thron bestiegen. Nun wurde Har
denberg nach Berlin berufen und erhielt im Kabi
netsministerium die Direkzion in Lehenssachen, wi[e]
auch in allen fränkischen auswärtigen Hoheits- und
öffentlichen Angelegenheiten. Im Jahre 1800 er
nannte ihn der König zum Chef des magdeburg-
halberstädtischen Departements, wozu er bald dar-
auf auch das Westphälische Departement nebst dem
von Neufchatel erhielt, sodann auch die immer-
währende Kuratel der Kunst- und Bauakademie.
Als endlich der Minister Graf Haugwitz, der bis-
her dem Interesse Frankreichs ergeben war, die an-
gesuchte Entlassung erhielt, trat Hardenberg im
Jahre 1804 an dessen Stelle, die er jedoch, nach
einer im Jahre 1805 zwischen Preußen und Frank-

reich geschlossenen Neutralitäts-Konvenzion, an den Grafen wieder überließ, und bloß seine Stelle als Chef des magdeburgisch-halberstädtischen Departements versah. Als aber im Jahre 1806 der Krieg zwischen Preußen und Frankreich dennoch ausbrach, wurde Hardenberg den Konferenzen beigezogen, mit diplomatischen Aufträgen versendet, und übernahm im Anfange des Jahres 1807, nach dem Wunsche des Kaisers von Rußland, das Portefeuille wieder. Nach dem Frieden von Tilsit hat er um seine Entlassung, machte eine Reise an die Gränzen von Rußland und nach der Mark Brandenburg, von wo er sich auf sein Landgut Tempelhof, in der Nähe von Berlin, begab. Hier lebte er in stiller Muße, als der König ihn im Jahre 1810 zum Staatskanzler erhob, und er nun an der Spitze der Staatsverwaltung stand. Er trat dieses hohe Geschäft am 6. Junius an. Nebstdem versah Baron Hardenberg auch zugleich die noch unbesetzte Stelle des Finanzministers, dessen Geschäfte von einer Kommission unter seiner Leitung verwaltet wurden. Nun traf Hardenberg die durchgreifendsten Maßregeln zur Reorganisirung des Staats, und insbesondere zur Verminderung der Staatsschuldenlast durch den Verkauf der Domänen, wobei er den Hauptgrundsatz aufstellte: daß alle Klassen der Staatsbürger, nach Maßgabe ihrer Kräfte, zur Rettung des Ganzen beitragen

müßten und sollten. Zu diesem Ende bewirkte er die Aufhebung ungerechter Provinzial-Unterschiede, und führte ein neues Steuersystem ein, wodurch das ganze Königreich nach denselben Gesetzen belegt ward. Vergebens hob sich eine mächtige Opposition gegen des Kanzlers Anstalten; er ließ sich in dem festen Gange seiner nothwendigen und heilsamen Maßregeln weder irre machen noch aufhalten, und der größere Theil der Nazion, edle Patrioten, erkannte dankbar und fügsam die Zweckmäßigkeit und Liberalität seiner Grundsätze und Handlungen.

Neue unsterbliche Verdienste erwarb sich Hardenberg in dem großen Bundeskriege, welcher nach dem Rückzuge der französischen Armee aus Rußland gegen Napoleons rastlosen Ehrgeiz geführt ward. Daß Hardenberg durch glänzende Talente und durch energische Realisirung großer Ideen zur Befreiung Europa's kräftig mitwirkte, ist noch in zu frischem Angedenken, um einer ausführlicheren Erzählung zu bedürfen. Sein Name wird mit den Namen Metternich und Castlereagh von der dankbaren Nachwelt nach Jahrhunderten noch genannt werden. Eben so allgemein bekannt ist die lohnende Huld seines Königs, welcher den redlichen Staatsdiener, in schneller Aufeinanderfolge, in den Grafen- und Fürstenstand erhob, und sich seiner auch bei dem großen Kongresse bediente, welcher im

Jahre 1814 zur letzten Ausgleichung der europäischen Angelegenheiten gehalten ward.

Johann Wolfgang von Göthe,

ein berühmter deutscher Dichter.

Geboren 1749.

Er wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren, wo sein wohlhabender Vater als Doktor der Rechte und kaiserlicher Rath, von Geschäften entfernt, sich selbst und seinen Kindern lebte. Ein mit römischen Prospekten gezierter Saal im väterlichen Hause, und eine schöne Marmor- und Naturaliensammlung gaben der Seele des Jünglings die erste Beschäftigung und Richtung. Auch die in der Bibliothek des Vaters befindlichen italienischen Dichter und die vielen Reisebeschreibungen zogen ihn bald mächtig an, und bewirkten seine erste Bildung. Dazu kam noch die Lektüre der damals blühenden deutschen Dichter Canitz, Hagedorn, Gellert, Haller u. s. w. So setzte sich in dem Knaben die Neigung zum Romantischen und zum Alterthümlichen, mit der Liebe zu poetischen und rhetorischen Versuchen, schon frühe

fest. Bald zog das französische Theater in Frankfurt seine Aufmerksamkeit auf sich. Zu einem größern poetischen Werke wählte er den ersten Stoff aus der Geschichte. Sein Held war Joseph. Im Jahre 1765 verließ er seine Vaterstadt, und ging nach Leipzig, wo er bis 1768 die Rechte studierte; ohne seiner Neigung zu poetischen Arbeiten Gewalt anzuthun. Das Schäferspiel, die Laune des Verliebten, gehört unter seine frühesten Arbeiten. Göthe erwarb sich überhaupt durch eigenen Antrieb die vielseitigste Bildung. So versuchte er sich z. B. selbst im Kupferstechen. Auf solche Art brachte er das Jahr 1769 wieder in Frankfurt zu. Im folgenden Jahre ging er nach Straßburg, wo er Doktor der Rechte wurde, und die wichtige Bekanntschaft des um fünf Jahre älteren Herders machte, die auf seinen Geist großen Einfluß gewann. Nachdem er 1769 seinen Götz von Berlichingen geschrieben hatte, schrieb er 1771, bei seinem Aufenthalte zu Wetzlar, den Roman: die Leiden des jungen Werthers, wozu ihm das unglückliche Schicksal des jungen Jerusalem die Veranlassung gab. Noch in demselben Jahre machte er mit den Grafen Stollberg und Haugwitz eine Reise nach der Schweiz, und hielt sich dann wieder ein Paar Jahre in Frankfurt auf.

1775 lernte ihn der Herzog Karl August von Weimar zu Darmstadt kennen, und lud ihn an sei-

nen Hof ein. Göthe folgte dem erfreulichen Rufe des kunstliebenden Fürsten, ward 1776 weimarischer Legazionsrath und im folgenden geheimer Rath, in welcher Eigenschaft er mit dem Herzog in die Schweiz reisete. 1782 wurde er Kammerpräsident und zugleich in den Adelstand erhoben. 1786, wo er den Exzellenz-Titel erhielt, unternahm er eine Reise nach Italien, und hielt sich daselbst zwei Jahre auf. Im Jahre 1807 verlieh ihm der Kaiser von Rußland den Alexander-Newsky-Orden, und Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion. Gegenwärtig lebt er als erster Minister zu Weimar. Seine vielen literarischen Meisterwerke sind zu bekannt, um hier etwas Näheres davon sagen zu dürfen. Die interessantesten und umständlichsten Nachrichten über seine Lebens- und Bildungsgeschichte findet man in seinem bisherigen letzten Werke: »Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben.« Man kann sagen, Göthe habe als Schriftsteller das ganze Reich der poetischen Formen erschöpft. Auch die Kaiserin Luise von Österreich wurde von ihm während seines letzten Aufenthalts im Badeorte Töplitz besungen. Daß Göthe beinahe in keiner Wissenschaft fremd blieb, beweisen seine Studien der Mineralogie und die optischen Versuche.

Gottlieb Konrad Pfeffel,

ein berühmter deutscher Dichter.

Geboren 1736. Gestorben 1809.

Er verlor seinen Vater, königlich französischen Hofkonsulenten bei der Staatskanzlei der auswärtigen Geschäfte und Stadtmeister zu Kolmar im Elsaß, schon im zweiten Jahre. Bis zum Jahre 1750 besuchte er das evangelische Gymnasium daselbst, und kam hierauf zu einem Verwandten, dem Superintendenten Sander in Köndringen, welcher den von Wißbegierde glühenden Knaben zuerst mit Deutschlands vorzüglichern Dichtern bekannt machte, und ihn zur akademischen Laufbahn vorbereitete. Im fünfzehnten Jahre bezog er die Universität Halle, um die Rechtsgelehrsamkeit zu studieren; aber hier verschlimmerte sich jene Augenkrankheit, an welcher Pfeffel schon in früheren Jahren litt. Die gelehrten Nachtwachen machten das Übel noch ärger; er bekam auf beiden Augen Flecken, und es erfolgte im ein und zwanzigsten Jahre die gänzliche Blindheit.

Nach zwei Jahren erheiterte sich sein trauri-

ges Schicksal durch die Vermählung mit Demoiselle Divoux (1759), die wir in seinen Gedichten unter dem Namen Doris so oft und mit so viel Wärme apostrophirt finden. Pfeffel hatte schon im Jahre 1753 seine ersten poetischen Versuche begonnen, und besaß nun schon eine artige Sammlung von Gedichten, die er aber noch sorgsam in seinem Pulte verschloß. Als ihm aber das Manuscript von einem ehemaligen Schulfreunde entwendet wurde, und die Gedichte nach und nach in der Straßburger Zeitschrift: der Sammler, erschienen, fand er sich bewogen, im Jahre 1760 unter dem Titel: Poetische Versuche, selbst eine Sammlung herauszugeben. Sie fand Beifall, und er schritt auf der mit Glück betretenen Bahn eifrig fort. Das innere Licht ersetzte ihm den Verlust des äußern. Im Jahre 1763 wurde er zum hessendarmstädtischen Hofrath ernannt.

Im Jahre 1773 erhielt er von Ludwig XV. die Erlaubniß, unter dem Namen einer Kriegsschule ein akademisches Erziehungshaus zu errichten. Die eifrige und geistvolle Leitung dieses Instituts, die er mit seinem Freunde, dem Hofrath Lerse, gemeinschaftlich besorgte, erwarb ihm die Achtung und Liebe sowohl der Zöglinge als auch der Ältern. Besonders dankbar zeigten sich gegen ihn die Schweizer für die Bildung, welche viele von ihren Söhnen in diesem Institute erhalten hat.

ten. Pfeffel wurde in die helvetische Gesellschaft aufgenommen und erhielt das schweizerische Bürgerrecht. Im Jahre 1783 wurde er sogar zum Mitglied des großen Rathes der Stadt Biel ernannt, und im Jahre 1788 zum Ehrenmitglied der königlich preußischen Akademie der Künste zu Berlin. Als die Kriegsschule zur Zeit der französischen Revoluzion aufgehoben wurde, privatisirte er bis zum Jahre 1803, wo er als Präsident des neuerrichteten evangelischen Konsistoriums zu Kolmar angestellt wurde. Er starb im Jahre 1809.

Unter seine vorzüglichsten Werke gehören seine poetischen und seine prosaischen Versuche, die fünf Bände theatralischer Belustigungen nach französischen Mustern, die dramatischen Kinderspiele, die Lieder für die kolmarische Kriegsschule, das historische Magazin für Verstand und Herz, u. m. a.

Am 10. November 1811 wurde Pfeffels Brustbild, von dem Schweizerkünstler Christen verfertigt, nebst dessen Schriften in dem großen Saale der öffentlichen Sitzungen des kolmarischen Kollegiums bei einer zahlreichen Versammlung feierlich aufgestellt.

Michael Ignaz Schmidt,

ein Geschichtschreiber der Deutschen.

Geboren 1736. Gestorben 1794.

Der rühmlich bekannte Verfasser der vortrefflichen Geschichte der Deutschen wurde am 30. Jänner 1736 zu Arnstein im Würzburgischen geboren, wo sein Vater Beamter war. Als er 1749 das Gymnasium zu Würzburg bezog, bestimmte er sich selbst zum geistlichen Stande, trat in das bischöfliche Seminarium, und trieb hier, nebst dem Studium der Theologie, Geschichte und Philosophie mit großem Eifer. Seine ersten Dienste in der Seelsorge übte er als Kaplan zu Saßfurt aus. Hierauf wurde er Erzieher des jüngsten Sohnes des Großhofmeisters von Rottenhahn, und kam dadurch zuerst in nähere Berührung mit der großen Welt. Rottenhahn gab ihm nachher eine geistliche Pfründe in der Nähe von Stuttgart. Schmidt hatte hier Gelegenheit, diese Stadt öfter zu besuchen und an den glänzenden Festen Theil zu nehmen, welche der Herzog Alexander von Würtemberg gab. Nun erhielt er aber wieder einen Ruf

nach Würzburg, wurde in den Jahren 1773 bis 1774 Vorsteher des Seminariums, dritter Universitäts-Bibliothekar, Mitglied einer neuerrichteten Schulkommission, Beisitzer der theologischen Fakultät und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. Im Jahre 1774 ward er geistlicher Rath und erhielt eine ansehnliche Präbende. Während dieser Zeit verwendete ihn der Fürstbischof zur neuen Einrichtung des Schulwesens in Würzburg. Hier machte er Bekanntschaft mit dem Freiherrn Karl von Dalberg, nachherigem Primas und Großherzog von Frankfurt. Da er sich bisher im pädagogischen Fache rühmlich bekannt gemacht hatte, erhielt er von den meisten Schul- und Erziehungs-Instituten Einladungen zur Theilnahme. Im Jahre 1772 hätte er schon seine Geschichte des Selbstgefühls herausgegeben, und arbeitete an dem fränkischen Zuschauer mit. Seine glänzendste Periode begann aber mit dem Jahre 1778, da er seine Geschichte der Deutschen herauszugeben anfing. Maria Theresia berief ihn an ihren Hof, und er wurde bald nachher als wirklicher kaiserlicher Hofrath und Direktor des Haus- und Staats-Archives mit dem Jahrsgehalte von viertausend Gulden in Wien angestellt. Kaiser Joseph ernannte ihn nachher auch zum Mitgliede der von ihm neu organisirten Censurskommission, und übertrug ihm bei dem Erzherzoge Franz, jezigem Kaiser von Österreich, das

Lehrfach der Geschichte. Kaiser Joseph gab dem würdigen Gelehrten manche Beweise seiner Achtung. Bei einem Gespräche über die historische Unparteilichkeit, sagte der erhabene Monarch zu Schmidt: »Schonen Sie Niemand, auch mich nicht, wenn Sie dereinst zu meiner Regierung kommen. Meiner Vorfahren und meine Fehler müssen die Nachkommenschaft belehren.« — Aber das Schicksal vergönnte dem Historiker nicht, sein Werk bis zu dieser Periode fortzuführen. Er war nur bis zum Jahre 1658 gekommen, als er am 1. November 1794 starb.

Das Werk wurde nach seinem Tode von Milliller fortgesetzt. Von Schmidt selbst sind nur die sechs Bände der alten, und die sechs ersten Bände der neuern Geschichte.

Karl Heinrich Graun,

ein berühmter deutscher Komponist.

Geboren 1701. Gestorben 1759.

Er war der Sohn eines Accis-Einnehmers zu Wahrenbrück in Sachsen, wo er im Jahre 1701 geboren wurde. Mit zwölf Jahren kam er in die

müßten und sollten. Zu diesem Ende bewirkte er die Aufhebung ungerechter Provinzial-Unterschiede, und führte ein neues Steuersystem ein, wodurch das ganze Königreich nach denselben Gesetzen belegt ward. Vergebens hob sich eine mächtige Opposizion gegen des Kanzlers Anstalten; er ließ sich in dem festen Gange seiner nothwendigen und heilsamen Maßregeln weder irre machen noch aufhalten, und der größere Theil der Nazion, edle Patrioten, erkannte dankbar und fügsam die Zweckmäßigkeit und Liberalität seiner Grundsätze und Handlungen.

Neue unsterbliche Verdienste erwarb sich Hardenberg in dem großen Bundeskriege, welcher nach dem Rückzuge der französischen Armee aus Rußland gegen Napoleons rastlosen Ehrgeiz geführt ward. Daß Hardenberg durch glänzende Talente und durch energische Realisirung großer Ideen zur Befreiung Europa's kräftig mitwirkte, ist noch in zu frischem Angedenken, um einer ausführlicheren Erzählung zu bedürfen. Sein Name wird mit den Namen Metternich und Castlereagh von der dankbaren Nachwelt nach Jahrhunderten noch genannt werden. Eben so allgemein bekannt ist die lohnende Huld seines Königs, welcher den redlichen Staatsdiener, in schneller Aufeinanderfolge, in den Grafen- und Fürstenstand erhob, und sich seiner auch bei dem großen Kongresse bediente, welcher im

Jahre 1814 zur letzten Ausgleichung der europäischen Angelegenheiten gehalten ward.

Johann Wolfgang von Göthe,

ein berühmter deutscher Dichter.

Geboren 1749.

Er wurde am 28. August 1749 zu Frankfurt am Main geboren, wo sein wohlhabender Vater als Doktor der Rechte und kaiserlicher Rath, von Geschäften entfernt, sich selbst und seinen Kindern lebte. Ein mit römischen Prospekten gezierter Saal im väterlichen Hause, und eine schöne Marmor- und Naturaliensammlung gaben der Seele des Jünglings die erste Beschäftigung und Richtung. Auch die in der Bibliothek des Vaters befindlichen italienischen Dichter und die vielen Reisebeschreibungen zogen ihn bald mächtig an, und bewirkten seine erste Bildung. Dazu kam noch die Lektüre der damals blühenden deutschen Dichter Canitz, Hagedorn, Gellert, Haller u. s. w. So setzte sich in dem Knaben die Neigung zum Romantischen und zum Alterthümlichen, mit der Liebe zu poetischen und rhetorischen Versuchen, schon frühe

Inhalt
des fünften Bandes.

Seite

Seite

Seite

Wien, gedruckt bei Carl Gerold.



J. Blaschke sc.

Neuer Plutarch,

oder

kurze Lebensbeschreibungen

der

berühmtesten Männer und Frauen aller Nationen

von den ältesten bis auf unsere Zeiten.

Nach dem Französischen des Peter Blanchard

neu herausgegeben,

vermehrt und fortgesetzt

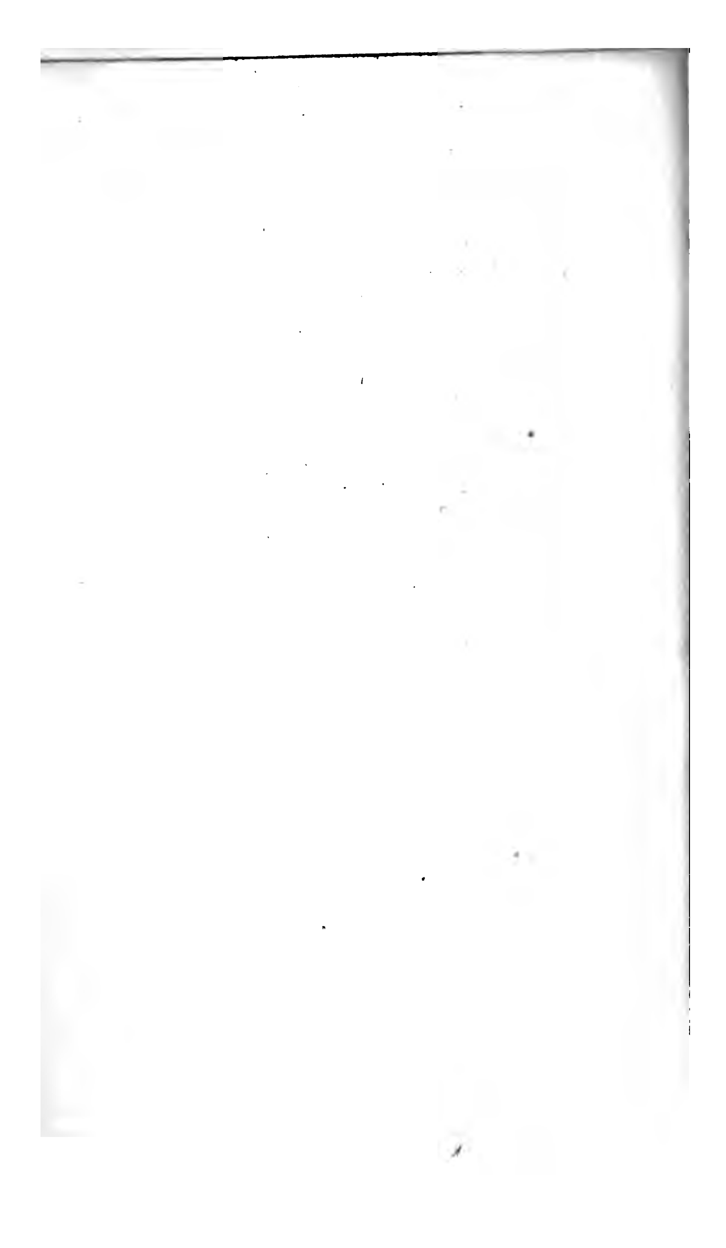
von

Friedrich Kraft.

Sechster Band.

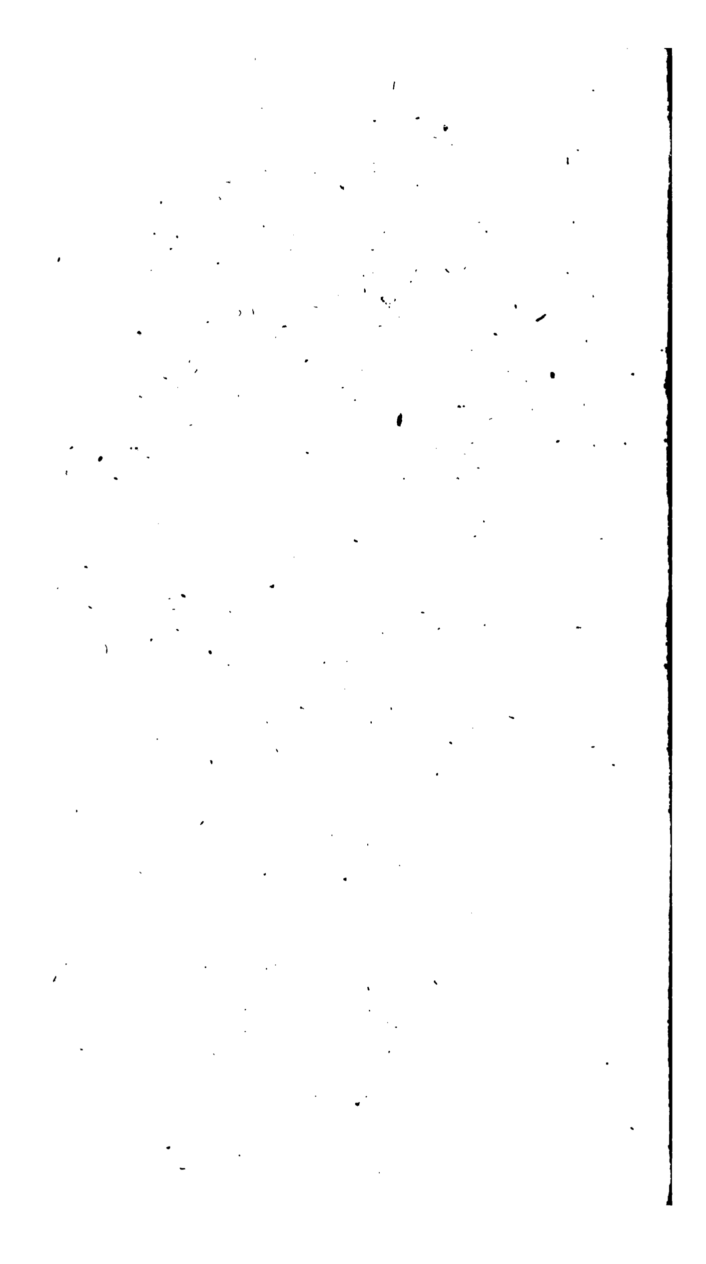
Mit fünfzig Porträten.

Pesth 1815, bei C. A. Hartleben.



Neuer Plutarch.

Sechster Band.




Wilhelm d. Eroberer.
Gregor VII.
Wiclef.
Leonard da Vinci.
Hunyad.
Götz v. Berlich.
Weinrauch f.

Wilhelm der Eroberer,

König von England.

Geboren 1024. Gestorben 1087.

Wilhelm war der natürliche Sohn des Herzogs Robert II. von der Normandie, und der Arlette, einer Kürschners-Tochter zu Falaise, und wurde in dieser Stadt 1024 geboren. Da Herzog Robert keine ehelichen Kinder hatte, bestimmte er diesen seinen natürlichen Sohn zum Nachfolger im Herzogthume. Der Adel der Normandie mußte ein feierliches Gelübde ablegen, denselben anzuerkennen. Wilhelm war noch kaum zehn Jahre alt, als sein Vater, der schon ein Mann bei Jahren war, den Entschluß faßte, in das heilige Land zu wallfahrten. Er berief noch einmal die Stände seines Reiches, stellte ihnen den jungen Wilhelm vor, und ließ sich die Versicherung wiederholen, daß sie denselben als Herrscher anerkennen würden. Im Jahre 1055 unternahm er die Reise wirklich zu Lande, als ein Büßer mit bloßen Füßen den ganzen Weg zurücklegend, gelangte auch nach Palästina, sah aber sein Land nie wieder, indem ihm auf

der Rückreise zu Nicon in Bythinien Gift beigebracht wurde, welches ihn augenblicklich dahin raffte.

Ein Theil des Adels der Normandie blieb seinem Versprechen getreu, und unterstützte den jungen Wilhelm auf dem herzoglichen Throne, den er auch durch ihre Hülfe gegen die Meineidigen glücklich behauptete. Selbst die Bemühungen Heinrichs von Frankreich, welcher diese Gelegenheit für höchst günstig hielt, sich die Normandie zu unterwerfen und Frankreich vollkommen einzuverleiben, wurden durch die Tapferkeit der treuen Normänner vereitelt. Wilhelm sah sich endlich in seiner Herrschaft gesichert, und regierte das ihm durch besondere Schickungen zu Theil gewordene Land in Frieden.

Wilhelm war jedoch vom Schicksale auf einen höheren Thron berufen. In England herrschte damals Eduard der Bekenner. Da dieser keine Kinder hatte, so war seines Bruders Sohn der vermuthliche Erbe des englischen Thrones; allein Eduard fürchtete, daß dieser sich auf demselben nicht behaupten möchte, und setzte daher Herzog Wilhelm von der Normandie, mit welchem er verwandt war, mittelst Testament, wie man sagt, zum Nachfolger ein. Andere behaupten, Eduard hätte bloß den Wunsch geäußert, daß sein Thron dem Herzog der Normandie zu Theile werden möchte.

Wilhelm setzte 1066 mit einer ansehnlichen Flotte nach England über, um von dem Königreiche Besitz zu nehmen. Als er gelandet hatte, und die sämmtlichen Truppen ausgeschifft waren, ließ er alle Fahrzeuge verbrennen, und sagte zu seiner Armee, indem er auf den Boden Englands hinwies: »Hier ist nun unser Vaterland!« Die Engländer hatten jedoch Harald, einen Sohn des Königs Cnut, der vor Eduarden regierte, inzwischen bereits an die Spitze der Regierung gestellt, und dieser weigerte sich, das Reich an Wilhelm abzutreten. Es kam also dahin, daß die Sache durch die Waffen entschieden werden mußte. Wilhelm erhielt von dem damaligen Könige in Frankreich, Philipp I., der noch unter der Vormundschaft des Grafen Balduin des Frommen von Flandern, dessen Tochter, Mathilde, Wilhelm zur Gemahlin hatte, eine kräftige Unterstützung mit Truppen. Es kam bei Hastings, einer kleinen Stadt in der Grafschaft Sussex, zur Schlacht, die lange unentschieden blieb, bis endlich Haralds und seiner Brüder Tod für Wilhelm entschieden, der auch sogleich auf dem Schlachtfelde als König von England ausgerufen, bald darauf in einer Versammlung der Großen nochmals als solcher anerkannt, und endlich zu London feierlich gekrönt wurde. Von dieser Zeit nahm Wilhelm den Beinamen des Eroberers an.

Seine Regierung gewährte den Engländern

Schutz und Sicherheit gegen die äußerlichen Feinde, doch im Inneren war fast einzig die Willkür des Kön[illegible] Gesetz. Die alten Brittanier, die Dänen, die Angelsachsen, alle litten unter dem gleichen Drucke. Daher entstanden auch mehrere Unruhen und Empörungen, die aber in ihrem Keime erstickt wurden. Ganz England wurde in zwei Bücher, das große und das kleine genannt, nach den Vermögensumständen verzeichnet, und das Eigenthum der Bürger vom Könige nach Gutbefinden benützt. Die Güter des Klerus wurden den Lehensgesetzen unterworfen, und die Geistlichkeit ohne Nachsicht bei Strafe der Felonie zur Lehenspflicht verhalten. Selbst eine fremde Sprache mußte das Land annehmen; Wilhelm befahl, daß die Landessprache der Normandie, ein Gemische aus der französischen und dänischen, zur allgemeinen in England erhoben werde, und wirklich wurden alle Regierungsgeschäfte bis zur Zeit Eduards III. in dieser Sprache verhandelt.

Wilhelm ehrte jedoch und schützte die Religion, er reinigte sein Königreich von Straßenräubern, theilte dasselbe nach Baronien ein, und sorgte auch für künftige Sicherheit, indem er auf allen Seiten feste Schlösser erbaute. Auf seinen Befehl wurde auch der Bau des Thurms von London begonnen und 1078 vollendet.

Unter Wilhelm dem Eroberer entspann sich

der unversöhnliche Haß zwischen Frankreich und England, der in der Folge für ganz Europa von Wichtigkeit geworden war. Die Herzoge der Normandie wollten nun nicht mehr die Oberherrschaft der Könige von Frankreich anerkennen, und es entstanden zwischen beiden häufige Kriege. Besonders war es den Königen von England sehr empfindlich, Frankreichs Vasallen zu seyn, was sie doch als Herzoge der Normandie seyn mußten.

Wilhelm herrschte in England durch ein und zwanzig Jahre. In der letzteren Zeit ging er, weil er sich öfters unpaß fühlte, nach der Normandie, um sich zu erholen. Er war besonders dickleibig geworden, und wollte durch Diät und körperliche Bewegungen sich Erleichterung verschaffen. Da hörte er, daß König Philipp von Frankreich scherzweise gefragt habe, wie früh er wohl sich aus den Federn winden könne. Wilhelm erzürnt, ließ ihm antworten: er wolle ihm an einem Morgen Besuch mit zehntausend Lanzenträgern abstatten; und wirklich fiel er, sobald er sich nur auf einem Pferde erhalten konnte, in Frankreich ein, drang selbst bis Paris vor, und verheerte alles auf seinem Wege dahin. Er fiel jedoch, indem er über einen Graben setzte, vom Pferde, wurde nach Rouen gebracht, und starb daselbst am 10. September 1087. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als alle Großen, die in seinem Gelekte waren, verschwanden,

und die Offiziere Anstalt machten, seinen Pallast zu plündern. Der Erzbischof von Rouen und Helluci von Corteville waren es allein, die sein Begräbniß besorgten. Die Leiche wurde nach Caen gebracht, und daselbst in der Kirche des Klosters St. Stephan, welches Wilhelm gründete, beigesetzt.

Wilhelm hinterließ drei Söhne, Robert, Wilhelm und Heinrich. Der erste folgte ihm in der Normandie, der zweite in England in der Regierung. Heinrich hatte sein Erbe lediglich in Geld erhalten, doch von seinem Vater die Vorherverkündigung für sich, daß er die beiden Reiche, die seinen Brüdern zu Theil würden, unter sich wieder vereinigen und beherrschen werde, welches auch wirklich eintraf.

Gregor VII.,

römischer Papst.

Gestorben 1085.

Gregor war der Sohn eines Zimmermanns, Namens Hildebrand, von Soano in Toskana. Das Jahr seiner Geburt, so wie nähere Nachrichten

über seine Bildung, sind nicht bekannt. So viel ist gewiß, daß er die schönen Wissenschaften sich zu Rom eigen machte, und hierauf im Kloster zu Cluny, zur Zeit des Abtes Odilo, Mönch wurde. Er machte hierauf einige Reisen durch Frankreich und Deutschland, auf welchen er mit der Welt genauer bekannt wurde, und sich viele nützliche Erfahrungen sammelte, die er in der Folge vortrefflich anzuwenden wußte. Als er zum Prior seines Klosters befördert worden, geleitete er den Erzbischof Bruno von Toul, der zum Papste erwählt unter dem Namen Leo IX. den römischen Stuhl bestieg, nach Rom, und erhielt daselbst eine ansehnliche Bedienstung. In den finstern Zeiten des eilften Jahrhunderts konnte er um so leichter bald eine bedeutende Rolle spielen, da es ihm nicht an natürlichem Scharfsinne und einem sicheren Blicke fehlte. Er wußte sich ungemein wichtig zu machen, und verschaffte sich Einfluß auf die Wahl der Päpste, bis er nach Alexanders II. Tode selbst erwählt wurde. Diese Wahl erfolgte im Jahre 1073, doch erst zwei Monate nach der Wahl wurde er eingeweiht, da er die Zustimmung des Kaisers Heinrich gewärtigte. Vielleicht wäre es Gregor schon früher geglückt, auf den päpstlichen Stuhl zu gelangen; allein der schlaue Gregor merkte wahrscheinlich, daß der eigentliche Zeitpunkt seiner Größe noch nicht gekommen war, und wollte deßhalb nicht eher auf-

treten, als bis er sein wohl überlegtes System in allen Theilen ausführen konnte.

Seine Hauptabsicht ging auf die Verbesserung der Kirchenzucht, auf unumschränkte Vergrößerung des römischen Stuhles, der bisher von mehreren weltlichen Fürsten noch immer einiges zu fürchten gehabt hatte, und auf die Abhängigkeit der Geistlichen von der Gewalt des Papstes. Dem heiligen Hugo, Abte zu Cluny, schrieb er: Ich will meiner Kirche nützlich seyn, oder der Herr mag mich hinwegnehmen; meine Seele ist von Schmerz und Trauer erfüllt. Die morgenländische Kirche verläßt den Glauben, und macht die Getreuen zu Märtyrer; im Abendlande und den übrigen Theilen der Welt treffe ich fast keinen Bischof, der gesetzlich zu seiner Stelle gelangt wäre, und keiner weidet die ihm anvertraute Heerde in der Liebe. Ehrgeiz ist ihre Triebfeder. Und was die Fürsten betrifft, so kenne ich keinen, der die Ehre Gottes der Ehre der Welt, die Gerechtigkeit dem Eigennutze vorzöge. Selbst die Völker, in deren Mitte ich wohne, die Römer, die Lombarden und Normänner sind ärger denn die Juden. Gregor war der Erste, der das allgemeine Verboth der Priesterehe aufstellte. Den Geistlichen war dieses nichts weniger als angenehm; es kam sogar zu offenbaren Thätlichkeiten. Gregor konnte daher jenes Verbot nicht überall durchsetzen, aber er hatte doch so viel ausgerichtet, daß man die

Ehelosigkeit der Priester aller Orten für etwas Verdienstliches hielt.

Mit der Erweiterung der päpstlichen Macht gelang ihm sein Entwurf vollkommen. Er schien den Grundsatz angenommen zu haben, daß dem Papste in geistlichen und weltlichen Dingen die Obergewalt zustehe, daß selbst die Fürsten auf seinen Wink zu achten, und alle bürgerlichen so wie die kirchlichen Angelegenheiten vor seinen Richterstuhl zu gehören haben. Die Ausübung dieses Grundsatzes versuchte er vorzüglich an dem deutschen Kaiser Heinrich IV., der freilich durch einige leichtsinnige Schritte ihn gleichsam hierzu berechtigte. Auf eine Klage, welche die Sachsen gegen Heinrich vor den römischen Stuhl brachten, schickte Gregor Gesandte nach Deuschland, die dem Kaiser bedeuten mußten, daß er in der zweiten Woche der nächsten Fasten sich zu Rom vor die Synode stellen, und der Verbrechen wegen verantworten solle, die ihm zur Last gelegt worden, widrigens er durch den Bannfluch aus der Kirche würde verstoßen werden. Heinrich, erzürnt, berief die deutschen Bischöfe nach Worms, wo sich auch Hugo Blankus, ein von Gregor abgesetzter Kardinal, einfand, und verschiedene Klagen wider Gregor vorbrachte. Es waren alle Bischöfe, außer den sächsischen, erschienen, und nach einiger Widersetzlichkeit der Bischöfe von Metz und Würzburg fiel der Spruch dahin:

daß Gregor, selbst der Simonie überwiesen, als Störer des politischen und kirchlichen Friedens abgesetzt seyn sollte. Dem Papste und den Römern wurde dieser Spruch durch Gesandte kund gemacht. Gregor, als er das Dekret erhielt, versammelte sogleich ein Konzilium, und statt Heinrichen nur zu exkommuniziren, wie er zuvor gedroht hatte, that er folgenden Ausspruch: Von Seite des allmächtigen Gottes untersage ich dem Könige Heinrich, dem Sohne des Kaisers Heinrich, der sich gegen die Kirche mit unerhörtem Hochmuthe aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reiches, und sage alle Christen von dem Eide los, den sie ihm geleistet haben oder leisten werden. Schnell wendete sich die Sache. Die deutschen Bischöfe, um ihre Stellen besorgt, fielen von Heinrich ab, und Gregor sollte von einer Gesandtschaft der deutschen Fürsten eingeladen werden, Heinrichs Angelegenheiten zu untersuchen. Der Kaiser sah sich in der gefährlichsten Lage und eilte nach Rom, um vom Banne losgesprochen zu werden. Gregor war eben auf dem Schlosse der Gräfin Mathilde zu Canossa; durch drei Tage ließ er den Fürsten im Vorhofe des Pallastes bei strenger Winterkälte im Kleide eines Büßenden und mit bloßen Füßen warten, bis er am vierten ihm Audienz ertheilte und ihn vom Banne lossprach, unter der Bedingung, daß

Heinrich, wenn er Kaiser bleiben würde, dem päpstlichen Stuhle Gehorsam leisten wolle.

Zu Anfange der Fehde Heinrichs gegen den von den deutschen Fürsten während seiner Abwesenheit zum Gegenkönig erwählten Rudolph von Schwaben, hielt sich Gregor ruhig; nach dem Treffen bei Fladenhein aber, welches für beide Theile zweifelhaft blieb, wurde Heinrich zum zweiten Male exkommunizirt. Heinrich berief auf Pfingsten des Jahres 1080 die ihm noch treuen Bischöfe nach Mainz, wo aber nur neunzehne zusammenkamen. Da diese dafür hielten, Heinrich sollte auch die Bischöfe von Italien zu Rathe ziehen, so ward gleich darauf eine andere Versammlung am 25. Juni zu Brixen gehalten, wo durch einen allgemeinen Beschluß Gregor abgesetzt und Guibert, Erzbischof von Ravenna, zum Papste erwählt wurde, der sich den Namen Clemens III. beilegte. Nach hergestellter Ruhe in Deutschland eilte Heinrich nach Italien, Clemens in Rom einzusetzen. Die Römer aber verschlossen die Thore und Gregor leistete tapfern Widerstand. Durch drei Jahre belagerte Heinrich die Stadt, bis er bloß den Theil jenseits der Tiber in seine Gewalt bringen konnte. Er hielt jedoch noch den ganzen nächsten Winter durch den übrigen Theil der Stadt eingeschlossen, bis die Römer aus Überdruß sich ergaben. Gregor flüchtete sich in die Engelsburg, wurde aber auch hier belagert,

wobei die Römer selbst mithalfen. Unstreitig würde er lebendig in die Hände seines Feindes gefallen seyn, wenn nicht Robert Guiscard, Herzog der Normannen, mit einem ansehnlichen Truppenkorps zu Hülfe geeilt wäre, wodurch der deutsche Kaiser zum Abzuge bestimmt wurde. Gregor mußte jedoch Rom verlassen und flüchtig werden. Er ging nach Salerno, wo er schon im folgenden Jahre, am 24. Mai 1085, starb.

Er war unstreitig der aufgeklärteste Mann seiner Zeit, und wenn er gleich in manchen Handlungen zu sehr über seine Sphäre griff, so mochte er zu diesen Schritten von dem Gefühle seiner wirklichen Übermacht verleitet worden seyn. Die Nachwelt wird bei ihm, wie bei manchem hervorstechenden Manne der Vorzeit, immer in Ungewißheit bleiben, ob sie ihn zu den berühmten oder berüchtigten Männern zählen soll. Seine Frömmigkeit und sein strenges Leben wurden schon zu seiner Zeit anerkannt. Der Vorwurf eines vertrauten Umganges mit der Gräfin Mathilde, auf deren Schlosse er oft verweilte, ist nicht gehörig begründet. Gregor XIII. hat seinen Namen in das Verzeichniß der Heiligen gesetzt.

Johann Wicleff,
ein gelehrter englischer Theolog.

Geboren 1324. Gestorben 1384.

Johann Wicleff oder Wicliff, welcher in jeder Hinsicht als einer von Luthers Vorgängern angesehen werden kann, war zu Wicliffe in der Grafschaft York gegen das Jahr 1324 geboren. Er studierte im Kollegium der Königin zu Oxford, und machte sowohl in der Weltweisheit als in der Gottesgelehrtheit nicht gemeine Fortschritte, und wurde in diesen beiden Fakultäten zur Doktorwürde befördert. Er bemerkte zuerst die mancherlei unerlaubten Mittel, deren sich die Geistlichen bedienten, um zu Ämtern zu gelangen, und trat im Jahre 1356 wider sie als Schriftsteller auf, und vertheidigte auch bald darauf die Rechte der Universität zu Oxford gegen die Anmaßungen der Bettelmönche, welche immer mehr die akademischen Stellen an sich zu ziehen suchten. Je mehr er sich dadurch bei der Universität beliebt machte, desto mehr suchte man ihn zu befördern, und so erhielt er, nachdem er bereits verschiedene Ämter bekleidet hatte, im

Jahre 1365 die Stelle eines Vorstehers bei dem Kollegium zu Canterbury. Da er fortfuhr, den Anmaßungen der Mönche, die damals in England auf das höchste gestiegen waren, sich freimüthig und kräftig entgegen zu stemmen, und sie öffentlich zu bekämpfen, so mußte er ihren vollen Haß auf sich laden. Sie bewirkten daher bei dem Papste seine Absetzung. Dieses hatte jedoch die Folge, daß Wicleff nun gegen den Papst selbst auftrat. König Eduard III. von England hatte nämlich im Jahre 1365 den Peterspfenning, eine Abgabe an den römischen Stuhl, die zuerst der angelsächsische König Ina einführte, und die Anfangs ganz freiwillig war, hernach aber erzwungen werden sollte, einzuziehen gesucht, und dadurch dem Papste einer großen Einnahme beraubt, die dieser zu behaupten suchte. Man hatte Wicleff durch die Absetzung zur Ruhe zu bringen geglaubt, allein er ging nach Oxford zurück, hielt dort mit dem größten Beifalle theologische Vorlesungen, und vertheidigte nun, im Jahre 1367, in einer besonderen Schrift die Rechte des Königs gegen den Papst. Da indeß dieser in seinen Forderungen fortfuhr und sogar behauptete, daß ihm das Recht gebühre, die geistlichen Pfründen in England zu vergeben, so schickte Eduard im Jahre 1374 Wicleffen, der damals wirklicher Professor der Theologie in Oxford war, mit einigen anderen als Gesandte nach Rom.

Wicleff ermangelte nicht, vor dem römischen Stuhle auch mündlich die Rechte seines Königs zu verfechten. Er lernte bei dieser Gelegenheit die römische Curie erst noch näher kennen, und faßte einen tödtlichen Haß gegen sie, den er in einer seiner vorzüglichsten Schriften bewies, die eine Unterredung zwischen einem arglistigen und einem klugen Theologen und der Wahrheit enthält. Nach Beendigung seiner Gesandtschaft verlieh ihm Eduard ein Kanonikat an der Kollegiatkirche zu Westbury und die Pfarre zu Lutterworth in der Diöcös von Lincoln. Die Mönche fanden, daß dieser Mann ihnen immer gefährlicher würde, und suchten daher ihn auf alle mögliche Weise zu stürzen, besonders da er jetzt anfing, den Geistlichen auch alle weltliche Gerichtsbarkeit abzusprechen. Sie setzten daher achtzehn Lehrsätze oder Artikel zusammen, die ihrer Meinung nach ketzerisch waren, und welche Wicleff vorgetragen haben sollte. Diese überschickten sie an Gregor XI. So sehr Wicleff als der Vertheidiger der königlichen Rechte von dem Hofe in Schutz genommen wurde, so drohte ihm doch eine nicht geringe Gefahr; denn Gregor ertheilte dem Erzbischofe von Canterbury den Auftrag, Wicleffen wegen dieser Lehrsätze zur Verantwortung zu ziehen. Allein obschon der Erzbischof eine Versammlung der Geistlichen zu London zusammenberief, vor welcher Wicleff erscheinen mußte, so

begleitete ihn doch der Herzog Johann von Lancaster in die Versammlung, führte zum Theile selbst seine Vertheidigung, und man sah sich genöthiget, ihn freizusprechen.

Nach Eduards Tode, während der Unruhen bei der Minderjährigkeit Richards II., ließ Gregor im Juni 1377 eine neue Versammlung der Geistlichen in England zusammenberufen, vor welcher Wicleff sich nochmals stellen mußte. Er vertheidigte sich mit Unbefangenheit und Freimüthigkeit und man wagte es auch jetzt noch nicht, ihn zu verurtheilen, sondern legte ihm bloß Stillschweigen auf. Er aber fuhr demungeachtet fort, seine zuvor geäußerten Grundsätze sowohl durch Schriften, als mündlich auf der Kanzel und auf dem Lehrstuhle mit aller bisherigen Freimüthigkeit zu verbreiten. Seine Schriften wurden häufig gesucht, und noch häufiger gelesen, wozu die Neugierde besonders antrieb, nachdem der Vorgang bereits ungemeines Aufsehen erregt hatte. Die Geistlichkeit konnte hierbei nicht ruhen, und es gelang ihr endlich, den schwachen König Richard auf ihre Seite zu bringen. Eine neue Versammlung würde 1382 zu London gehalten, mehrere von Wicleffs Sätzen als ketzerisch verdammt, und seine Anhänger theils zum Widerruf gezwungen, theils in das Gefängniß geworfen. Da jedoch Wicleff selbst, auf Anrathen seiner Freunde, sich vor der Versammlung

nicht gestellt hatte, überdieß Urban VI. und Clemens VII. einander seit dem Jahre 1387 den päpstlichen Stuhl streitig machten, und deßhalb zwischen ihren beiderseitigen Anhängern Streitigkeiten waren, so zog sich Wickeffs Prozeß in die Länge, und er starb vor Beendigung desselben, zwar verketzert, aber ruhig, zu Lutterworth am 2. Dezember 1384, oder nach anderen erst am 31. Dezember 1387, ohne daß man an ihm vollständige Rache genommen hatte. Ihm bleibt der Ruhm eines sehr gelehrten, religiösen und wahrheitliebenden Mannes, und eines heldenmüthigen Vertheidigers der Rechte der Könige von England.

Sein Prozeß ging erst im Jahre 1428 zu Ende, und entschied wirklich die Verurtheilung Wicleffs. Sein Leichnam wurde daher aus dem Grabe gerissen und öffentlich verbrannt. Sein Geist lebte aber in seinen Schriften und Schülern fort, welche letztere allmählig die Reformation vorbereiteten, welche die englische Kirche in der Folge erhalten hat.

Leonhard Da Vinci,
einer der berühmtesten toskan. Mahler.

Geboren 1452. Gestorben 1519.

Dieser in der toskanischen Schule zu einem unsterblichen Ruhme gelangte Mann, der in mehreren Künsten sich gleich vortrefflich zeigte, und in jeder allgemeine Bewunderung erwarb, wurde auf dem Schlosse Vinci, unweit Florenz, aus einem alten edlen Geschlechte geboren. Das Geburtsjahr ist nicht mehr mit Verlässigkeit bekannt; doch wird solches gewöhnlich als das Jahr 1452, von einigen aber 1444 angegeben. Sein glückliches Genie entwickelte sich schnell, und ließ ihn beinahe immer schon im Erlernen einer Kunst die Meister übertreffen. Seine Stärke zeigte sich vorzüglich in der Tonkunst, Mechanik, Baukunst und Mahlerei, welche letztere er aber mehr als alle übrigen Künste liebte.

In der Tonkunst wurde er der Erfinder einer Lyra mit vier und zwanzig Saiten, die einen herrlichen Silberton gegeben haben soll. Die Fertigkeit, mit welcher er dieselbe spielte, machte seinen

Namen schnell bekannt und beliebt, und verschaffte ihm die Gunst des Herzogs Ludwig Sforza, der ihn nach Mailand berief, und ihn als Kammervirtuos in Dienste nahm. Er war nicht lange am Hofe, als er den Herzog dahin vermochte, eine Akademie der Baukunst zu errichten, an deren Spitze er als Direktor gesetzt wurde. Hier bemühte sich Da Vinci den herrschenden gothischen Geschmack zu verdrängen, und dafür die edle Einfalt und Grazie einzuführen, die er an den Kunstwerken der Griechen und Römer fand. Als ein geschickter Hydrauliker erhielt er bald vom Herzoge den Auftrag, die Erbauung eines Kanals auszuführen, welcher die Zufuhr nach Mailand erleichtern sollte. Über diesen Plan dachte der Künstler lange nach, bis er auf die Mittel verfiel, welche die Ptolomäer angewendet hatten, die Gewässer des Nils in die verschiedenen Gegenden Egyptens zu leiten, dann auf die Anstalten, die Trajan getroffen hatte, um eine Verbindung zwischen Nicomedien und dem Meere herzustellen, und die Gewässer und Bäche, die sich in dem Zwischenraume fanden, schiffbar zu machen. Auf gleiche Weise führte er den bis dahin als nicht ausführbar gedachten Kanal, welcher durch eine Strecke von zweihundert Meilen durch die Thäler von Veltlin und Chiavenna bis unter die Thore von Mailand die Wässer der Adda leitet.

In der Mahlerei hatte er den Andreas Ver-

rochio zum Lehrmeister. Als dieser ihn für tüchtig hielt, selbst etwas zu unternehmen, übertrug er ihm die Ausführung eines Engelkopfes in einem seiner Gemählde, welches die Taufe Christi darstellte. Da Vinci führte diesen Kopf mit so viel Kunst und Genie aus, daß alle übrigen Figuren in den Schatten traten, und Verrochio, der sich so weit übertroffen sah, den Pinsel nicht wieder zur Hand nehmen wollte. Im Refektorium der Dominikaner zu Mailand verfertigte Da Vinci das berühmteste seiner Gemählde, das Abendmahl Christi. Er begann mit den Figuren der Apostel, und erschöpfte sich beinahe im Ausdrucke ihrer Mienen, so daß ihm nichts Würdiges für das Haupt des Heilandes zu erübrigen schien. Er zögerte daher mit der Vollendung des Werkes, um seiner Phantasie Zeit zu lassen. Der Prior des Konvents aber, der die Vollendung des Gemähldes nicht erwarten konnte, drang auf Eile und bestürmte den Künstler tagtäglich, der dafür eine kleine Rache dadurch nahm, daß er das Porträt des Priors zum Judaskopfe wählte, der ebenfalls noch zu mahlen gewesen war. Dieses Kunstwerk ist vorzüglich durch den von Morghen darnach gefertigten Kupferstich bekannt, den man schon jetzt, der Seltenheit wegen, mit achtzig bis hundert Thalern bezahlt, und welchen Morghens Schüler, Rainaldi, am glücklichsten kopirt hat. Schade, daß das Originalgemählde,

welches Da Vinci auf Kalkgrund fertigte, immer unkenntlicher wird. Mit Michael Angelo gemeinschaftlich arbeitete Da Vinci auf Befehl des Senats an der Verzierung des Rathssaales zu Florenz, und die beiden Künstler zeigten hierbei eine bewundernswerthe Übereinstimmung. Da Vinci ruhte nicht, um in dieser Kunst alles aufzubieten: er nahm daher auch den Ruf des Königs Franz I. von Frankreich an dessen Hof an. Allein sein Alter hinderte ihn bereits an einer angestrengten Thätigkeit, und er verfertigte nur noch wenige Gemälde. Er starb gegen das Jahr 1519 zu Fontainebleau in den Armen des Königs, der ihn liebte und schätzte, und während seiner Krankheit öfters besuchte. Da Vinci, den die Ehre dieser Besuche rührte, und der dem Könige dafür seinen Dank bezeigen wollte, erhob sich im Bette, erlosch aber in demselben Augenblicke. Als die Hofleute ihr Befremden über die Herablassung des Königs gegen den Künstler nicht bergen konnten, soll der Monarch sich geäußert haben: Nur Gott schafft solche Geschöpfe; eures Gleichen macht jeder König.

Da Vinci war unermüdet im Studium der Natur; doch wollen einige eine zu sklavische Nachahmung derselben in seinen Werken tadeln. Im Ausdrucke jeder Leidenschaft und jedes Charakters war er unerschöpflich. Seine Zeichnungen sind sehr richtig und mit Geschmack angelegt; seine

Kompositionen edel und voll Geist, und es läßt sich ihm Grazie nicht absprechen. Nur sein Kolorit dürfte etwas zu schwach befunden werden. Er schrieb auch einen sehr schätzbaren Traktat über die Mahlerei.

Da Vinci verband mit einer herrlichen Gestalt und einem aufgeklärten lebendigen Geiste alle Annehmlichkeiten, die der gesellige Umgang mit Menschen erfordert, und machte dadurch aller Orten sich sehr beliebt. Man erzählt, daß er eine ungemeine Leibesstärke besessen, und selbst in seinem Alter noch bewundernswürdige Proben derselben gegeben habe.

Johann Hunyady Corvin,

Statthalter und Kronfeldherr von Ungern.

Geboren 1396. Gestorben 1456.

Die eigentliche Abkunft Johanns Hunyady, so wie sein eigentlicher Geburtsort, ist ungewiß. Ein wallachischer Bojar, Johann Woik Buthi, gilt vor der Welt für seinen Vater. Die Tradition erzählt aber, daß König Sigmund von Ungern auf seinem

Gehalt auf zweitausend Thaler. Von nun an beschäftigte sich Graun bis zu seinem Tode, welcher am 8. August 1759 erfolgte, ununterbrochen mit Opern-Musik. Wir haben von ihm mehr als dreißig Opern; die Kantate: der Tod Jesu, von Ramler, wird aber für sein Meisterwerk gehalten.

Der Köuig liebte den vortrefflichen Künstler so sehr, daß er sich, da er dessen Tod erfuhr, der Thränen nicht enthalten konnte.

Friedrich Heinrich Füger,

ein berühmter deutscher Mahler.

Geboren 1751.

Dieser Künstler, welcher unter den größten Mahlern unserer Zeit einen vorzüglichen Rang behauptet, ist der Sohn eines Predigers, und wurde im Jahre 1751 zu Heilbronn geboren. Seine Neigung und sein entschiedenes Kunsttalent zeigte sich, wie es beim wahren Berufe stets der Fall ist, schon im frühesten Knabenalter. Ohne noch eigentlichen Unterricht genossen zu haben, mahlte er schon in seinem eilften Jahre kleine Miniatur-Bildnisse. Es bemächtigte sich aber bald einer Vorliebe für die

schoß, und war so glücklich, zu treffen und den Ring wieder zu gewinnen. Elisabeth kam nach Ofen, zeigte sich dem Könige, und brachte bei einem vertrauten Bürger in Pesth einen Monat zu. Der König schenkte ihr einen stattlichen Wagen mit sechsfachem Gespanne, adelte ihr Geschlecht, und der kleine Johann erhielt den Flecken Hunyad mit sechszig dazu gehörigen Dörfern. Hunyad und sein Sohn Mathias führten den Raben mit dem Ringe im Schnabel im Wappenschilde, daher ihr Beinamen Corvin.

Johann Hunyady führte die Waffen zuerst im Dienste des Csakyschen Geschlechts, donn an der Spitze der Reisigen der Bischöfe von Czanad und Zagrab. Er machte den Zug Sigmunds nach Bosnien und Pohlen mit, lernte in den Kämpfen mit den Venezianern den Krieg, begleitete den König auf den Reisen, die dieser zur Herstellung der Einigkeit in der Kirche that, und lernte dabei Länder und Völker kennen.

Der Thronfolger Sigmunds, Albrecht Herzog von Österreich, Gemahl der Elisabeth, der Erbtochter des ungerischen Königs, ernannte den durch Tapferkeit bereits bewährten Hunyady zum Ban von Szöreny, welches damals die Gränzvertheidigungsstazio war, die in der Folge nach Temeswar übertragen wurde, dessen Comes Hunyady gleichfalls geworden ist.

Heilbronn und Mainz unterbrochen, wo ihn der Churfürst mit ehrenvoller Auszeichnung behandelte. Nachdem er wieder nach Wien zurückgekehrt war, arbeitete er mit unermüdetem Eifer sowohl die geistvollsten Bildnisse merkwürdiger Zeitgenossen, als auch die vortrefflichsten historischen Stücke.

Zu den ersteren gehören: sein Joseph II. als Bundesgenoß von Katharina II.; Elisabeth, die erste Gemahlin Kaiser Franz I., für welchen sie während der Belägerung von Belgrad einen Lorbeerkranz windet; und Loudons geharnischtes Bildniß; alle drei Stücke in Lebensgröße.

Unter den historischen Gemählden befindet sich: ein Prometheus, welcher das himmlische Feuer entwendet; ein Orpheus, vom Pluto die Zurückgabe Eurydicens erbittend; Junius Brutus, wie er über seine Söhne das Todesurtheil spricht; der Tod Abels u. m. a., deren größerer Theil sich in Privat-Gallerien befindet.

Unter seine vorzüglichsten Arbeiten gehört das Gemählde: Johannes in der Wüste, das er 1804 für die kaiserliche Hofkapelle verfertigte.

Nicht minder genialisch zeigte sich Füger auch in seinen Handzeichnungen nach der Messiade.

Thores und versprengte ihn gänzlich. Die Un
werfung des Woiwoden der Wallachei war die
ge. Im Jahre 1443 rüstete er sich aus eige
Vermögen eine auserlesene Schaar, und mit di
schloß er sich an die Reichsarmee und an die
dem Kardinal-Legaten Julian Cesarini gesam
ten Kreuzfahrer, brach in Servien ein, und sch
den Isak Pascha an der Zlatnitza aufs Ha
Hierauf überschwemmte er die Bulgarei, erob
Nissa und gab es den Flammen zur Beute. D
herbeieilende türkische Korps rieb er auf, dr
bis an den Hämus, und nur die aufgethürm
ungeheueren Verhaue verhinderten, daß er n
tief nach Griechenland und bis an das ägä
Meer stürmte. Er wendete sich nach Sophia,
gleiches Schicksal wie Nissa erfuhr. Nach ei
augenblicklichen Ruhe zu Islati drang er du
die Pforte Trajans nach Philippopel, damit A
rath in seiner Residenz erzittere. Dieser samme
die geschlagenen Heere, sandte Chazanes gegen
Hauptarmee unter Wladislav, er selbst wollte d
Vortrab, an dessen Spitze Hunyady stand, ve
nichten. Nur auf die Bestimmung des Krieg
rathes zog sich Hunyady auf die königliche Arm
zurück, stieß auf dem Wege auf Chazanes, gr
dessen zehnfache Übermacht muthig an, mach
alles nieder oder gefangen, und nahm siebenze
Roßschweife nebst unermeßlicher Beute. Mit En

Seite

meln, damit dem Gesandten Ungerns Stärke f
bar werde. Inzwischen kam doch der Fried
Stande, weil Kaiser Friedrich, Vormund de
dislaus Posthumus, noch immer die unge
Krone vorenthielt, und sich feindselig gegen
dislav zeigte. Allein so schnell der Friede
schlossen war, so schnell wurde er wieder g
chen. Der griechische Kaiser Johann Paläo
und Castriota in Albanien machten dem K
Wladislav die bittersten Vorwürfe, und der
dinal-Legat Cesarini erklärte, daß der Fried
den Türken eine Angelegenheit der ganzen Ch
heit sey, und also Wladislavs Vertrag nich
te, da er ohne Einwilligung der Kirche gesch
worden. Da schwur der König, noch in dem
Jahre die Osmanen anzugreifen, ungeacht
Jahrszeit schon ziemlich vorgerückt war.

Hunyady konnte diesen Treuebruch nicht
gen; er rüstete sich dießmal nur langsam u
denklich, doch wußte man ihn damit zu beste
daß man erklärte, es sollte zuerst Bulgarien e
und daselbst ein Reich für ihn begründet we
Der Feldzug begann; die Ungern drangen bi
das schwarze Meer, lagerten sich bei Varna,
rechneten darauf, daß Amurath nicht aus
werde übersetzen können, als er plötzlich obe
Varna landete. Die Ungern hielten Kriegs
einige riethen zum Rückzuge, unter ihnen D

1446 wurde Hunyady einstimmig zum Gubernator während der Minderjährigkeit des Königs ernannt.

Die Ungern forderten Ladislav in ihr Reich. Auf wiederholte Weigerung des Kaisers Friedrich zieht Hunyady gegen denselben; die Gegend zwischen Neustadt, Haimburg und Oedenburg wurde hart mitgenommen, bis der Stillstand zu Rakersburg geschlossen wurde. Im folgenden Jahre 1448, war Hunyady nicht glücklich. Er warb bei allen Reichen der Christenheit um Beistand; vergebens. Der Papst sandte ihm das Fürstendiplom, aber keine Unterstützung. Hunyady sah sich also allein; er ging jedoch am 10. Sept. bei Kewe über die Donau und breitete sich in Servien aus. Plötzlich stand Amurath mit fünf Mal stärkerer Macht vor ihm. Den 17., 18. und 19. Oktober 1448 kam es zum Treffen; fast alle Edlen Ungerns färbten den Wahlplatz mit ihrem Blute, nur mit wenigen Getreuen rettete sich der Gubernator durch die Flucht. Das erste, was ihm in dieser Lage aufstieß, war ein Greis mit silberweißem Haar und Barte, der ihm verkündete, daß der Glücksstern der Christen nicht eher aufgehen werde, als bis von den Zinnen Konstantinopels die Roßschweife der Türken wehen. Auf Hunyady's starkes, aber rohes und daher dem Aberglauben offenes Gemüth wirkte diese schwärmerische Weissagung so sehr, daß er den 1453 er-

folgten Fall Konstantinopels nicht nur nicht hinderte, sondern sogar heimlich wünschte.

Auf servischem Boden erfuhr Hunyady, daß ihm der servische Despote, Georg, nachsetze. Er trennte sich daher sogleich von seinen Begleitern, und warf seine kostbaren Waffen hinweg. Drei Tage irrte er herum ohne Nahrung und Trank. Bei Swetschan verfolgte ein Türke seine Spur; Hunyady barg sich im Schilfe des Morastes. Später von zwei Räubern angefallen, rettete er sich nur dadurch, daß er ihren Zank um das goldene Kreuz, das er am Halse trug, benützte, sie beide niederzumachen. Der Hunger trieb ihn endlich in die Hütte eines Hirten, dem er sich entdeckte, mit Versprechungen großen Lohnes, wenn er ihn heimlich nach Belgrad leiten würde. Allein die Brüder des Hirten zeigten den Vorfall dem Ortsvorsteher an, und Hunyady wurde nach Semendria abgeführt und dem Despoten Georg ausgeliefert. Dieser zeigte den Vorfall sogleich dem Sultan Amurath an, konnte aber über die Bedingungen der Auslieferung nicht einig werden. Inzwischen forderten die Ungern ihren Gubernator mit den werkthätigsten Drohungen, ein Heer erschien vor Semendria, und Hunyady wurde in Freiheit gesetzt; doch sollten dem Despoten Georg verschiedene Güter zurückgegeben werden, und der ältere Sohn Hunyady's als Geißel zu Semendria bleiben.

Hunyady traf am 24. Dezember bei der Versammlung zu Szegedin ein. Im Mai 1450 kam ein siebenjähriger Stillstand mit den Türken zu Stande, und der Despote Georg wurde gedemüthiget. Seine ungerischen Besitzungen wurden eingezogen und größtentheils dem Gubernator zuerkannt. Hierauf schloß Hunyady einen Vertrag mit Kaiser Friedrich, worin dieser als rechtmäßiger Vormund des Königs, jener als Gubernator anerkannt wurde. Im Jahre 1451 endigte Hunyady den Krieg in Oberungern mit den böhmischen Fürsten, und im Jahre 1456 fiel er in die Wallachei ein, weil der Hospodar Dan des verrätherischen Einverständnisses mit den Türken überwiesen war. Dan wurde geblendet, und dessen Oheim, Wlad, dafür als Hospodar eingesetzt.

Da Kaiser Friedrich den jungen Ladislaus gegen den Willen aller Unterthanen in Italien entfernt hielt, zog auch Hunyady im August 1452 mit einem Heere vor Neustadt. Am 10. September mußte Friedrich seinen Mündel ausliefern, und am 10. November auf dem Landtage zu Wien legte Hunyady seine Würde als Gubernator in die Hände seines Königs nieder. Er wurde zum Lohne seiner Verdienste zum Erbgrafen der Sachsen im Bistriczer Bezirke ernannt.

Die Einfälle der Türken nach der Eroberung Konstantinopels riefen Hunyady wieder in den

Kampf. Die ungerische Reichsarmee wurde aufgebothen, es fanden sich aber nur wenige vom Adel ein. Hunyady war wieder nur auf sich selbst verwiesen, doch führte ihm der begeisternde Franziskanermönch Johann Kapistran eine ganze Schaar mit dem Kreuze bezeichneter Bürger und Bauern zu. Er warf sich nach Belgrad. Schon schien am 21. Juli 1456 alles verloren, da die Türken die untere Stadt mit Sturm genommen hatten, aber die rastlose Thätigkeit und Tapferkeit Hunyady's, und die Begeisterung Kapistrans wirkte Wunder. Die Türken wurden beinahe gänzlich vernichtet. Dieser Kampf war jedoch Hunyady's letzte That; im christlichen Lager war eine Epidemie ausgebrochen, die mit Geschwüren im Halse begann, und am 11. August 1456 zu Semlin das Leben Hunyady's endigte.

Hunyady war ehrgeizig, gewaltig und sieghaft, im Glücke mäßig, im Unglücke standhaft; dem Freunde stets ein Schild, dem Feinde ein flammendes Schwert. Ihn liebte das Heer und das Volk; doch mißbrauchte er nie seine Gewalt; er wollte die Christenheit aus den Gefahren der Feinde retten, nie herrschen. Der große Mathias Corvin dankte seine Größe dem gleich ausgezeichneten Vater, seinem Vorläufer.

Götz (oder Gottfried) von Berlichingen mit der eisernen Hand,

ein deutscher Ritter.

Gestorben 1562.

Er war einer der tapfersten und zugleich biedersten deutschen Ritter des Mittelalters; geboren zu Jaxthausen. Da er seine Ältern früh verloren hatte, wurde er von seinem Vetter, Konrad von Berlichingen, erzogen, welchen er auch im Jahre 1495 auf den Reichstag nach Worms begleitete. Seine ersten Waffendienste that er für den Churfürsten von Brandenburg. Von nun an war auch sein ganzes Leben beinahe ein immerwährender Kampf. Im Kriege gegen die Pfalz focht er im Heere des Churfürsten von Baiern. Da er statt der in diesem Feldzuge verlornen Hand eine eiserne sich machen ließ, erhielt er jenen Beinamen, mit welchem ihn auch die Nachwelt noch bezeichnet.

Er zog sich zwar hierauf in die Einsamkeit seiner Burg zurück, um in Ruhe zu leben, wurde aber von seinen Nachbarn in unaufhörliche Fehden verwickelt.

Im Jahre 1522 diente er dem Herzoge Ulrich von Würtemberg gegen den schwäbischen Bund, gerieth aber in Gefangenschaft und mußte sich mit zweitausend Gulden loskaufen. Eine zweite Gefangenschaft traf ihn in dem darauf ausgebrochenen Bauernkriege, in welchem er von den Aufrühtern gezwungen wurde, ihre Schaaren anzuführen. Er erhielt hier seine Freiheit nur gegen feierliche Versicherung, keine ferneren Kriegsdienste zu thun.

Er beschäftigte sich nun mehr mit dem Geiste, und schrieb eine ziemlich ausführliche Geschichte seines Lebens und seiner Zeit, von welcher er ein sehr getreues und lebendiges Gemählde einflocht.

Er starb am 23. Juli 1562.

Nikolaus Macchiavelli,

ein berühmter italienischer Gelehrter.

Geboren 1469. Gestorben 1527.

Daß der Name Macchiavelli sich nicht nur in Italien über sein Jahrhundert erhalten, sondern fast bei allen Völkern Europa's von Mund zu Munde verbreitet hat, ist nicht sowohl die Folge ausge-

zeichneter unsterblicher Verdienste, als das Werk eines Zufalls, oder vielmehr eines Räthsels, dessen Auflösung so manche Köpfe beschäftiget hat, aber noch keinem vollkommen gelungen ist, und nun auch wirklich nicht wohl mehr gelingen kann. Machiavelli hatte Verdienste um sein Vaterland; sie wurden nicht beachtet, wie so manche strenge, aber im Stillen, geleistete Pflichterfüllung, die nicht das Glück hat, durch irgend eine glänzende Thatsache beleuchtet zu werden. Machiavelli war einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts; seine Gelehrsamkeit wurde von der ewig neu aufstrebenden Zeit nicht sonderlich gewogen, denn er machte sie nicht zu seinem Ruhme, sondern größtentheils nur zum Besten seiner Zeitgenossen und seines Vaterlandes geltend. Machiavelli aber schrieb ein Buch, nicht bedeutenden Umfanges, doch mit einem scheinbaren Widerspruche in sich, und dieses kleine Werk mußte seinen Namen verewigen. Doch nicht ehrenvoll ist dieß Gedächtniß; alles, was durch Ränke und Bosheit hervortritt, wird machiavellistisch genannt; ob mit Recht, mag aus dem Bilde des Mannes selbst hervorgehen.

Machiavelli war zu Florenz geboren und erzogen. Er stammte aus einer der angesehensten Familien, deren Glieder die ersten Würden des Staats, der damals republikanische Verfassung hatte, behaupteten. Im Geiste dieser Familie lag


Machiavel.
Holbein.
Soliman II.
Maximilian I.
Reuchlin.
Leo X.

es, ihren Sprossen eine angemessene Erziehung zu geben, und der Jüngling, von der Natur mit einem offenen Kopfe und nicht gemeinen Fähigkeiten beschenkt, berechtigte zu den besten Hoffnungen Er entsprach denselben vollkommen. In seinem neun und zwanzigsten Lebensjahre wurde er zum Staatssekretär der Republik ernannt. Mit unermüdeter Anstrengung und gewissenhafter Treue führte er dieses wichtige Amt, er besorgte die äußere und innere Korrespondenz, sämmtliche Protokolle der Sitzungen des Rathes, und die Verfassung aller Staatsschriften. Seine Talente, sein Eifer und seine Rechtschaffenheit erwarben ihm das volle Vertrauen der florentinischen Regierung. Vier Mal wurde er daher in den schwierigsten Angelegenheiten an den Hof nach Frankreich gesendet, zwei Mal erschien er als Gesandter am Hoflager des Kaisers Maximilian, zwei Mal in gleicher Eigenschaft vor dem römischen Stuhle, und zwölf Sendungen zählt man an kleinere Höfe. Die Republik hätte keinen wärmeren Verfechter finden können; überall zeigte sich Macchiavelli als den thätigsten Vertheidiger der Freiheit seines Vaterlandes, überall hatte er nur das Wohl seiner Mitbürger vor Augen. Als das Unglück über ihn hereinbrach, flüchtete er ganz zu den Wissenschaften, und suchte bei denselben Trost und Stärkung; in der Periode seiner Leiden entstanden die meisten

seiner Werke. Überdieß war Macchiavelli ein zärtlicher Gatte und ein liebevoller Vater, obschon seine Ehe nicht glücklich war: und seine Feinde selbst ertheilen ihm das Lob, daß er im Umgange sehr gefällig und ein Freund aller Tugendhaften gewesen ist.

So war Macchiavelli, so hatte er sich durch sechs und vierzig Lebensjahre vor aller Welt erwiesen, als er das kleine Werk, das die Verunglimpfung seines Namens herbeiführte, schrieb. Es führt den Titel: Der Fürst, und ist äußerst parador. Es enthält höchst gefährliche und verabscheuungswürdige Grundsätze, deren Befolgung Macchiavelli den Königen und Fürsten anräth. Wollte man annehmen, daß es ihm Ernst mit dem Rathe gewesen sey, so müßte man freilich seine schwarze Seele verachten. Bei einem Manne jedoch, für den ein durchgehends unbescholten geführtes Leben spricht, würde diese Zumuthung gewiß ungerecht seyn. Viele seiner Vertheidiger wollen das Werk als eine Satyre angesehen wissen, allein es herrscht in demselben weder gute noch böse Laune, sondern überall ein kalter dogmatischer Ton. Leichter ließe sich annehmen, daß Macchiavelli, der tiefe Einsichten in die Staatskunst und keine gemeine Menschenkenntniß besaß, die grausamen und blutdürstigen Fürsten, die zu seiner Zeit Italien verheerten, und durch ihre Ränke und

der unversöhnliche Haß zwischen Frankreich und England, der in der Folge für ganz Europa von Wichtigkeit geworden war. Die Herzoge der Normandie wollten nun nicht mehr die Oberherrschaft der Könige von Frankreich anerkennen, und es entstanden zwischen beiden häufige Kriege. Besonders war es den Königen von England sehr empfindlich, Frankreichs Vasallen zu seyn, was sie doch als Herzoge der Normandie seyn mußten.

Wilhelm herrschte in England durch ein und zwanzig Jahre. In der letzteren Zeit ging er, weil er sich öfters unpaß fühlte, nach der Normandie, um sich zu erholen. Er war besonders dickleibig geworden, und wollte durch Diät und körperliche Bewegungen sich Erleichterung verschaffen. Da hörte er, daß König Philipp von Frankreich scherzweise gefragt habe, wie früh er wohl sich aus den Federn winden könne. Wilhelm erzürnt, ließ ihm antworten: er wolle ihm an einem Morgen Besuch mit zehntausend Lanzenträgern abstatten; und wirklich fiel er, sobald er sich nur auf einem Pferde erhalten konnte, in Frankreich ein, drang selbst bis Paris vor, und verheerte alles auf seinem Wege dahin. Er fiel jedoch, indem er über einen Graben setzte, vom Pferde, wurde nach Rouen gebracht, und starb daselbst am 10. September 1087. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als alle Großen, die in seinem Gelekte waren, verschwanden,

dinal von Medici, 1513 Papst unter dem Na
Leo X., ließ ihn endlich in Freiheit setzen, u
überhäufte ihn mit Wohlthaten. Sein Charak
gewann ihm die Achtung der Medici. Leo X. f
derte selbst ein Gutachten über die florentinis
Verfassung von ihm, und Clemens VII., auch a
dem Hause Medici, forderte ihn auf, eine G
schichte von Florenz zu schreiben. Der Letztere b
zeigte ihm besonders viel Vertrauen, und gebrauch
ihn öfters zu Unterhandlungen. Unter ande
sandte er ihn auch als Abgeordneten an das He
der gegen Karl V. bewaffneten Ligue. Diese Se
dung war Macchiavelli's letztes Unternehmen. Na
seiner Rückkehr erkrankte er und starb im Juni 15
in Dürftigkeit, von seinen Kindern innig betra
ert. Ein Arzneimittel, welches er als Präservat
gebrauchen wollte, hatte seinen Tod herbeigeführ

Er hatte Gespräche über die Kriegskunst g
schrieben, und diese allein waren noch bei seine
Lebem aufgelegt worden. In den schönen Wi
senschaften hat er das besondere Verdienst, d
Wiederhersteller des Lustspieles zu seyn, indem
der Erste war, der seit den Zeiten der Römer wi
der mit regelmäßigen Comödien auftrat. Leo X
der Beschützer aller Talente, ließ diese Lustspiele
Rom auf einer dazu erbauten prächtigen Büh
aufführen. Auch in anderen Gattungen der Poe
hat Macchiavelli gelungene Arbeiten geleistet. Vo

über seine Bildung, sind nicht bekannt. So viel ist gewiß, daß er die schönen Wissenschaften sich zu Rom eigen machte, und hierauf im Kloster zu Cluny, zur Zeit des Abtes Odilo, Mönch wurde. Er machte hierauf einige Reisen durch Frankreich und Deutschland, auf welchen er mit der Welt genauer bekannt wurde, und sich viele nützliche Erfahrungen sammelte, die er in der Folge vortrefflich anzuwenden wußte. Als er zum Prior seines Klosters befördert worden, geleitete er den Erzbischof Bruno von Toul, der zum Papste erwählt unter dem Namen Leo IX. den römischen Stuhl bestieg, nach Rom, und erhielt daselbst eine ansehnliche Bedienstung. In den finstern Zeiten des eilften Jahrhunderts konnte er um so leichter bald eine bedeutende Rolle spielen, da es ihm nicht an natürlichem Scharfsinne und einem sicheren Blicke fehlte. Er wußte sich ungemein wichtig zu machen, und verschaffte sich Einfluß auf die Wahl der Päpste, bis er nach Alexanders II. Tode selbst erwählt wurde. Diese Wahl erfolgte im Jahre 1073, doch erst zwei Monate nach der Wahl wurde er eingeweiht, da er die Zustimmung des Kaisers Heinrich gewärtigte. Vielleicht wäre es Gregor schon früher geglückt, auf den päpstlichen Stuhl zu gelangen; allein der schlaue Gregor merkte wahrscheinlich, daß der eigentliche Zeitpunkt seiner Größe noch nicht gekommen war, und wollte deßhalb nicht eher auf-

an ihm, wenn er nicht so glücklich war, als er hätte seyn können.

Der treueste Freund, den ihm die Kunst e
warb, war der gelehrte Erasmus von Rotterda
Mit der zarten Sorgfalt eines Vaters sorgte die
für den jungen Mann, der zu den schönsten Ho
nungen berechtigte, aber allzuleichten Sinnes d
angeborne Kraft zu zerstören drohte. Erasmu
war es, der Holbeins Geschmack läuterte und b
festigte; Erasmus, der des Künstlers Phanta
nährte und steigerte; Erasmus, der des ausschw
fenden Jünglings Sinnlichkeit zähmte und bekämp
te; Erasmus, der die sorgenfreie Muße, oh
welche jedes Aufsteigen zur Vollkommenheit unen
lich gehemmt wird, dem geliebten Freunde ein
zuführte. Holbein, wenn gleich leichtsinnig, do
unverderbten Herzens, erkannte, wie viel er de
Edlen schuldig sey, und hing wie ein dankbar
Sohn an dem Freunde; keine Zeit, kein Verhäl
niß ließ ihn die Pflicht der Erkenntlichkeit vergesse

Ein englischer Edelmann, der auf einer Reis
durch Deutschland Holbein kennen lernte, und de
sen Arbeiten bewunderte, lud den Künstler ein, ih
nach England zu folgen. Obschon die Bedingu
gen ganz annehmbar waren, schlug dennoch Ho
bein das Anerbiethen aus; er war nicht geneig
sein Vaterland zu verlassen. Als aber die Au
sichten, auf die er gerechnet hatte, immer meh

Ehelosigkeit der Priester aller Orten für etwas Verdienstliches hielt.

Mit der Erweiterung der päpstlichen Macht gelang ihm sein Entwurf vollkommen. Er schien den Grundsatz angenommen zu haben, daß dem Papste in geistlichen und weltlichen Dingen die Obergewalt zustehe, daß selbst die Fürsten auf seinen Wink zu achten, und alle bürgerlichen so wie die kirchlichen Angelegenheiten vor seinen Richterstuhl zu gehören haben. Die Ausübung dieses Grundsatzes versuchte er vorzüglich an dem deutschen Kaiser Heinrich IV., der freilich durch einige leichtsinnige Schritte ihn gleichsam hierzu berechtigte. Auf eine Klage, welche die Sachsen gegen Heinrich vor den römischen Stuhl brachten, schickte Gregor Gesandte nach Deuschland, die dem Kaiser bedeuten mußten, daß er in der zweiten Woche der nächsten Fasten sich zu Rom vor die Synode stellen, und der Verbrechen wegen verantworten solle, die ihm zur Last gelegt worden, widrigens er durch den Bannfluch aus der Kirche würde verstoßen werden. Heinrich, erzürnt, berief die deutschen Bischöfe nach Worms, wo sich auch Hugo Blankus, ein von Gregor abgesetzter Kardinal, einfand, und verschiedene Klagen wider Gregor vorbrachte. Es waren alle Bischöfe, außer den sächsischen, erschienen, und nach einiger Widersetzlichkeit der Bischöfe von Metz und Würzburg fiel der Spruch dahin:

fragte. Morus ließ Holbein rufen, und bot de
Könige die Gemählde zum Geschenke an. Heinri
aber erklärte, er überlasse ihm gerne die Gemähl
wenn er dagegen den Schöpfer derselben abtret
wolle, und Holbein ward zum Hofmahler ernannt.
In kurzer Zeit gewann er die volle Gunst des Mon
archen, er wurde mit Geschenken und Gnadenb
zeugungen überhäuft, ja selbst seinem freimüthig
Benehmen wurde volle Nachsicht zu Theil. Als e
einst einen Grafen, der ungestüm in das Kabine
wo er arbeitete, eindrang, ziemlich bäuerisch z
rückwies, und dieser sich darüber beschwerte, er
klärte der Monarch, ihm keine Genugthuung g
ben zu können, da es leichter sey, sieben Graf
aus so viel Bauern, als einen Holbein aus so vi
Grafen zu schaffen.

Holbein würde unter diesen Umständen da
angenehmste und gemächlichste Leben gehabt habe
wenn er seinen Hang zur Liederlichkeit hätte besie
gen können. Erasmus von Rotterdam suchte dur
Ernst und Satyre ihn von dem unordentlichen Le
ben abzubringen, aber vergebens. Er überschickt
ihm ein Exemplar seines Werkes: das Lob der Narr
heit überschrieben. Holbein, entzückt von der Man
nigfaltigkeit und Lebhaftigkeit der darin geschil
derten Charaktere, entwarf sogleich Zeichnunge
dazu, und übersandte sie dem Freunde. Unter ei
nes dieser Bilder, welches einen Liederlichen, mit

Heinrich, wenn er Kaiser bleiben würde, dem päpstlichen Stuhle Gehorsam leisten wolle.

Zu Anfange der Fehde Heinrichs gegen den von den deutschen Fürsten während seiner Abwesenheit zum Gegenkönig erwählten Rudolph von Schwaben, hielt sich Gregor ruhig; nach dem Treffen bei Fladenhein aber, welches für beide Theile zweifelhaft blieb, wurde Heinrich zum zweiten Male exkommunizirt. Heinrich berief auf Pfingsten des Jahres 1080 die ihm noch treuen Bischöfe nach Mainz, wo aber nur neunzehne zusammenkamen. Da diese dafür hielten, Heinrich sollte auch die Bischöfe von Italien zu Räthe ziehen, so ward gleich darauf eine andere Versammlung am 25. Juni zu Brixen gehalten, wo durch einen allgemeinen Beschluß Gregor abgesetzt und Guibert, Erzbischof von Ravenna, zum Papste erwählt wurde, der sich den Namen Clemens III. beilegte. Nach hergestellter Ruhe in Deutschland eilte Heinrich nach Italien, Clemens in Rom einzusetzen. Die Römer aber verschlossen die Thore und Gregor leistete tapfern Widerstand. Durch drei Jahre belagerte Heinrich die Stadt, bis er bloß den Theil jenseits der Tiber in seine Gewalt bringen konnte. Er hielt jedoch noch den ganzen nächsten Winter durch den übrigen Theil der Stadt eingeschlossen, bis die Römer aus Überdruß sich ergaben. Gregor flüchtete sich in die Engelsburg, wurde aber auch hier belagert,

sich die meisten seiner Werke; einige Stücke hat auch das Musäum zu Paris aufzuweisen.

Soliman II.,

Großsultan der Türken.

Geboren 1492. Gestorben 1566.

Soliman II. hat durch seinen Geist und seine Thaten sich ein vollkommenes Recht auf den Ehrennamen, des Großen, erworben. Er war unstreitig der berühmteste aller Regenten des türkischen Reiches, und erhob dasselbe auf den höchsten Gipfel der Macht, den es je erreicht hat. Er war der einzige Sohn Sultans Selim I., welchem er im Jahre 1520 in der Herrschaft folgte. Drei Tage nach seines Vaters Tode ward er zum Sultan ausgerufen, als zu gleicher Zeit Karl V. zu Aachen die deutsche Kaiserkrone empfing. Schon lange zuvor war er, gegen die sonstige Gewohnheit am osmanischen Hofe, zu den Staatsangelegenheiten beigezogen, und von allen wichtigen Ereignissen in Kenntniß gesetzt worden; für ihn hatte kein Staatsgeheimniß bestanden.

Gleich bei dem Antritte der Regierung gab

er nicht gemeine Beweise von Gerechtigkeitsliebe; er stellte allen jenen, die sein Vater ungerechter Weise beraubt hatte, ihre Güter zurück, erhob das Ansehen der Gerichtshöfe, welches beinahe gänzlich gesunken war, und verlieh öffentliche Ämter, besonders Statthalterschaften, nur an Männer, die Vermögen und den Ruf einer ausgezeichneten Rechtlichkeit besaßen; denn, sagte er, sie sollen den Flüssen gleichen, welche die Gefilde, durch die sie ziehen, befruchten, nicht aber den Gießbächen, die alles, was sie auf dem Wege treffen, mit sich fortreißen.

Beim Beginn seiner Regierung empörte sich wider ihn Gazeli-Beg, Statthalter von Syrien, der auch einen Theil Egyptens zum Aufstande vermochte. Soliman ließ ihn durch seine Heerführer demüthigen, trieb die Mameluken in Egypten zu Paaren, und schloß mit Ismael Sophi einen Stillstand.

Nachdem er in Syrien und Egypten die Ruhe sich gänzlich gesichert hatte, beschloß er in Europa vorzudringen. Er belagerte und eroberte Belgrad, 1521, als er kaum ein Jahr auf dem türkischen Throne saß. Im folgenden Jahre entwarf er den Plan zur Bestürmung der Insel Rhodus, die seit zweihundert und zwölf Jahren in den Händen der Johanniter-Ritter war. Als zur Ausführung des Entwurfes alles bereitet war, schrieb er einen trotzi-

gen Brief, in welchem er die Ritter aufforderte, sich schnell zu unterwerfen, wenn sie nicht alle durch das Schwert umkommen wollten. Nach vernommener Weigerung schritt er zu dem ernstlichsten Angriffe, der ihm ungemein viele Leute kostete; die Ritter mußten jedoch, ungeachtet des tapfersten und hartnäckigsten Widerstandes, 1522 die Insel räumen.

Der Sieger wendete hierauf seine Waffen gegen Ungern, und errang am 29. August 1526 den bekannten blutigen Sieg bei Mohacz, der ihn in den Besitz von Ofen und dem größten Theile des Reiches setzte, und dem Könige Ludwig II. das Leben kostete. Im Jahre 1529 rückte er vor Wien, schloß die Stadt ein, und ließ sie binnen zwanzig Tagen zwanzig Mal stürmen, wurde aber mit einem Verluste von achtzigtausend Mann zum Abzuge genöthiget. Er behauptete dessen ungeachtet fortan den größten Theil von Ungern, und unterstützte durch seine Waffen den Fürsten von Siebenbürgen, Johann von Zapolia, und nachher dessen Sohn, gleiches Namens, die von vielen Ständen gegen Ferdinand I. zu Königen ausgerufen worden waren.

Im Jahre 1534 wandte er seine Waffen gegen Persien, und zwar ebenfalls mit glücklichem Erfolge. Er eroberte Bagdad, Mosul und viele Landstriche dieses Staates, bezwang ein Stück von Arabien, Namens Yemen, und erlangte sogar im

mittelländischen Meere, trotz des schlechten Zustandes seiner Flotte, die erst von ihm und seinem Vorgänger etwas verbessert und noch gar nicht regelmäßig eingerichtet war, durch die furchtbaren Raubzüge des berühmten Barbarossa, dem er zuerst die Würde eines Kapudan-Pascha gab, und durch den Seeräuber Dragut ein entscheidendes Übergewicht. Barbarossa eroberte Tunis und Algier, und beunruhigte die ganze Küste des mittelländischen Meeres.

In den späteren Regierungsjahren war jedoch das Glück dem Sultane Soliman weniger günstig. Die Perser leisteten heftigen Widerstand, und Soliman verlor eine Schlacht gegen Schach-Tamasp. Bei Belagerung der Insel Maltha waren seine Truppen eben so unglücklich als vor den Mauern Wiens. Einzig der Insel Chios konnte er 1566 Meister werden. Das Ende des letzten Krieges gegen die Ungern erlebte er nicht; er gab seinen Geist vor den Mauern von Sigeth, welches der tapfere Zriny mit Heldenmuth vertheidigte, am 30. August 1566 im sechs und siebenzigsten Jahre seines Alters auf; vier Tage früher, als Sigeth fiel.

Soliman war ein tapferer und geistvoller Fürst, gleich gefürchtet in Europa wie in Asien. Sein gegebenes Wort erfüllte er gewissenhaft; und in den Geschäften war er äußerst thätig, überall

gegenwärtig. Ein schneller und richtiger Blick zeichnete ihn vor vielen aus, und seine Plane wußte er mit unbeschränkter Gewalt durchzuführen. Seinem Willen durfte sich niemand widersetzen, seine Wünsche waren Befehl. Er hielt nichts für unmöglich, was er einmal fest durchdacht hatte. Einer seiner Feldherren schrieb ihm, daß es ganz unthunlich sey, den erhaltenen Befehl, eine Brücke über die Drau zu schlagen, in Erfüllung zu bringen. Er sandte ihm sogleich, auf eine Binde gezeichnet, folgenden Befehl: Soliman, dein Herr, befiehlt dir, eine Brücke über die Drau zu schlagen, ungeachtet aller Hindernisse, die sich einstellen mögen; und thut dir hiermit kund, daß wenn bei seiner Ankunft die Brücke nicht geschlagen ist, er mit eben der Binde, die diesen Befehl enthält, dich erdrosseln lassen wird.

Soliman verbesserte das Kriegswesen, theilte sein ganzes Reich in Heeresbezirke, deren jeder eine bestimmte Truppenzahl liefern mußte; bestimmte einen sicheren Theil der Einkünfte jeder Provinz zum Unterhalte der Armeen, und ordnete die Truppen nach Waffengattungen. Er setzte ein System für die gesammte Finanzverwaltung fest, hielt auf die strengste Staatswirthschaft, und that den übermäßigen Auflagen nach Möglichkeit Abbruch. Zugleich bildete er eine innere Polizei, und gab seinem Volke ein Gesetzbuch. Keiner seiner Nach-

kommen kam ihm an Kriegsruhm und Klugheit gleich, vielmehr gingen durch ihre Trägheit fast alle Vortheile verloren, die Soliman aus Thätigkeit herbeigeführt hatte. Bloß die Liebe zur Sultanin Roxelane, einer Sklavin, verleitete ihn zu Grausamkeiten, denn auf ihren Antrieb ließ er seinen vortrefflicheu Großvezier Ibrahim hinrichten, und ermordete, um ihrem Sohne, Selim II., die Thronfolge zu sichern, alle Kinder, die ihm eine andere Sultanin geboren hatte.

Maximilian I.,

Erzherzog von Österreich, römischer Kaiser.

Geboren 1459. Gestorben 1519.

Maximilian, aus dem biedern, muthigen Hause der Habsburger, Sohn Kaiser Friedrichs III. und der geistreichen Eleonore von Portugal, wurde den 22. März 1459 geboren. Kaum vier Jahre alt, noch in den Armen der zärtlichen Mutter, hielt er den ersten der zahllosen Stürme seines Lebens in der Burg zu Wien aus. Der Pöbel hatte sich empört, und wüthend richtete er seinen Anfall am

heftigsten gegen die Zimmer, wohin sich die Kaiserin mit den Kindern geflüchtet hatte. Als der Knabe die gekochte Gerste auf kaiserlicher Tafel anweinte und Wachteln forderte, tröstete ihn Eleonore mit den Worten, an die er oft heiter zurückdachte: »Danke Gott, mein Sohn, wenn nur diese Speise alle Zeit da ist.« Kriege und Verheerungen erfüllten die übrige Zeit seiner Jugend, doch lernte er an dem ungebeugten Muthe des Vaters frühe Festigkeit und Gottvertrauen.

In seiner Ausbildung hatte er den ersten Kampf mit seiner Zunge zu bestehen, denn er stotterte. Durch unablässige Bemühungen brachte er es dennoch dahin, daß ihn nachmals in schöner kräftiger Rede niemand übertraf, so daß auch Kaiser Friedrich, sein Vater, einst in die Worte ausbrach: »Ich weiß nicht, wie es kommt, daß dieser Jüngling so trefflich liest und redet, von dem ich, als er zwölf Jahre alt war, befürchtete, er möchte ein Pinsel oder ein Stummer werden.« Nicht minder glücklich suchte Max seinen Geist zu bilden. Anfangs ward er durch einen finsteren Lehrer zurückgeschreckt, und machte wenig Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften. Doch während des Aufenthaltes bei seinem Vetter, Erzherzog Sigmund in Tyrol, holte er das Versäumte nach, so zwar, daß er in der Folge neun Sprachen nicht nur sprach, sondern auch schrieb. Dichtkunst, Mu-

sik, Mahlerei, Baukunst, Geschichte waren seine Erholung, wenn er von den ernsten Wissenschaften ausruhte, unter welchen ihn vorzüglich Mathematik anzog.

Max war ein herrlicher Jüngling; hoch, stark und schön, hatte er einen heldenmäßigen fürstlichen Anstand. Aus den lebhaften blauen Augen strahlte ein anmuthiges Licht. Um Brust und Nacken ringelte sich blondes Haar; eine stattliche gebogene Nase, eine gewölbte Stirne, ein unaussprechlich angenehmer Mund, und ein sanft vortretendes Kinn schmückten das von der Sonne gebräunte frische Angesicht. Zeitlich übte er sich in allen altdeutschen Ritterkünsten, und trug manchen Preis davon. Die kühnste Jagd war seine liebste. Einst verfolgte er eine Gemse auf den Felsgebirgen Tyrols; plötzlich sah er sich auf der himmelhohen schrofen Martinswand, kein Pfad zeigte sich, bei jedem Schritte war der Sturz in die unabsehbare Tiefe gewiß. Man zeigte ihm, als einem Verlornen, das heilige Sakrament aus der Ferne. Nur von kühnen Bergknappen ward er nach drei Tagen gerettet.

Kaum war er achtzehn Jahre alt, als ihn Marie, Tochter Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, an die er bereits versprochen war, zu sich berief, da ihr Vater in der Schlacht von Nancy geblieben war, und Ludwig XI. von Frankreich

nach ihren Ländern strebte. Max eilt nach Brüss
Marie, den schönen Retter erblickend, sank m
Freudenthränen an seine Brust, mit dem froh
Ausrufe: »Willkommen du edles, theures, de
sches Blut, nach dem mich so sehnlich verlangt h
und das ich nun mit Wonne bei mir sehe!« D
Hochzeit wurde fröhlich vollzogen, und Frieden
unterhandlungen wurden wiederholt versucht. A
aber jeder gütliche Antrag vergeblich war, gr
Max zu den Waffen. Bei Guinagate stießen d
Heere aufeinander. Max ermunterte seine Scha
ren zur Tapferkeit, stieg darauf vom Rosse und b
tete auf den Knien; das ganze Heer mit ihm
Darauf ging er unter dem Jubelrufe der Seinig
auf den Feind, und errang durch kluge Mäßigun
einen so vollständigen Sieg, daß fast keiner d
Feinde entkam. Burgund war gerettet; Max kehr
nach Gent zurück. Unter den Thoren der Sta
trugen ihm die Bürger Philipp den Erstgebornen
entgegen; er nahm ihn aufs Roß, küßte ihn, un
schloß ihn an die gestählte Brust. So zog er unt
unaussprechlichem Jubel des Volkes in die Burg
wo die glückliche Marie ihres Lieblings harrte.

Doch schon drei Jahre nachher starb Maria
Sogleich trennten die Niederländer den fünfjähri
gen Philipp von der Seite des Vaters, maßten
sich Erziehung und Vormundschaft an, versprachen
ihn mit der zweijährigen Margarethe, Tochter des

Dauphins von Frankreich, und schlossen mit den Franzosen einen ewigen Frieden. Max, der von keiner Seite eine Unterstützung fand, mußte schweigen und bessere Zeit abwarten. Sie kam bald. Die Stände von Oberbrabant, Seeland, Hennegau, Luxemburg und Namur, riefen laut, daß nur dem Vater Erziehung und Regiment gebühre, und forderten Max an ihre Spitze, als die Meuterer zu den Waffen griffen und der Bürgerkrieg ausbrach. Max verkleidete auserlesene Ritter in Mönche, Nonnen, Kaufleute, schickte sie auf drei Wägen listig durch das Thor von Dendermonde, und der Platz war gewonnen. Ehe die Erschreckten sich besannen, war auch Nimwegen und Oudenarde überrascht, und ein Heer vor den Thoren von Gent. Der wüthende Pöbel brach den Rottenführern den Hals und öffnete dem Fürsten die Thore, welcher beim Anblicke des lang entbehrten Sohnes versöhnt, dem Volke verzieh. Im folgenden Jahre, 1486, wurde Max zu Aachen zum römischen Könige erwählt, und er half seinem Vater die ersten Vorbereitungen zu Erneuerung des Landfriedens und zur Abstellung der Vehme einleiten. Doch nun empörten sich die Niederlande, und ein französisches Heer rückte gegen dieselben; während Max noch zu Brüssel vergeblich Geld und Mannschaft aufzubringen suchte, war schon das Treffen bei Bethüne verloren. Max suchte sein Volk in Güte zu beruhi—

flog von einer empörten Stadt zur andern; doch die Einwohner von Brügge hielten ihn fest. Kun von der Rosen, sein Rath, und der treue Rudolph von Anhalt wollten sich für ihn aufopfern. Max aber lehnte jede heimliche Flucht ab. Philipp, voll Schmerz über die Schmach des Vaters, berief die Stände; sie verdammten die aufrührerischen Städte; doch alles vergebens, bis endlich Kaiser Friedrich mit einem Heere herbeieilte. Doch noch da unterhandelten sie mit Max, welcher auf die Vormundschaft Verzicht leisten, und Frieden mit Frankreich und Abzug der Deutschen versprechen mußte. Ein Fürstenrecht erklärte diese Verhandlungen, als abgedrungen, für nichtig, und selbst die Folge entband ihn seines Worts durch den Frieden mit Karl von Frankreich. Dem Herzog Albrecht von Sachsen überließ er es, die Meuterer zu demüthigen; er selbst eilte nach Deutschland, vertrieb 1490 die Ungern aus Wien, welches sie schon sechszehn Jahre besessen hatten, brach in Ungern ein, erstieg Stuhlweissenburg, und schon sollte Ofen fallen, als seine Truppen, der Beute wegen, in Streit geriethen, und das Fußvolk abzog. Doch in dem Frieden, welchen er mit Wladislav schloß, erhielt er den Ersatz aller Kriegskosten, und die Anwartschaft auf Ungern und Böhmen, wenn Wladislav ohne Leibeserben mit Tode abgehen würde.

Nun eilte Max Annen von Bretagne, der

Erbtochter des letzten Herzogs dieses Landes, als seiner neuen durch Gesandtschaft ihm bereits vermählten Gattin entgegen. Doch König Karl von Frankreich ließ die Braut auf ihrer Reise zum Bräutigam entführen, und sie sich selbst antrauen, Margarethen aber dem Vater nach Deutschland zurücksenden. Max suchte Hülfe bei den Deutschen; umsonst. Er wendete sich an England; Heinrich brach auch wirklich von Calais aus in Frankreich ein, während Max mit seiner Hausmacht von Osten heranzog; doch Karl blendete die Engländer mit Gold; diese gingen zurück und Max sah sich allein, und mußte den angebothenen Frieden annehmen, durch welchen er wenigstens die reiche Mitgift seiner verschmähten Tochter zurückerhielt.

Nach Friedrichs Hinscheiden bestieg nun Max 1493 den deutschen Kaiserthron. Der Herrscher von alter Vortrefflichkeit hatte sich bereits bewährt, doch das Volk war nicht mehr das Alte; daher auch die meisten Plane zur Begründung einer besseren, herrlicheren Zeit scheitern mußten. Max begann mit der glänzenden Versammlung der Fürsten auf dem Reichstage zu Worms, auf welchem er zuerst innere Ruhe und Ordnung durch Aufhebung des Faustrechts, Gründung des ewigen Landfriedens, Errichtung des Kammergerichts, und Verordnung einer gemeinen Steuer zu gemeiner Ausgabe bewirkte. Darauf trug er auf ein stehendes Reichs-

schoß, und war so glücklich, zu treffen und den Ring wieder zu gewinnen. Elisabeth kam nach Ofen, zeigte sich dem Könige, und brachte bei einem vertrauten Bürger in Pesth einen Monat zu. Der König schenkte ihr einen stattlichen Wagen mit sechsfachem Gespanne, adelte ihr Geschlecht, und der kleine Johann erhielt den Flecken Hunyad mit sechszig dazu gehörigen Dörfern. Hunyad und sein Sohn Mathias führten den Raben mit dem Ringe im Schnabel im Wappenschilde, daher ihr Beinamen Corvin.

Johann Hunyady führte die Waffen zuerst im Dienste des Csakyschen Geschlechts, donn an der Spitze der Reisigen der Bischöfe von Czanad und Zagrab. Er machte den Zug Sigmunds nach Bosnien und Pohlen mit, lernte in den Kämpfen mit den Venezianern den Krieg, begleitete den König auf den Reisen, die dieser zur Herstellung der Einigkeit in der Kirche that, und lernte dabei Länder und Völker kennen.

Der Thronfolger Sigmunds, Albrecht Herzog von Osterreich, Gemahl der Elisabeth, der Erbtochter des ungerischen Königs, ernannte den durch Tapferkeit bereits bewährten Hunyady zum Ban von Szöreny, welches damals die Gränzvertheidigungsstazio war, die in der Folge nach Temeswar übertragen wurde, dessen Comes Hunyady gleichfalls geworden ist.

...he Niederlagen. Max eilte
...ner von ihren Bergen, und
... die Einwohner steckten
... riß ein, und im
...ündet; der Kai-
...te der Falle,
...eines Zieles
...macht im offenen
...r er an Reiterei und
... war. Aber nun verließen
...der Erklärung, sie hätten nur
...anze wider Angriffe zu schützen. Max
..., hinter die Mauern von Konstanz ver-
..., und durch den erfolgten ruhmlosen Frieden
...den die Schweizergebirge des alten Vaterlandes
...recken.

Als Ludwig XII. von Frankreich den Thron
...stieg, erhoben sich für Maximilian unaufhörliche
...ürme. Ludwig brach in Italien ein; Max for-
...te die Deutschen auf, aber diese wollten nur un-
... der Bedingung Hülfe geben, wenn der Kaiser
...s ihnen einige zu Räthen in der Reichsverwal-
...ung nähme. Max, in der Hoffnung, dadurch
...igen Zänken vorzubeugen, willigte ein; doch
...un eilen die Deutschen nach Frankreich, bewilli-
...gen ohne Schwertschlag Waffenstillstand, und ge-
...ben Ludwig Muße, auch Neapel zu nehmen. Max
willigte jedoch nicht eher in den Abschluß des Frie-

heer auf zwölf Jahre an; doch nach ermüdenden Berathungen erhielt er statt einer kernhaften Armee nur unbedeutende, größtentheils nur erst zugesicherte Summe Geldes. Vergebens hatte er die drohenden Gefahren von Osten und Westen vorgestellt, ja einige Churfürsten rotteten sich zusammen, den Kaiser abzusetzen. Max aber trat in ihre geheime Versammlung mit den Worten: Ich höre, daß ihr wegen des Reiches Nutzen hier zu Rathe sitzet, welches allein mir anzuordnen gebührte, darum habe ich mich eingefunden bei eurer Verhandlung. Darauf verlies er die Verwirrten, ritt von Wenigen begleitet auf das Schloß seines Hauptwidersachers, und nahm bei dessen Gemahlin ein Frühstück. Durch diese freie Heldenmüthigkeit wurden die Meuterer entwaffnet. Man wollte aber doch das Reichsregiment einführen, über welchen Antrag Max die Fürsten verlachte.

Nun richtete der Kaiser sein Augenmerk auf die Schweiz; er wollte diese Mauer Germaniens gegen Abend mit Güte oder Gewalt wieder erringen. Doch seine gütlichen Einladungen wurden verworfen, man schritt zu den Waffen. Ungewöhnlich schnell rüsteten sich die Deutschen, sie konnten die Ankunft des Kaisers nicht erwarten, der eben in den Niederlanden den Empörer Karl von Egmont, welcher das Herzogthum Geldern an sich reißen wollte, zu züchtigen hatte. Sie griffen an und

erlitten acht schmähliche Niederlagen. Max eilte herbei, warf die Engadiner von ihren Bergen, und drang in das Thal. Doch die Einwohner steckten alles in Brand, der Hunger riß ein, und im Rücken wurden die Brücken angezündet; der Kaiser schien gefangen. Er aber enteilte der Falle, erreichte Konstanz, und glaubte sich seines Zieles gewiß, da er des Feindes Hauptmacht im offenen Felde aufgestellt sah, welcher er an Reiterei und Geschütz weit überlegen war. Aber nun verließen ihn die Ritter, mit der Erklärung, sie hätten nur des Reiches Gränze wider Angriffe zu schützen. Max mußte sich hinter die Mauern von Konstanz verstecken, und durch den erfolgten ruhmlosen Frieden blieben die Schweizergebirge des alten Vaterlandes Schrecken.

Als Ludwig XII. von Frankreich den Thron bestieg, erhoben sich für Maximilian unaufhörliche Stürme. Ludwig brach in Italien ein; Max forderte die Deutschen auf, aber diese wollten nur unter der Bedingung Hülfe geben, wenn der Kaiser aus ihnen einige zu Räthen in der Reichsverwaltung nähme. Max, in der Hoffnung, dadurch ewigen Zänken vorzubeugen, willigte ein; doch nun eilen die Deutschen nach Frankreich, bewilligen ohne Schwertschlag Waffenstillstand, und geben Ludwig Muße, auch Neapel zu nehmen. Max willigte jedoch nicht eher in den Abschluß des Frie-

bens, bis Ludwig das eroberte Mailand von der deutschen Krone zu Lehen nahm, und Mithülfe zu einem Zuge wider die Türken (eine Lieblingsidee des Kaisers) versprach. Max forderte die Deutschen alles Ernstes gegen die Türken auf, doch nach dreijährigen Berathungen rieben die sich selbst wechselseitig in der Erbstreitigkeit der baierischen Linien, 1504 auf, und Max mußte mit eigener Macht bei Mengsbach dem Blutvergießen ein Ende machen.

Inzwischen hatten die Nachbarn sich rings erhoben, und es drohte nicht geringe Gefahr. Vergebens rief Max, es gelte die Ehre und Rettung des Reiches. Die Fürsten unterhandelten mit ihm, er sollte die gemeine Steuer aufheben, und die Beamten der Reichsgerichte aus eigenem Seckel besolden. Um nur seine Absicht zu erreichen, willigte er ein, und siehe, die Deutschen verhießen viertausend Mann gegen die Ungern. Ludwig benützte die Gelegenheit, fiel Genua an, und unterwarf sich dasselbe. Eilboten kamen von Rom und Venedig nach Deutschland, und versprachen Aufgebot aller Kräfte. Max versammelte wieder die Fürsten 1507 zu Kostnitz, und erschütterte sie in einer kräftigen Rede; sie versprachen, ein mächtiges Heer auf die Beine zu setzen. Max eilte voran nach Botzen. Der König von Frankreich aber sandte heimlich Gesandtschaft nach Deutschland,

bestach die Fürsten mit Gold, und Max sah nicht so viele Hunderte auf den Sammelplatz kommen, als Tausende versprochen waren; die Venezianer, die ihn kurz vorher um Hülfe angefleht hatten, verboten ihm jetzt mit gewaffneter Hand den Durchzug. Max konnte daher wieder nicht nach Italien gelangen, und die Krönung in Rom erhalten; erzürnt nahm er nun 1508 auch ungekrönt den Kaisertitel an. Er brach in drei Abtheilungen im Venezianischen ein, drang bis Vincenza vor, aber die erwartete Unterstützung blieb gänzlich aus, und die Franzosen eilten den Venezianern zu Hülfe. Max flog nach Ulm, beschwur den schwäbischen Bund, umsonst; inzwischen wurden die Seinigen aufgerieben; die Venezianer drangen in die Erblande, und der Kaiser mußte mit Hingabe des bereits Verlornen das Übrige erkaufen.

Jetzt aber erwachte Frankreichs, Spaniens und Roms Eifersucht gegen Venedig; man lud den Kaiser zu einem Bündnisse ein, welches am 4. Dezember 1508 zu Cambrai geschlossen wurde. Max trat bei, ermunterte seine Bundesgenossen, das Unternehmen mit der Eroberung Venedigs zu vollenden, zeigte die Ausführbarkeit des Unternehmens, und forderte nur Schiffe. Allein schnell traten der Papst und Spanien zurück, selbst Ludwig zog einen Theil seiner Truppen nach Frankreich, und Max, eben im Begriff, die Mauern

Padua's zu ersteigen, muß 1509 abermals nur auf seine Rettung denken. Plötzlich verband sich der Papst mit Venedig, um auch Ludwig aus Italien zu vertreiben. Der Kaiser verband sich nun mit dem Könige von Frankreich, erkämpfte blutige Siege, und um entscheidend zu wirken, erwachte in ihm der Gedanke, den Papst abzusetzen, zu welchem Ende eine Kirchenversammlung nach Pisa berufen ward. Doch nur französische Bischöfe fanden sich ein, und Papst Julius lachte der Vorforderungen. Max, immer nur auf seine eigene Hausmacht beschränkt, fand sich der Sache in die Länge nicht gewachsen, und sehnte sich nach einer friedlichen Ausgleichung. Schnell bot Spanien hierzu die Hände, und Italien sah sich wieder frei; doch wurden die Provinzen als Lehen des Kaisers betrachtet.

Nun suchte Max in Deutschland noch mehrere Ordnung herzustellen; er theilte das Reich in zehn Kreise, ernannte für jeden einen Hauptmann mit beisitzenden Räthen, setzte eine feste Regel für Abgaben, verbesserte die Rechtspflege, und reinigte die Sitten durch scharfe Strafen gegen Schwelger, Flucher und Gottesverächter.

Als aber Julius mit Tode abging, und Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, stand Italien wieder in vollem Feuer. Sogleich verband sich Venedig mit Frankreich, und kündigte Maximilian den

Krieg an. Dieser schlug durch seine Kriegshelden die Venezianer und Franzosen zu Boden. Er ging nach den Niederlanden, und schlug fast an derselben Stelle, wo er als Jüngling den ersten Sieg erfochten, nun auch mit silbergelocktem Haupte eine entscheidende, herrliche Schlacht. Der Kern der französischen Ritterschaft, Bayard unter ihnen, wurde gefangen. Schon zeigten dem Kaiser sich die herrlichsten Aussichten, als seine Miethtruppen, vom Feinde gewonnen, abfielen, Rom und Spanien mit Ludwig Friede schlossen, und Max, verlassen, einen Waffenstillstand auf ein Jahr durch seine Siege gewann.

Franz I. von Frankreich, Ludwigs Nachfolger, drang mit Ungestüm in Italien ein, schloß mit den Venezianern einen Bund, und der Kaiser, hart bedroht, raffte mit Macht alles zusammen, um dem Ungewitter Einhalt zu thun. Wie ein Bergstrom wälzten seine Schaaren sich aus den Schluchten Tyrols bis unter die Mauern von Mailand. Doch hier fielen die Schweizersöldner, seine Hauptmacht, von ihm ab, ja durch einen aufgefangenen Brief erhielt er Verdacht, daß sie ihn selbst dem Feinde ausliefern dürften. Schnell übergab er das Heer dem Markgrafen von Brandenburg und rettete seine Person in das treue Tirol. Im Dezember 1516 schloß er Frieden.

Noch einmal erwachte der Lieblingswunsch in

nach ihren Ländern strebte. Max eilt nach Brüssel. Marie, den schönen Retter erblickend, sank mit Freudenthränen an seine Brust, mit dem frohen Ausrufe: »Willkommen du edles, theures, deutsches Blut, nach dem mich so sehnlich verlangt hat, und das ich nun mit Wonne bei mir sehe!« Die Hochzeit wurde fröhlich vollzogen, und Friedensunterhandlungen warden wiederholt versucht. Da aber jeder gütliche Antrag vergeblich war, griff Max zu den Waffen. Bei Guinagate stießen die Heere aufeinander. Max ermunterte seine Schaaren zur Tapferkeit, stieg darauf vom Rosse und betete auf den Knien; das ganze Heer mit ihm. Darauf ging er nuter dem Jubelrufe der Seinigen auf den Feind, und errang durch kluge Mäßigung einen so vollständigen Sieg, daß fast keiner der Feinde entkam. Burgund war gerettet; Max kehrte nach Gent zurück. Unter den Thoren der Stadt trugen ihm die Bürger Philipp den Erstgebornen entgegen; er nahm ihn aufs Roß, küßte ihn, und schloß ihn an die gestählte Brust. So zog er unter unaussprechlichem Jubel des Volkes in die Burg, wo die glückliche Marie ihres Lieblings harrte.

Doch schon drei Jahre nachher starb Marie. Sogleich trennten die Niederländer den fünfjährigen Philipp von der Seite des Vaters, maßten sich Erziehung und Vormundschaft an, versprachen ihn mit der zweijährigen Margarethe, Tochter des

Dauphins von Frankreich, und schlossen mit den Franzosen einen ewigen Frieden. Max, der von keiner Seite eine Unterstützung fand, mußte schweigen und bessere Zeit abwarten. Sie kam bald. Die Stände von Oberbrabant, Seeland, Hennegau, Luxemburg und Namur, riefen laut, daß nur dem Vater Erziehung und Regiment gebühre, und forderten Max an ihre Spitze, als die Meuterer zu den Waffen griffen und der Bürgerkrieg ausbrach. Max verkleidete auserlesene Ritter in Mönche, Nonnen, Kaufleute, schickte sie auf drei Wägen listig durch das Thor von Dendermonde, und der Platz war gewonnen. Ehe die Erschreckten sich besannen, war auch Nimwegen und Oudenarde überrascht, und ein Heer vor den Thoren von Gent. Der wüthende Pöbel brach den Rottenführern den Hals und öffnete dem Fürsten die Thore, welcher beim Anblicke des lang entbehrten Sohnes versöhnt, dem Volke verzieh. Im folgenden Jahre, 1486, wurde Max zu Aachen zum römischen Könige erwählt, und er half seinem Vater die ersten Vorbereitungen zu Erneuerung des Landfriedens und zur Abstellung der Vehme einleiten. Doch nun empörten sich die Niederlande, und ein französisches Heer rückte gegen dieselben; während Max noch zu Brüssel vergeblich Geld und Mannschaft aufzubringen suchte, war schon das Treffen bei Bethüne verloren. Max suchte sein Volk in Güte zu beruhigen,

flog von einer empörten Stadt zur andern; doch die Einwohner von Brügge hielten ihn fest. Kunz von der Rosen, sein Rath, und der treue Rudolph von Anhalt wollten sich für ihn aufopfern. Max aber lehnte jede heimliche Flucht ab. Philipp, voll Schmerz über die Schmach des Vaters, berief die Stände; sie verdammten die aufrührerischen Städte; doch alles vergebens, bis endlich Kaiser Friedrich mit einem Heere herbeieilte. Doch noch da unterhandelten sie mit Max, welcher auf die Vormundschaft Verzicht leisten, und Frieden mit Frankreich und Abzug der Deutschen versprechen mußte. Ein Fürstenrecht erklärte diese Verhandlungen, als abgedrungen, für nichtig, und selbst die Folge entband ihn seines Worts durch den Frieden mit Karl von Frankreich. Dem Herzog Albrecht von Sachsen überließ er es, die Meuterer zu demüthigen; er selbst eilte nach Deutschland, vertrieb 1490 die Ungern aus Wien, welches sie schon sechszehn Jahre besessen hatten, brach in Ungern ein, erstieg Stuhlweissenburg, und schon sollte Ofen fallen, als seine Truppen, der Beute wegen, in Streit geriethen, und das Fußvolk abzog. Doch in dem Frieden, welchen er mit Wladislav schloß, erhielt er den Ersatz aller Kriegskosten, und die Anwartschaft auf Ungern und Böhmen, wenn Wladislav ohne Leibeserben mit Tode abgehen würde.

Nun eilte Max Annen von Bretagne, der

Erbtochter des letzten Herzogs dieses Landes, als seiner neuen durch Gesandtschaft ihm bereits vermählten Gattin entgegen. Doch König Karl von Frankreich ließ die Braut auf ihrer Reise zum Bräutigam entführen, und sie sich selbst antrauen, Margarethen aber dem Vater nach Deutschland zurücksenden. Max suchte Hülfe bei den Deutschen; umsonst. Er wendete sich an England; Heinrich brach auch wirklich von Calais aus in Frankreich ein, während Max mit seiner Hausmacht von Osten heranzog; doch Karl blendete die Engländer mit Gold; diese gingen zurück und Max sah sich allein, und mußte den angebothenen Frieden annehmen, durch welchen er wenigstens die reiche Mitgift seiner verschmähten Tochter zurückerhielt.

Nach Friedrichs Hinscheiden bestieg nun Max 1493 den deutschen Kaiserthron. Der Herrscher von alter Vortrefflichkeit hatte sich bereits bewährt, doch das Volk war nicht mehr das Alte; daher auch die meisten Plane zur Begründung einer besseren, herrlicheren Zeit scheitern mußten. Max begann mit der glänzenden Versammlung der Fürsten auf dem Reichstage zu Worms, auf welchem er zuerst innere Ruhe und Ordnung durch Aufhebung des Faustrechts, Gründung des ewigen Landfriedens, Errichtung des Kammergerichts, und Verordnung einer gemeinen Steuer zu gemeiner Ausgabe bewirkte. Darauf trug er auf ein stehendes Reichs-

heer auf zwölf Jahre an; doch nach ermüdenden Berathungen erhielt er statt einer kernhaften Armee nur unbedeutende, größtentheils nur erst zugesicherte Summe Geldes. Vergebens hatte er die drohenden Gefahren von Osten und Westen vorgestellt, ja einige Churfürsten rotteten sich zusammen, den Kaiser abzusetzen. Max aber trat in ihre geheime Versammlung mit den Worten: Ich höre, daß ihr wegen des Reiches Nutzen hier zu Rathe sitzet, welches allein mir anzuordnen gebührte, darum habe ich mich eingefunden bei eurer Verhandlung. Darauf verlies er die Verwirrten, ritt von Wenigen begleitet auf das Schloß seines Hauptwidersachers, und nahm bei dessen Gemahlin ein Frühstück. Durch diese freie Heldenmüthigkeit wurden die Meuterer entwaffnet. Man wollte aber doch das Reichsregiment einführen, über welchen Antrag Max die Fürsten verlachte.

Nun richtete der Kaiser sein Augenmerk auf die Schweiz; er wollte diese Mauer Germaniens gegen Abend mit Güte oder Gewalt wieder erringen. Doch seine gütlichen Einladungen wurden verworfen, man schritt zu den Waffen. Ungewöhnlich schnell rüsteten sich die Deutschen, sie konnten die Ankunft des Kaisers nicht erwarten, der eben in den Niederlanden den Empörer Karl von Egmont, welcher das Herzogthum Geldern an sich reißen wollte, zu züchtigen hatte. Sie griffen an und

erlitten acht schmähliche Niederlagen. Max eilte herbei, warf die Engadiner von ihren Bergen, und drang in das Thal. Doch die Einwohner steckten alles in Brand, der Hunger riß ein, und im Rücken wurden die Brücken angezündet; der Kaiser schien gefangen. Er aber enteilte der Falle, erreichte Konstanz, und glaubte sich seines Zieles gewiß, da er des Feindes Hauptmacht im offenen Felde aufgestellt sah, welcher er an Reiterei und Geschütz weit überlegen war. Aber nun verließen ihn die Ritter, mit der Erklärung, sie hätten nur des Reiches Gränze wider Angriffe zu schützen. Max mußte sich hinter die Mauern von Konstanz verstecken, und durch den erfolgten ruhmlosen Frieden blieben die Schweizergebirge des alten Vaterlandes Schrecken.

Als Ludwig XII. von Frankreich den Thron bestieg, erhoben sich für Maximilian unaufhörliche Stürme. Ludwig brach in Italien ein; Max forderte die Deutschen auf, aber diese wollten nur unter der Bedingung Hülfe geben, wenn der Kaiser aus ihnen einige zu Räthen in der Reichsverwaltung nähme. Max, in der Hoffnung, dadurch ewigen Zänken vorzubeugen, willigte ein; doch nun eilen die Deutschen nach Frankreich, bewilligen ohne Schwertschlag Waffenstillstand, und geben Ludwig Muße, auch Neapel zu nehmen. Max willigte jedoch nicht eher in den Abschluß des Frie-

hens, bis Ludwig das eroberte Mailand von der deutschen Krone zu Lehen nahm, und Mithülfe zu einem Zuge wider die Türken (eine Lieblingsidee des Kaisers) versprach. Max forderte die Deutschen alles Ernstes gegen die Türken auf, doch nach dreijährigen Berathungen rieben die sich selbst wechselseitig in der Erbstreitigkeit der baierischen Linien 1504 auf, und Max mußte mit eigener Macht bei Mengsbach dem Blutvergießen ein Ende machen.

Inzwischen hatten die Nachbarn sich rings erhoben, und es drohte nicht geringe Gefahr. Vergebens rief Max, es gelte die Ehre und Rettung des Reiches. Die Fürsten unterhandelten mit ihm, er sollte die gemeine Steuer aufheben, und die Beamten der Reichsgerichte aus eigenem Seckel besolden. Um nur seine Absicht zu erreichen, willigte er ein, und siehe, die Deutschen verhießen viertausend Mann gegen die Ungern. Ludwig benützte die Gelegenheit, fiel Genua an, und unterwarf sich dasselbe. Eilboten kamen von Rom und Venedig nach Deutschland, und versprachen Aufgebot aller Kräfte. Max versammelte wieder die Fürsten 1507 zu Kostnitz, und erschütterte sie in einer kräftigen Rede; sie versprachen, ein mächtiges Heer auf die Beine zu setzen. Max eilte voran nach Botzen. Der König von Frankreich aber sandte heimlich Gesandtschaft nach Deutschland

bestach die Fürsten mit Gold, und Max sah nicht so viele Hunderte auf den Sammelplatz kommen, als Tausende versprochen waren; die Venezianer, die ihn kurz vorher um Hülfe angefleht hatten, verboten ihm jetzt mit gewaffneter Hand den Durchzug. Max konnte daher wieder nicht nach Italien gelangen, und die Krönung in Rom erhalten; erzürnt nahm er nun 1508 auch ungekrönt den Kaisertitel an. Er brach in drei Abtheilungen im Venezianischen ein, drang bis Vincenza vor, aber die erwartete Unterstützung blieb gänzlich aus, und die Franzosen eilten den Venezianern zu Hülfe. Max flog nach Ulm, beschwur den schwäbischen Bund, umsonst; inzwischen wurden die Seinigen aufgerieben; die Venezianer drangen in die Erblande, und der Kaiser mußte mit Hingabe des bereits Verlornen das Übrige erkaufen.

Jetzt aber erwachte Frankreichs, Spaniens und Roms Eifersucht gegen Venedig; man lud den Kaiser zu einem Bündnisse ein, welches am 4. Dezember 1508 zu Cambrai geschlossen wurde. Max trat bei, ermunterte seine Bundesgenossen, das Unternehmen mit der Eroberung Venedigs zu vollenden, zeigte die Ausführbarkeit des Unternehmens, und forderte nur Schiffe. Allein schnell traten der Papst und Spanien zurück, selbst Ludwig zog einen Theil seiner Truppen nach Frankreich, und Max, eben im Begriff, die Mauern

Padua's zu ersteigen, muß 1509 abermals nur auf seine Rettung denken. Plötzlich verband sich der Papst mit Venedig, um auch Ludwig aus Italien zu vertreiben. Der Kaiser verband sich nun mit dem Könige von Frankreich, erkämpfte blutige Siege, und um entscheidend zu wirken, erwachte in ihm der Gedanke, den Papst abzusetzen, zu welchem Ende eine Kirchenversammlung nach Pisa berufen ward. Doch nur französische Bischöfe fanden sich ein, und Papst Julius lachte der Vorforderungen. Max, immer nur auf seine eigene Hausmacht beschränkt, fand sich der Sache in die Länge nicht gewachsen, und sehnte sich nach einer friedlichen Ausgleichung. Schnell bot Spanien hierzu die Hände, und Italien sah sich wieder frei; doch wurden die Provinzen als Lehen des Kaisers betrachtet.

Nun suchte Max in Deutschland noch mehrere Ordnung herzustellen; er theilte das Reich in zehn Kreise, ernannte für jeden einen Hauptmann mit beisitzenden Räthen, setzte eine feste Regel für Abgaben, verbesserte die Rechtspflege, und reinigte die Sitten durch scharfe Strafen gegen Schwelger, Flucher und Gottesverächter.

Als aber Julius mit Tode abging, und Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, stand Italien wieder in vollem Feuer. Sogleich verband sich Venedig mit Frankreich, und kündigte Maximilian den

Krieg an. Dieser schlug durch seine Kriegshelden die Venezianer und Franzosen zu Boden. Er ging nach den Niederlanden, und schlug fast an derselben Stelle, wo er als Jüngling den ersten Sieg erfochten, nun auch mit silbergelocktem Haupte eine entscheidende, herrliche Schlacht. Der Kern der französischen Ritterschaft, Bayard unter ihnen, wurde gefangen. Schon zeigten dem Kaiser sich die herrlichsten Aussichten, als seine Miethtruppen, vom Feinde gewonnen, abfielen, Rom und Spanien mit Ludwig Friede schlossen, und Max, verlassen, einen Waffenstillstand auf ein Jahr durch seine Siege gewann.

Franz I. von Frankreich, Ludwigs Nachfolger, drang mit Ungestüm in Italien ein, schloß mit den Venezianern einen Bund, und der Kaiser, hart bedroht, raffte mit Macht alles zusammen, um dem Ungewitter Einhalt zu thun. Wie ein Bergstrom wälzten seine Schaaren sich aus den Schluchten Tyrols bis unter die Mauern von Mailand. Doch hier fielen die Schweizersöldner, seine Hauptmacht, von ihm ab, ja durch einen aufgefangenen Brief erhielt er Verdacht, daß sie ihn selbst dem Feinde ausliefern dürften. Schnell übergab er das Heer dem Markgrafen von Brandenburg und rettete seine Person in das treue Tirol. Im Dezember 1516 schloß er Frieden.

Noch einmal erwachte der Lieblingswunsch in

seiner Seele: ein allgemeiner Zug der Christenheit wider die Türken sollte sich erheben; er wollte ihn führen. Doch seine Aufforderung blieb auch dießmal bei den Deutschen vergebens, und die Unruhen der Protestanten, welche heftig begonnen, ließen auf keine Ausführung seines Planes hoffen. Inzwischen befiel ihn eine Krankheit, er ahndete die letzte Stunde, sterbend erreichte er nur noch Wels. Er verordnete, daß man seinen Leichnam einen Tag lang mit offenem Antlitz allem Volke zeigen, und dann zu Neustadt neben Eleonoren einsenken sollte. Er starb den 12. Jänner 1519.

Dieses großen Kaisers Wahlspruch war: »Wenn es am meisten nach allem Wunsch ergeht, so hast du eben am meisten Unglück zu fürchten.« Er war unablässig thätig; nichts Nöthiges war versäumt, nichts Nützliches außer Acht gelassen. Die gefährlichen Stellen wurden befestiget, die Armee wurde geordnet und zweckmäßig eingetheilt, Waffen wurden verbessert, Zeughäuser mit Vorräthen versehen, Ordnung in die Landesverwaltung gebracht, Bürger und Bauern unter des Landes Stände aufgenommen, die ersten Armenanstalten in Deutschland so wie die ersten Posten dießseits des Rheins gegründet. Überall sah, prüfte, handelte er selbst. Er war eines besseren Jahrhunderts würdig gewesen.

Johann Reuchlin,

ein berühmter deutscher Gelehrter.

Geboren 1455. Gestorben 1522.

Der um die Aufklärung Deutschlands ganz ausgezeichnet verdiente Johann Reuchlin war zu Pforzeim am 24. Dezember 1455 geboren. Seine Altrn ließen ihn die lateinische Sprache erlernen; in feuriger Geist fand jedoch dabei zu wenig Behäftigung, daher Reuchlin sich zugleich auf die Musik verlegte, in welcher er so große Fortschritte achte, daß er als Sänger in die Hofkapelle seis Landesherrn kam. Hier blieb er nicht unbeerkt, und Markgraf Karl von Baden wählte ihn gar zum Gesellschafter und Begleiter seines Sohs, des nachmaligen Bischofs Friedrichs von trecht, mit welchem er nach Paris ging. Auf der hen Schule daselbst, der berühmtesten jener Zeit, tzündete sich sein herrlicher Geist zu jener glännden Flamme, die ringsum gleichgeartete Geier erwecken und leiten mußte. Der Spartaner regor Hermonymos unterrichtete ihn in der grieischen, der Franzose Robert Gaguin in der la-

flog von einer empörten Stadt zur andern; doch die Einwohner von Brügge hielten ihn fest. Kunz von der Rosen, sein Rath, und der treue Rudolph von Anhalt wollten sich für ihn aufopfern. Max aber lehnte jede heimliche Flucht ab. Philipp, voll Schmerz über die Schmach des Vaters, berief die Stände; sie verdammten die aufrührerischen Städte; doch alles vergebens, bis endlich Kaiser Friedrich mit einem Heere herbeieilte. Doch noch da unterhandelten sie mit Max, welcher auf die Vormundschaft Verzicht leisten, und Frieden mit Frankreich und Abzug der Deutschen versprechen mußte. Ein Fürstenrecht erklärte diese Verhandlungen, als abgedrungen, für nichtig, und selbst die Folge entband ihn seines Worts durch den Frieden mit Karl von Frankreich. Dem Herzog Albrecht von Sachsen überließ er es, die Meuterer zu demüthigen; er selbst eilte nach Deutschland, vertrieb 1490 die Ungern aus Wien, welches sie schon sechszehn Jahre besessen hatten, brach in Ungern ein, erstieg Stuhlweissenburg, und schon sollte Ofen fallen, als seine Truppen, der Beute wegen, in Streit geriethen, und das Fußvolk abzog. Doch in dem Frieden, welchen er mit Wladislav schloß, erhielt er den Ersatz aller Kriegskosten, und die Anwartschaft auf Ungern und Böhmen, wenn Wladislav ohne Leibeserben mit Tode abgehen würde.

Nun eilte Max Annen von Bretagne, der

Erbtochter des letzten Herzogs dieses Landes, als seiner neuen durch Gesandtschaft ihm bereits vermählten Gattin entgegen. Doch König Karl von Frankreich ließ die Braut auf ihrer Reise zum Bräutigam entführen, und sie sich selbst antrauen, Margarethen aber dem Vater nach Deutschland zurücksenden. Max suchte Hülfe bei den Deutschen; umsonst. Er wendete sich an England; Heinrich brach auch wirklich von Calais aus in Frankreich ein, während Max mit seiner Hausmacht von Osten heranzog; doch Karl blendete die Engländer mit Gold; diese gingen zurück und Max sah sich allein, und mußte den angebothenen Frieden annehmen, durch welchen er wenigstens die reiche Mitgift seiner verschmähten Tochter zurückerhielt.

Nach Friedrichs Hinscheiden bestieg nun Max 1493 den deutschen Kaiserthron. Der Herrscher von alter Vortrefflichkeit hatte sich bereits bewährt, doch das Volk war nicht mehr das Alte; daher auch die meisten Plane zur Begründung einer besseren, herrlicheren Zeit scheitern mußten. Max begann mit der glänzenden Versammlung der Fürsten auf dem Reichstage zu Worms, auf welchem er zuerst innere Ruhe und Ordnung durch Aufhebung des Faustrechts, Gründung des ewigen Landfriedens, Errichtung des Kammergerichts, und Verordnung einer gemeinen Steuer zu gemeiner Ausgabe bewirkte. Darauf trug er auf ein stehendes Reichs-

Heer auf zwölf Jahre an; doch nach ermüdenden Berathungen erhielt er statt einer kernhaften Armee nur unbedeutende, größtentheils nur erst zugesicherte Summe Geldes. Vergebens hatte er die drohenden Gefahren von Osten und Westen vorgestellt, ja einige Churfürsten rotteten sich zusammen, den Kaiser abzusetzen. Max aber trat in ihre geheime Versammlung mit den Worten: Ich höre, daß ihr wegen des Reiches Nutzen hier zu Rathe sitzet, welches allein mir anzuordnen gebührte, darum habe ich mich eingefunden bei eurer Verhandlung. Darauf verlies er die Verwirrten, ritt von Wenigen begleitet auf das Schloß seines Hauptwidersachers, und nahm bei dessen Gemahlin ein Frühstück. Durch diese freie Heldenmüthigkeit wurden die Meuterer entwaffnet. Man wollte aber doch das Reichsregiment einführen, über welchen Antrag Max die Fürsten verlachte.

Nun richtete der Kaiser sein Augenmerk auf die Schweiz; er wollte diese Mauer Germaniens gegen Abend mit Güte oder Gewalt wieder erringen. Doch seine gütlichen Einladungen wurden verworfen, man schritt zu den Waffen. Ungewöhnlich schnell rüsteten sich die Deutschen, sie konnten die Ankunft des Kaisers nicht erwarten, der eben in den Niederlanden den Empörer Karl von Egmont, welcher das Herzogthum Geldern an sich reißen wollte, zu züchtigen hatte. Sie griffen an und

erlitten acht schmähliche Niederlagen. Max eilte herbei, warf die Engadiner von ihren Bergen, und drang in das Thal. Doch die Einwohner steckten alles in Brand, der Hunger riß ein, und im Rücken wurden die Brücken angezündet; der Kaiser schien gefangen. Er aber enteilte der Falle, erreichte Konstanz, und glaubte sich seines Zieles gewiß, da er des Feindes Hauptmacht im offenen Felde aufgestellt sah, welcher er an Reiterei und Geschütz weit überlegen war. Aber nun verließen ihn die Ritter, mit der Erklärung, sie hätten nur des Reiches Gränze wider Angriffe zu schützen. Max mußte sich hinter die Mauern von Konstanz verstecken, und durch den erfolgten ruhmlosen Frieden blieben die Schweizergebirge des alten Vaterlandes Schrecken.

Als Ludwig XII. von Frankreich den Thron bestieg, erhoben sich für Maximilian unaufhörliche Stürme. Ludwig brach in Italien ein; Max forderte die Deutschen auf, aber diese wollten nur unter der Bedingung Hülfe geben, wenn der Kaiser aus ihnen einige zu Räthen in der Reichsverwaltung nähme. Max, in der Hoffnung, dadurch ewigen Zänken vorzubeugen, willigte ein; doch nun eilen die Deutschen nach Frankreich, bewilligen ohne Schwertschlag Waffenstillstand, und geben Ludwig Muße, auch Neapel zu nehmen. Max willigte jedoch nicht eher in den Abschluß des Frie-

dens, bis Ludwig das eroberte Mailand von der deutschen Krone zu Lehen nahm, und Mithülfe zu einem Zuge wider die Türken (eine Lieblingsidee des Kaisers) versprach. Max forderte die Deutschen alles Ernstes gegen die Türken auf, doch nach dreijährigen Berathungen rieben die sich selbst wechselseitig in der Erbstreitigkeit der baierischen Linien 1504 auf, und Max mußte mit eigener Macht bei Mengsbach dem Blutvergießen ein Ende machen.

Inzwischen hatten die Nachbarn sich rings erhoben, und es drohte nicht geringe Gefahr. Vergebens rief Max, es gelte die Ehre und Rettung des Reiches. Die Fürsten unterhandelten mit ihm, er sollte die gemeine Steuer aufheben, und die Beamten der Reichsgerichte aus eigenem Seckel besolden. Um nur seine Absicht zu erreichen, willigte er ein, und siehe, die Deutschen verhießen viertausend Mann gegen die Ungern. Ludwig benützte die Gelegenheit, fiel Genua an, und unterwarf sich dasselbe. Eilboten kamen von Rom und Venedig nach Deutschland, und versprachen Aufgebot aller Kräfte. Max versammelte wieder die Fürsten 1507 zu Kostnitz, und erschütterte sie in einer kräftigen Rede; sie versprachen, ein mächtiges Heer auf die Beine zu setzen. Max eilte voran nach Botzen. Der König von Frankreich aber sandte heimlich Gesandtschaft nach Deutschland,

bestach die Fürsten mit Gold, und Max sah nicht so viele Hunderte auf den Sammelplatz kommen, als Tausende versprochen waren; die Venezianer, die ihn kurz vorher um Hülfe angefleht hatten, verboten ihm jetzt mit gewaffneter Hand den Durchzug. Max konnte daher wieder nicht nach Italien gelangen, und die Krönung in Rom erhalten; erzürnt nahm er nun 1508 auch ungekrönt den Kaisertitel an. Er brach in drei Abtheilungen im Venezianischen ein, drang bis Vincenza vor, aber die erwartete Unterstützung blieb gänzlich aus, und die Franzosen eilten den Venezianern zu Hülfe. Max flog nach Ulm, beschwur den schwäbischen Bund, umsonst; inzwischen wurden die Seinigen aufgerieben; die Venezianer drangen in die Erblande, und der Kaiser mußte mit Hingabe des bereits Verlornen das Übrige erkaufen.

Jetzt aber erwachte Frankreichs, Spaniens und Roms Eifersucht gegen Venedig; man lud den Kaiser zu einem Bündnisse ein, welches am 4. Dezember 1508 zu Cambrai geschlossen wurde. Max trat bei, ermunterte seine Bundesgenossen, das Unternehmen mit der Eroberung Venedigs zu vollenden, zeigte die Ausführbarkeit des Unternehmens, und forderte nur Schiffe. Allein schnell traten der Papst und Spanien zurück, selbst Ludwig zog einen Theil seiner Truppen nach Frankreich, und Max, eben im Begriff, die Mauern

Padua's zu ersteigen, muß 1509 abermals nur auf seine Rettung denken. Plötzlich verband sich der Papst mit Venedig, um auch Ludwig aus Italien zu vertreiben. Der Kaiser verband sich nun mit dem Könige von Frankreich, erkämpfte blutige Siege, und um entscheidend zu wirken, erwachte in ihm der Gedanke, den Papst abzusetzen, zu welchem Ende eine Kirchenversammlung nach Pisa berufen ward. Doch nur französische Bischöfe fanden sich ein, und Papst Julius lachte der Vorforderungen. Max, immer nur auf seine eigene Hausmacht beschränkt, fand sich der Sache in die Länge nicht gewachsen, und sehnte sich nach einer friedlichen Ausgleichung. Schnell bot Spanien hierzu die Hände, und Italien sah sich wieder frei; doch wurden die Provinzen als Lehen des Kaisers betrachtet.

Nun suchte Max in Deutschland noch mehrere Ordnung herzustellen; er theilte das Reich in zehn Kreise, ernannte für jeden einen Hauptmann mit beisitzenden Räthen, setzte eine feste Regel für Abgaben, verbesserte die Rechtspflege, und reinigte die Sitten durch scharfe Strafen gegen Schwelger, Flucher und Gottesverächter.

Als aber Julius mit Tode abging, und Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, stand Italien wieder in vollem Feuer. Sogleich verband sich Venedig mit Frankreich, und kündigte Maximilian den

Krieg an. Dieser schlug durch seine Kriegshelden die Venezianer und Franzosen zu Boden. Er ging nach den Niederlanden, und schlug fast an derselben Stelle, wo er als Jüngling den ersten Sieg erfochten, nun auch mit silbergelocktem Haupte eine entscheidende, herrliche Schlacht. Der Kern der französischen Ritterschaft, Bayard unter ihnen, wurde gefangen. Schon zeigten dem Kaiser sich die herrlichsten Aussichten, als seine Miethtruppen, vom Feinde gewonnen, abfielen, Rom und Spanien mit Ludwig Friede schlossen, und Max, verlassen, einen Waffenstillstand auf ein Jahr durch seine Siege gewann.

Franz I. von Frankreich, Ludwigs Nachfolger, drang mit Ungestüm in Italien ein, schloß mit den Venezianern einen Bund, und der Kaiser, hart bedroht, raffte mit Macht alles zusammen, um dem Ungewitter Einhalt zu thun. Wie ein Bergstrom wälzten seine Schaaren sich aus den Schluchten Tyrols bis unter die Mauern von Mailand. Doch hier fielen die Schweizersöldner, seine Hauptmacht, von ihm ab, ja durch einen aufgefangenen Brief erhielt er Verdacht, daß sie ihn selbst dem Feinde ausliefern dürften. Schnell übergab er das Heer dem Markgrafen von Brandenburg und rettete seine Person in das treue Tirol. Im Dezember 1516 schloß er Frieden.

Noch einmal erwachte der Lieblingswunsch in

seiner Seele: ein allgemeiner Zug der Christenheit wider die Türken sollte sich erheben; er wollte ihn führen. Doch seine Aufforderung blieb auch dießmal bei den Deutschen vergebens, und die Unruhen der Protestanten, welche heftig begonnen, ließen auf keine Ausführung seines Planes hoffen. Inzwischen befiel ihn eine Krankheit, er ahndete die letzte Stunde, sterbend erreichte er nur noch Wels. Er verordnete, daß man seinen Leichnam einen Tag lang mit offenem Antlitz allem Volke zeigen, und dann zu Neustadt neben Eleonoren einsenken sollte. Er starb den 12. Jänner 1519.

Dieses großen Kaisers Wahlspruch war: »Wenn es am meisten nach allem Wunsch ergeht, so hast du eben am meisten Unglück zu fürchten.« Er war unablässig thätig; nichts Nöthiges war versäumt, nichts Nützliches außer Acht gelassen. Die gefährlichen Stellen wurden befestiget, die Armee wurde geordnet und zweckmäßig eingetheilt, Waffen wurden verbessert, Zeughäuser mit Vorräthen versehen, Ordnung in die Landesverwaltung gebracht, Bürger und Bauern unter des Landes Stände aufgenommen, die ersten Armenanstalten in Deutschland so wie die ersten Posten dießseits des Rheins gegründet. Überall sah, prüfte, handelte er selbst. Er war eines besseren Jahrhunderts würdig gewesen.

kommen kam ihm an Kriegsruhm und Klugheit gleich, vielmehr gingen durch ihre Trägheit fast alle Vortheile verloren, die Soliman aus Thätigkeit herbeigeführt hatte. Bloß die Liebe zur Sultanin Roxelane, einer Sklavin, verleitete ihn zu Grausamkeiten, denn auf ihren Antrieb ließ er seinen vortrefflichen Großvezier Ibrahim hinrichten, und ermordete, um ihrem Sohne, Selim II., die Thronfolge zu sichern, alle Kinder, die ihm eine andere Sultanin geboren hatte.

Maximilian I.,

Erzherzog von Österreich, römischer Kaiser.

Geboren 1459. Gestorben 1519.

Maximilian, aus dem biedern, muthigen Hause der Habsburger, Sohn Kaiser Friedrichs III. und der geistreichen Eleonore von Portugal, wurde den 22. März 1459 geboren. Kaum vier Jahre alt, noch in den Armen der zärtlichen Mutter, hielt er den ersten der zahllosen Stürme seines Lebens in der Burg zu Wien aus. Der Pöbel hatte sich empört, und wüthend richtete er seinen Anfall am

teinischen Beredsamkeit. Er wurde jedoch in sei-
ner Ausbildung unterbrochen, da Markgraf Frie-
drich Paris zu schnell verließ. Um das begon-
nene Studium zu vollenden, ging nun Reuchlin
allein wieder dahin. Auf der Rückreise nach Deutsch-
land nahm er zu Basel die Magisterwürde an, und
studierte unter dem berühmten Johann Wassel von
Gröningen die orientalischen Sprachen; erbte aber
zugleich auch von seinem Meister das Streben zur
unbefangenen und durchdringenden Erforschung der
Wahrheit. Zu Basel schrieb er zugleich das erste
lateinische Wörterbuch, das bei dem Mangel an
Vorarbeiten höchst mühsam seyn mußte; auch gab
er die erste griechische Sprachlehre heraus.

Reuchlin wollte sich den glücklich eröffneten
Wirkungskreis noch erweitern. Die adelglei-
Würde eines Doktors der Rechtsgelehrsamkeit schi-
ihm dazu am angemessensten; er ging daher noch-
mals nach Frankreich, und zwar nach Orleans,
wo er Griechisch und Latein lehrte, in den übri-
gen Stunden aber, selbst ein Schüler, die Rech-
hörte. Mit dem Ehrennamen eines Doktors ge-
schmückt kam er in sein Vaterland heim, und lehr-
sogleich zu Tübingen die Rechte, wie auch die schö-
nen Wissenschaften mit allgemeinem Beifalle. Wäh-
rend seinem dreijährigen Aufenthalte zu Tübingen
verheirathete er sich.

Der Ruf seines Namens und die Bekann-

sik, Mahlerei, Baukunst, Geschichte waren seine Erholung, wenn er von den ernsten Wissenschaften ausruhte, unter welchen ihn vorzüglich Mathematik anzog.

Max war ein herrlicher Jüngling; hoch, stark und schön, hatte er einen heldenmäßigen fürstlichen Anstand. Aus den lebhaften blauen Augen strahlte ein anmuthiges Licht. Um Brust und Nacken ringelte sich blondes Haar; eine stattliche gebogene Nase, eine gewölbte Stirne, ein unaussprechlich angenehmer Mund, und ein sanft vortretendes Kinn schmückten das von der Sonne gebräunte frische Angesicht. Zeitlich übte er sich in allen altdeutschen Ritterkünsten, und trug manchen Preis davon. Die kühnste Jagd war seine liebste. Einst verfolgte er eine Gemse auf den Felsgebirgen Tyrols; plötzlich sah er sich auf der himmelhohen schrofen Martinswand, kein Pfad zeigte sich, bei jedem Schritte war der Sturz in die unabsehbare Tiefe gewiß. Man zeigte ihm, als einem Verlornen, das heilige Sakrament aus der Ferne. Nur von kühnen Bergknappen ward er nach drei Tagen gerettet.

Kaum war er achtzehn Jahre alt, als ihn Marie, Tochter Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, an die er bereits versprochen war, zu sich berief, da ihr Vater in der Schlacht von Nancy geblieben war, und Ludwig XI. von Frankreich

durch seltene Handschriften, und durch die ersten Werke der eben damals erfundenen Buchdruckerkunst. Den Hof ergötzte er durch eine neue Erscheinung, nämlich durch zwei witzige Lustspiele in lateinischer Sprache, die er durch die Jünger der Heidelberger Schule aufführen ließ. Vorzüglich aber verpflichtete er den Hof, daß er die Gesandtschaft an den Papst zur Vertretung des Pfalzgrafen in der Streitsache mit den Weißenburger Mönchen übernahm. Seine Klugheit, seine Anmuth der Rede und seine Rechtsgründe siegten, und Reuchlin erwarb sich neuerlich großen Ruhm. Die Anwesenheit in Rom benützte er wieder dazu, sich im Hebräischen und Griechischen noch mehr zu vervollkommnen; im ersten war nun Abdia, im letzteren Argyropylos sein Lehrer. Als er zum ersten Male in des Griechen Hörsaal trat, fragte dieser mit Befremden den Deutschen: »Verstehst auch du Griechisch?« und reichte ihm das Geschichtbuch des Thucidides dar. Und als Reuchlin mit Wohllaut las und mit Fertigkeit erklärte, rief Argyropylos mit Erstaunen aus: »Ach! das fliehende Griechenland hat sich über die Alpen geschwungen!«

Bei seiner Rückkehr fand Reuchlin den rechtmäßigen Erben von Würtemberg in seine Rechte eingetreten, und folgte freudig dem Rufe in das Vaterland. Nach Kurzem wurde er von dem Kaiser und den Kurfürsten zum ersten Beisitzer des

schwäbischen Bundesgerichtes gewählt, welches die schwäbischen Stände seit 1487 gegen die Herzoge von Baiern errichtet hatten; ja der Herzog machte ihn sogar zu seinem Gesandten an Maximilians Hofe, der den Gelehrten schätzte. Bald aber brach die unselige Fehde aus, die Reuchlins Abend trübte. Ein von seinem Volke verstoßener Jude, Namens Pfefferkorn, der sich zum Christenthum hatte bekehren lassen, wurde als Werkzeug gegen den verhaßten hebräischen Literator und Aufklärer Reuchlin gebraucht. Pfefferkorn erwirkte vom Kaiser einen Befehl zur Verbrennung aller jüdischen Schriften. Der Widerstand, den die Ausführung dieses Befehls fand, machte die Erneuerung desselben nöthig, die jedoch Maximilian ohne ein vorläufiges Gutachten Reuchlins nicht gestatten wollte. Reuchlin erwies das Unvernünftige des Verlangens auf die bündigste Weise. Dieß war erwünscht. Arnold von Tungarn trat auf, und zog aus Reuchlins Schriften mehrere Artikel, durch welche er ihn als einen Judenfreund anklagte. Reuchlins Verantwortung zog ihm eine Ladung vor des Inquisitors Hochstraten Tribunal zu. Reuchlin appellirte an den Papst; indessen wurden seine Schriften öffentlich verbrannt und dieses Verfahren durch ein Urtheil der Sorbonne von Paris bekräftigt. Der Papst aber übertrug die Sache dem Bischofe zu Speier, der für Reuchlin entschied, und Hoch=

straten zum Ersatz der Gerichtskösten verdammte. Dieser Streit hatte ganz Deutschland in eine Aufmerksamkeit versetzt, die eben noch rege war, als Luther auftrat; Reuchlin hatte aber einen solchen Ekel gegen alles Streiten angenommen, daß er sich durchaus nicht bewegen ließ, an Luthers Sache Theil zu nehmen. Während des Streites hatte er unermüdet fortgearbeitet, Kirchenväter in das Lateinische übersetzt, die christliche Religion vertheidigt, und die Dunkelheiten der Cabale aufzuhellen gesucht. Den Ruf Friedrichs des Weisen, Churfürsten von Sachsen, nach Wittenberg schlug er aus, und empfahl an seine Stelle den schon damals berühmten Melanchthon, der sich unter seinen Augen gebildet hatte.

Vor seinem Ende sollte er noch einen Sturm bestehen. Ulrich von Würtemberg ließ sich von jugendlicher Hitze verleiten, die Reichsstadt Reutlingen, ein Mitglied des schwäbischen Bundes, gegen den Landfrieden anzugreifen. Dafür kündigte ihm der furchtbare Bund den Krieg an. Mit Schmerz legte Reuchlin sein Richteramt nieder, um nicht gegen Vaterland und Landesherrn sprechen zu müssen. Er ging nach Ingolstadt als Lehrer der orientalischen Sprachen, und wurde von dem vortrefflichen Nürnberger Rathsherrn Pirkheimer mit Geld und Büchern unterstützt. In Ingolstadt brach jedoch die Pest aus; alles floh; Reuchlin rettete

sich nach Tübingen, wo er im Umgange mit den gelehrtesten Männern lebte, so daß man sein Haus das Musäum von Europa nannte. Aber bald ergriff ihn eine unheilbare Gelbsucht. Er ließ sich nach Stuttgard bringen und verschied dort in den Armen der Seinigen am 30. Juni 1522. Er wurde in der Kirche St. Leonhard neben seiner Gattin beigesetzt. Er war der freundliche Stern, welcher der über Deutschland nach einer langen Nacht aufgegangenen Morgenröthe voranleuchtete.

Leo X.,

römischer Papst.

Geboren 1475. Gestorben 1523.

Leo X. stammte aus dem berühmten Hause der Medici. Er war ein Sohn des Lorenzo von Medicis und der Clarisse d'Urbino, und führte vor seiner Erhebung auf den römischen Stuhl den Namen Johann. Die Erziehung, welche er erhielt, war eine der glänzendsten; das väterliche Haus war die Heimat und der Schirm der Wissenschaften und schönen Künste geworden; die Zeit seines Lebens fiel in die Epoche, welche noch jetzt das Jahr-

hundert der Medicis genannt wird. Angelus Politianus und Demetrius Chalcondylos waren die Lehrer des aufsprossenden Jünglings, und er zeigte sich würdig, die ausgezeichnetsten Männer zu Lehrern zu haben.

In einem Alter von vierzehn Jahren wurde er von Innozens VIII. zum Kardinal erkannt, und später wählte ihn Julius II. zum päpstlichen Legaten. In dieser letzteren Eigenschaft wohnte er der Schlacht zu Ravenna bei, aus welcher die Franzosen 1512 als Sieger hervorgingen. Johann von Medici wurde in dieser Schlacht gefangen, doch die Soldaten fühlten sich von seiner herrlichen Gestalt und der Macht seiner Beredsamkeit so sehr ergriffen, daß sie ihm alsbald zu Füßen fielen und um Vergebung flehten, daß sie es gewagt hatten, Hand an ihn zu legen. Nach dem Tode des Papstes Julius II. wußte er die Neigung der jungen Kardinäle und die Leichtgläubigkeit der älteren so wohl zu benützen, daß man ihm die Tiare übertrug. Man sagt, daß zu dieser Wahl vorzüglich die Idee beigetragen haben soll, die man sich von ihm gemacht, daß er nicht lange leben werde. Er zog mit ungemeiner Pracht zu Rom ein, und zwar am 11. April 1513, gerade an dem Tage, an welchem er das Jahr zuvor bei Ravenna gefangen genommen worden war; auch ritt er dasselbe Pferd.

Seine Krönung zum Papste soll hunderttausend Thaler in Gold gekostet haben.

Während seiner päpstlichen Regierung erhielt Rom ein neues Leben. Er theilte seine Zeit in die Vergnügungen, in die Wissenschaften und in die Geschäfte. Er war ein besonderer Liebhaber von kostbaren Tafeln und von der Jagd. Er zog die gebildetsten Leute an seinen Hof, seine Sekretäre mußten durchgehends schöne Geister seyn, und die Kardinäle Bembo und Sadolet, die den Ruhm einer klassischen Beredsamkeit hatten, beherrschten die Datarie, deren rauher Styl abgestellt wurde. Er ließ alle Bibliotheken durchsuchen, um alte Manuscripte dem Staube der Vergessenheit zu entziehen, und manches schätzbare Werk des Alterthums wurde dadurch der Welt erhalten. Vorzüglich schenkte Leo den Dichtern seine Gunst, besonders da er selbst nicht unglückliche Versuche in der Poesie gemacht hatte. Er ließ ein prächtiges Schauspielhaus in Rom erbauen, und auf demselben die neuesten Produkte der italienischen Dichter darstellen; seine ganze Vorliebe hatte aber das griechische Theater, daher er die atheniensische Bühne in Italien wieder herstellen lassen wollte.

Seine Vergnügungen so wie die Wissenschaften hinderten ihn jedoch nicht, seinen Amtsverrichtungen nachzukommen, obschon gewöhnlich das Urtheil von ihm gefällt wird, daß er als Privatmann

der liebenswürdigste und achtungswertheste Mann gewesen wäre, auf dem römischen Stuhle aber nicht immer sich in dem Geiste seiner hohen Würde behauptet habe. Er beseitigte die Streitigkeiten, welche unter Julius II. mit Ludwig XII. sich erhoben hatten, und endigte das Lateranensische Concilium, welches theils zur Beseitigung jener Umstände, theils zur Vermeidung eines wahrscheinlichen Schisma in der Kirche, theils aber auch zur Erwirkung eines Kreuzzuges gegen die Türken, die unter Selim II. gewaltig ihr Haupt erhoben, war zusammen berufen worden, und welchem fünfzehn Kardinäle und bei achtzig Bischöfe und Erzbischöfe beiwohnten. Im Jahr 1518 ließ Leo in der ganzen Christenheit vollkommenen Ablaß predigen, und da er zu seinen beiden Lieblingsplanen, nämlich zu dem erwähnten Kreuzzuge gegen die Türken, so wie zur Beendigung des Baues der Peterskirche, des schönsten Denkmales neuerer Zeit in der Hauptstadt der alten Welt, Gelder bedurfte, errichtete er einen allgemeinen Ablaßhandel, welcher den ersten Anlaß zu Luthers Glaubensreform gab. Vergebens bemühte sich Leo in der Folge, Luthern durch Milde für die Kirche wieder zu gewinnen; er mußte in zwei Bullen, vom 15. Juni 1520 und vom 5. Jänner 1521, das Anathema wider ihn aussprechen.

In dem Kriege, welcher um eben diese Zeit

fast in ganz Europa sich entzündete, bewies Leo eine feine Politik. König Franz von Frankreich, und Karl V., römischer Kaiser, bewarben sich zugleich um seine Freundschaft. Er hielt die Franzosen hin, und eröffnete ihnen sogar die Aussicht, Neapel für sich zu gewinnen, im nächsten Jahre aber schloß er mit Karl V. einen Allianztraktat, damit die Franzosen aus Italien verdrängt würden, Sforza in Mailand eingesetzt, und dem heiligen Stuhle Ferrara gesichert werde. Er hatte noch die Freude, die Niederlagen, die Frankreich erlitt, zu vernehmen, doch schon am 1. Dezember 1521 starb er, plötzlich, unvorbereitet, nur von einem kleinen Fieber befallen.

Sein gäher Tod erregte die Vermuthung, daß ihm Gift beigebracht worden sey; besonders, da schon früher sich eine Verschwörung gebildet hatte, die nach seinem Leben strebte. Die Kardinäle Petruci und Sauli standen an der Spitze derselben, dadurch gereizt, daß Leo einem Neffen Julius II. das Herzogthum Urbino abgenommen hatte. Der Arzt, welcher einen geheimen Schaden des Papstes zu warten hatte, wurde bestochen, und Leo's Tod sollte das Zeichen zu einem allgemeinen Aufruhre im Kirchenstaate seyn. Allein die Verschwörung wurde entdeckt, und kostete vielen Schuldigen das Leben; auch die beiden Kardinäle wurden nach einer strengen Untersuchung zum Tode

verurtheilt. Petruci starb im Gefängnisse, Sauli aber kaufte sich durch sein bedeutendes Vermögen los.

Leo war ein sehr gebildeter Mann und ein aufgeweckter Kopf; in seiner Jugend sehr mäßig, und nur erst, als er den päpstlichen Stuhl bestieg, zu einer freieren Lebensweise geneigt. Die Vorwürfe, daß er die Religion nicht geachtet, und als Atheist die Welt verlassen habe, sind ganz ungegründet. Unter seinem Pontifikate wurden ein und dreißig Kardinäle neu ernannt, und die Kirchenzucht wurde, so viel es die damaligen Umstände gestatteten, vorzüglich auf dem Konzilium im Lateran, bei welchem Leo selbst den Vorsitz nahm, verbessert.

Das vorzüglichste Verdienst hat sich Leo um die Gelehrten und um die Wissenschaften erworben, welche er mit großem Aufwande unterstützte.


Schach Abbas.
Hudson.
Trautmannsdorf.
Caesar v. Esthe.
Salvator Rosa.
Spinoza.
Weinrauch fc.

Schach Abbas,

König von Persien.

Geboren 1531. Gestorben 1628.

Schach Abbas, der sechste König in Persien aus dem Hause Sefy, der sich den Beinamen des Großen erwarb, war der dritte Sohn des Khodabendeh, und bestieg nach seines Bruders, Schach Ismaels, Tode den Thron. Bis zu dieser Epoche war er Vizekönig von Herat in Khorakan, und fortwährend bemüht, diese schöne Provinz den Usbeken streitig zu machen, die sich derselben wiederholt zu bemächtigen suchten. Es gelang ihm endlich, sie gänzlich zu verjagen, und sich sogar in Indien so weit auszubreiten und in seinen Eroberungen zu sichern, daß er unter seine Titel auch jenen eines Pascha von Sind, einer westlichen Provinz Indiens, aufnahm.

Er eroberte in der Folge mehrere andere angränzende Provinzen, vorzüglich einige, die vom Reiche Mogol abhängig waren, wie Kabul, Kandahar u. d. gl. Nicht ganz so glücklich war er gegen die Türken; denn während er sich gegen Indien

gewendet hatte, fielen diese in Mazenderan ein, und suchten sich nachdrücklichst festzusetzen. Sie wurden aber bald zurückgeworfen, und Abbas eroberte nicht nur Mazenderan und Schyrvan, sondern jagte die Türken über Teflis, und nahm Bagdad und Bassorah. Armenien wurde verwüstet, und ein großer Theil der Einwohner nach Mazenderan übersetzt, welche Provinz bis dahin fast ganz verödet gewesen war.

Schach Abbas, ein eben so kluger Staatsmann als tapferer Soldat, setzte in eben diese Provinz bei dreißigtausend christliche Familien, um sein Reich zu bevölkern; »sie mögen sich vermehren,« sagte er, »sie finden ja Wein und Schweine genug!« Die Leichtigkeit über Meer mit Rußland zu handeln, sollte ihren Wohlstand erheben, und so aus einer Wüste eine blühende Provinz erstehen. Allein alle Mühe und alle Kosten, die Schach Abbas auf dieses Projekt verwendet hatte, waren vergebens; das üble Klima raffte in kurzer Zeit die Eingewanderten hinweg. Es bedurfte kaum fünfzig Jahre, um dreißigtausend Familien auf vierhundert zu vermindern. Eine Kolonie, die dieser Fürst ebenfalls aus Armenien gezogen, aber in die Gegend von Ispahan verpflanzt hatte, war glücklicher, sie erhielt sich lange, und war unter dem Namen der Julfah bekannt. Abbas hatte übrigens bei der Entvölkerung Armeniens, aus welchem

er die Einwohner in die Mitte seiner eigenen Staaten übersetzte, noch eine andere Absicht, als die, für Persien Hände zu gewinnen. Die Ottomanen, mit welchen er in häufige Kriege verwickelt war, stützten sich hierbei immer auf Armenien, als ihre Vorrathskammer; mit der Entvölkerung dieser Provinz wurde dieselbe zugleich verödet, und den Türken, im Falle eines Krieges mit Persien, der Unterhalt der Armee unendlich erschwert.

Schach Abbas, dessen wahrhaft großer Geist nichts versäumte, um sein Reich zu einem der blühendsten zu erheben, und der wohl einsah, daß der Reichthum und Wohlstand eines Staates vorzüglich auf dem Handel beruhe, suchte diesen auf alle mögliche Weise in seinem Reiche einheimisch zu machen. Die Übersetzung der Armenier in persische Provinzen beförderte zum Theile auch diesen Zweck, denn obschon die Nazion an sich wirklich unbedeutend war, so hatte sie sich doch durch ihren Handelsverkehr und ihre Unternehmungen bis in die entferntesten Theile des Orients, einen nicht gemeinen Ruf erworben. Schach Abbas benützte und schützte sie bei ihrem Handel, und jagte die Portugiesen, welche mit den Armeniern auf einigen Handelsplätzen rivalisirten, am 1. Mai 1622 aus der Insel Hormuz, wobei er von den Engländern, mit welchen er immer freundschaftliche Verbindungen unterhielt, unterstützt worden war.

Ungeachtet aber Abbas auf diese Weise nach seinem Geiste für einen der ausgezeichnetsten Regenten und für einen Wohlthäter seines Volkes angesehen werden mußte, so konnte er doch nach seinem Herzen nur den grausamsten Tyrannen an die Seite gesetzt werden. Vier seiner eigenen Söhne waren das Opfer seiner Blutgier geworden, indem er zwei enthaupten, andere zwei aber des Augenlichtes berauben ließ. Aus diesem Verfahren gegen die eigenen Kinder läßt sich errathen, wie grausam er gegen diejenigen wüthete, welche das Unglück hatten, bei ihm in Ungnade zu verfallen. Selbst Fürsten, die durch das Mißgeschick des Krieges in seine Hände geriethen, entgingen nicht der blutigen Rache des Siegers.

Schach Abbas starb in einem hohen Alter gegen das Jahr 1628 nach einer Regierung von fünf und vierzig Jahren, von seinen Unterthanen gefürchtet und bewundert; von ganz Asien angestaunt. Er war von kleiner Statur, frischem Ansehen, hatte kleine doch feurige Augen, ohne Haare an den Augenliedern, eine niedere Stirne, und eine große Adlernase, und trug einen ungemein langen Schnurbart. Bemerkenswerth ist, daß zu gleicher Zeit mit ihm in Indien Akbar herrschte, der sich durch seine tiefe Weisheit den Namen des Großen erwarb, welchen Abbas durch seine Tapferkeit errungen hatte.

Heinrich Hudson,

ein berühmter englischer Schiffer.

Gestorben um das Jahr 1610.

Hudson gehörte unter die ausgezeichnete Klasse [e]iner Menschen, die von der Gemeinnützigkeit einer [I]dee ergriffen, mit lebendigem Muthe und immer [j]ungen Kraft nach der Erreichung ihres Zieles stre[b]en, und wenn gleich unglücklich und verkannt, doch von dem einmal Begonnenen nicht mehr abste[h]en, selbst wenn sie das Opfer ihres Unternehmens [s]eyn müßten. Schade, daß das Leben der weniger [G]lücklichen unter diesen Edlen oft ein tiefes Dunkel [d]eckt, indeß der Ruhm ihres Namens mit Recht [n]och von der spätesten Nachwelt erhalten wird.

Auch von Hudsons Privatleben ist fast nichts [b]ekannt. Man weiß weder den Ort noch das Land, [w]o er geboren wurde, und kann weder die Zeit sei[n]er Geburt noch jene seines Todes mit Verlässig[k]eit angeben. Nur über die Zeit seiner Unterneh[m]ungen zur Ausführung der von ihm ergriffenen [I]dee herrschet Licht, und so tritt Hudson vor den [B]lick der Nachwelt, wie eine Erscheinung, die

[illegible] hatte, ließen diese in [illegible]
[illegible] sich ausdrücklichst [illegible]
[illegible] aber bald zurückgeworfen, [illegible]
[illegible] nicht nur Bajazeran und [illegible]
[illegible] die Türken über Teflis, [illegible]
[illegible] Armenien [illegible]
[illegible] ein großer Theil der Einwohner [illegible]
[illegible] überlaßt, welche Provinz bis [illegible]
[illegible] gewesen war.

[illegible] Abas, ein eben so [illegible]
[illegible] als tapferer Soldat, [illegible]
Provinz bei dreißigtausend christliche [illegible]
[illegible] zu bevölkern; »sie [illegible]
[illegible]« sagte er, »sie finden ja [illegible]
[illegible]« Die Leichtigkeit über [illegible]
zu handeln, sollte ihren Wohlstand [illegible]
[illegible] aus einer Wüste eine blühende [illegible]
[illegible] alle Mühe und alle Kosten, [illegible]
[illegible] auf dieses Projekt verwendet hatte, [illegible]
[illegible]; das üble Klima raffte [illegible]
[illegible] hinweg. Es bedurfte [illegible]
[illegible] Jahre, um dreißigtausend [illegible]
[illegible] zu vermindern. Eine [illegible]
[illegible] aus Armenien [illegible]
[illegible] von Ispahan verpflanzt hatte, [illegible]
[illegible] sich lange, und [illegible]
[illegible] bekannt. [illegible]
[illegible] Armenianer, [illegible]

— seiner eigenen Staa-
ndere Absicht, als die
nen. Die Osmanen,
Kriege verwickelt war,
f Armenien, als ihre
Verbesserung dieser Pro-
verödet, und den Tür-
nen Persien, der Un-
erschwert.
wahrhaft großer Geist
ich zu einem der blü-
wohl einsah, daß der
nes Staates vorzüg-
suchte diesen auf alle
he einheimisch zu ma-
Armenier in persische
ile auch diesen Zweck,
ich wirklich unbeden-
durch ihren Handels-
gen bis in die entfern-
nicht gemeinen
nützte und schü... nd,
... t sei-
... lässig-
... er ... aterneh-
... rgriffen
... on vor
... neinung

kommt und schwindet, ohne daß man weiß, woher oder wohin; doch bleibt sie selbst in freundlicher Erinnerung.

Hudson lebte in der zweiten Hälfte des sechszehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Entdeckung des vierten Welttheiles hatte fast alle seefahrenden Nazionen Europens begeistert, nach Entdeckungen auf dem Meere auszugehen; und wenn auch nicht immer neue Länder gewonnen wurden, so wurde doch für Schifffahrt und Handlung manche unschätzbare Beobachtung gemacht. Die Nachschwingungen jenes Taumels veranlaßten zu dieser Zeit noch manchen Versuch, und nicht ohne Vortheile. Hudson ging indeß nicht auf Länderentdeckung aus; seine Bemühungen sollten einzig zum Besten der Schifffahrt und des Handels dienen. Er wollte nämlich im Norden eine Straße über Meer nach Japan und China finden, und war von der Möglichkeit dieses Unternehmens innigst überzeugt. Er machte seine Idee öffentlich bekannt, und die Kaufmannschaft zu London ließ sich zu den Kosten des Versuches herbei. Hudson ging am 1. Mai 1607 unter Segel, irrte lange Zeit in den verschiedenen Gegenden des Eismeeres herum, und langte am 15. September desselben Jahres an der Mündung der Themse an, ohne etwas mehr als einige gute Erfahrungen zu künftigen Versuchen gewonnen zu haben. Im folgenden

Jahre erneuerte er sein Unternehmen, nahm nicht mehr als fünfzehn Personen auf das Schiff, und begann die Fahrt am 22. April 1608, von welcher er am 26. August desselben Jahres zu Gravesand zurück eintraf, ohne etwas mehr als bei seinem ersten Ausfluge ausgerichtet zu haben. Er war auf dieser Fahrt über den sechs und siebenzigsten Grad nördlicher Breite gekommen, und hatte in sein Tagebuch manche interessante Beobachtung aufgenommen; doch in England hatte der Glaube an ihn allmählig sich gemindert, da der eigentliche Zweck der Reisen doch immer ganz verfehlt war.

Hudson ließ sich jedoch nicht irre machen; ja mit den Schwierigkeiten wuchs sein Muth. Er suchte neue Freunde, die ihn weiters zu unterstützen geneigt wären, fest entschlossen, eine dritte Fahrt zu beginnen. Die holländisch-ostindische Kompagnie ließ sich endlich herbei, die Kosten eines neuen Versuches zu bestreiten, und Hudson lief zum dritten Male aus, und zwar von Amsterdam am 25. März 1609. Er hatte zwanzig Personen, theils Engländer, theils Holländer, eingeschifft, welche theils Neugierde, theils Wißbegierde bestimmt hatte, die abenteuerliche Fahrt mitzumachen. Am 25. April umsegelte Hudson das nördliche Vorgebirge Einmark von Norwegen, schiffte längs der Küste von Lappland, und richtete endlich seinen Lauf gegen Nova Zembla, allein er fand so häufig

Eis, daß er seinen Weg nicht fortsetzen konnte. Er lenkte daher von demselben ab, kehrte die Segel gegen Amerika, und langte am 18. Juli an den Küsten von Neufrankreich an. Da er nun keine Hoffnung hatte, in diesem Jahre seinen Zweck weiter verfolgen zu können, seine Begleiter aber bereits sich gegen ihn empörten, sah er sich genöthiget nach Europa zurückzukehren. Er traf am 7. November 1609 zu Dortmouth ein, von wo aus er sein Journal der holländisch-ostindischen Kompagnie überschickte.

Im folgenden Jahre traten einige Personen zusammen, und rüsteten neuerlich ein Schiff aus, um nachdrücklicher als zuvor den Versuch zu wiederholen, ob sich nicht aus Westen von Davis eine Verbindung mit dem Südmeere auffinden lasse. Hudson machte sich segelfertig, und begann von St. Catherine am 7. April 1610 die Fahrt. Am 4. Juni stand er im Angesichte von Grönland, am 9. auf der Höhe bei Forbischer, und am 15. Juni vor dem Cap der Verwüstung. Er schiffte von da gegen Nordwest vor, bis zu jenen Gegenden, die in der Folge seinen Namen erhalten haben, und drang mit vollen Segeln weiter gegen Westen bis zur Bay, die nun ebenfalls seinen Namen trägt. Auf dieser Fahrt benannte Hudson die verschiedenen Küsten, die er vorbeizog, mit dem Namen Neu-Brittanien. Hudson schiffte bei hundert Meilen

weiter im Süden der Bay, und glaubte nun schon die gesuchte Straße gefunden zu haben, als er endlich die Überzeugung erhielt, daß er wirklich nur auf eine Bay getroffen habe. Er faßte den Entschluß, an der südlichsten Spitze zu überwintern, um im folgenden Frühjahre seine Entdeckungsreise sogleich fortsetzen zu können. Er war so voll guter Hoffnungen, und so hingerissen von seinem Plane, daß er darüber vergaß, wie wenig der Vorrath an Lebensmitteln, der ihm noch erübrigte, hinreichen könne, um in einem strengen Winter in jenen unwirthsamen Gegenden durchkommen zu können. Zum Glücke für ihn und seine Begleiter stellte sich eine unzählbare Menge von Seevögeln ein, die zu ihrem Unterhalte dienten; sie würden sonst alle des Hungertodes unfehlbar haben sterben müssen.

Sobald der Frühling wieder eintrat und das Eis zu brechen anfing, erneuerte Hudson mit aller Kraft und Anstrengung seine Versuche; allein vergebens. Er sah sich endlich gezwungen, von seinem Vorhaben abzustehen, und, wie er nur konnte, nach Europa zurückzutrachten. Mit Thränen im Auge vertheilte er den letzten Zwieback an die Mannschaft, es kam kaum noch ein Pfund Brot auf den Mann. Der unglückliche Hudson ließ in seiner Herzensangst die Worte fallen: daß einige wieder ausgesetzt werden müßten. Diese unvorsichtige Äußerung bestimmte einige seiner Begleiter,

dieses Schicksal ihm zu bereiten. Sie bemächtigten sich in der folgenden Nacht seiner Person, banden ihm die Hände auf den Rücken, setzten ihn mit seinem Sohne und sieben anderen, die schwer erkrankt waren, auf eine Schaluppe, und überließen ihn mit diesen Unglücklichen dem Spiele der Winde und Wellen.

Als sein Unglück in Europa bekannt geworden, ließ man ihn wiederholt aufsuchen, allein er wurde nirgends getroffen, und auch nie wieder etwas von ihm in Erfahrung gebracht. Wahrscheinlich hat er in den Fluthen des Nordmeeres, auf welchem er den größeren Theil seines Lebens zubrachte, sein Grab gefunden.

Maximilian Graf von Trautmannsdorf,

ein österreichischer Staatsmann.

Geboren 1584. Gestorben 1650.

Er war ein Sohn des Kriegspräsidenten und geheimen Rathes, Johann Friedrich Freiherrn von Trautmannsdorf. Maximilian, ein Jugendgefährte Kaiser Ferdinands II., erscheint uns als einer der edelsten Menschen und der vorzüglichsten

Staatsmänner, die wir in der Geschichte überhaupt, und in der österreichischen insbesondere finden. Seine Bildung erhielt er vorzüglich durch frühe und vielfältige Reisen. Er wurde zuerst als Reichshofrath angestellt, bald darauf als Obristhofmeister der Kaiserin Anna, Mathias Gemahlin. Im Jahre 1615 vermählte er sich mit Sophia Palffy, Freyin von Erdöd. Nach Mathias Tode geleitete er Ferdinanden im Jahre 1619 nach Frankfurt zur römischen Königswahl und Krönung. Noch in dem nämlichen Jahre wurde vorzüglich durch ihn der wichtige Bund mit Baiern abgeschlossen.

Von nun an wurde er in den schwierigsten diplomatischen Angelegenheiten verwendet. So ward er von München aus als außerordentlicher Botschafter an den päpstlichen Hof geschickt. Auch an Wallenstein, Herzog von Friedland, wurde er vom Kaiser abgeordnet, und es gelang ihm, den sonst unbeugsamen Feldherrn zu bewegen, sich aus Böhmen und Schlesien nach Oberungern zu wenden. Im Jahre 1623 wurde er nebst seinen beiden Brüdern in den Reichsgrafenstand erhoben; im Jahre 1625 mit besonderen Aufträgen an den Churfürsten von Sachsen gesendet; und in den Jahren 1629 bis 1630 befand er sich als außerordentlicher Gesandter am Dresdner Hofe. Im Jahre 1640 wurde er Obristhofmeister der regierenden Kaiserin Eleonore, und 1633 auch des

[illegible] Sie bemächtig-
[illegible] Nacht seiner Person,
[illegible] dem Rücken, setzten
[illegible] neben anderen, die
[illegible] auf eine Schaluppe, und
[illegible] Englischen dem Spiele
[illegible]

[illegible] bekannt gewor-
[illegible] allein er
[illegible] und auch nie wieder
[illegible] gebracht. Wah-
[illegible] des Nordmeeres
[illegible] Theil seines [illegible]
[illegible]

Maximilian Graf von Trautmannsdorf

[illegible] Staatsmann.

Geboren 1584. Gestorben 1650.

E[illegible] des Kriegspräsidenten und [illegible] Johann Friedrich Freiherrn von Trautmannsdorf, Maximilian, ein Jugendge- [illegible] Ferdinands II., erscheint uns als ei- [illegible] und der vorzüglichsten

Schach Abbas,

König von Persien.

Geboren 1531. Gestorben 1618.

Schach Abbas, der sechste König in Persien aus dem Hause Sefy, der sich den Beinamen des Großen erwarb, war der dritte Sohn des Khodabendeh, und bestieg nach seines Bruders, Schach Ismaels, Tode den Thron. Bis zu dieser Epoche war er Vizekönig von Herat in Khorakan, und fortwährend bemüht, diese schöne Provinz den Usbeken streitig zu machen, die sich derselben wiederholt zu bemächtigen suchten. Es gelang ihm endlich, sie gänzlich zu verjagen, und sich sogar in Indien so weit auszubreiten und in seinen Eroberungen zu sichern, daß er unter seine Titel auch jenen eines Pascha von Sind, einer westlichen Provinz Indiens, aufnahm.

Er eroberte in der Folge mehrere andere angränzende Provinzen, vorzüglich einige, die vom Reiche Mogol abhängig waren, wie Kabul, Kandahar u. d. gl. Nicht ganz so glücklich war er gegen die Türken; denn während er sich gegen Indien

gewendet hatte, fielen diese in Mazenderan ein, und suchten sich nachdrücklichst festzusetzen. Sie wurden aber bald zurückgeworfen, und Abbas eroberte nicht nur Mazenderan und Schyrvan, sondern jagte die Türken über Teflis, und nahm Bagdad und Bassorah. Armenien wurde verwüstet, und ein großer Theil der Einwohner nach Mazenderan übersetzt, welche Provinz bis dahin fast ganz verödet gewesen war.

Schach Abbas, ein eben so kluger Staatsmann als tapferer Soldat, setzte in eben diese Provinz bei dreißigtausend christliche Familien, um sein Reich zu bevölkern; »sie mögen sich vermehren,« sagte er, »sie finden ja Wein und Schweine genug!« Die Leichtigkeit über Meer mit Rußland zu handeln, sollte ihren Wohlstand erheben, und so aus einer Wüste eine blühende Provinz erstehen. Allein alle Mühe und alle Kosten, die Schach Abbas auf dieses Projekt verwendet hatte, waren vergebens; das üble Klima raffte in kurzer Zeit die Eingewanderten hinweg. Es bedurfte kaum fünfzig Jahre, um dreißigtausend Familien auf vierhundert zu vermindern. Eine Kolonie, die dieser Fürst ebenfalls aus Armenien gezogen, aber in die Gegend von Ispahan verpflanzt hatte, war glücklicher, sie erhielt sich lange, und war unter dem Namen der Julfah bekannt. Abbas hatte übrigens bei der Entvölkerung Armeniens, aus welchem

er die Einwohner in die Mitte seiner eigenen Staaten übersetzte, noch eine andere Absicht, als die, für Persien Hände zu gewinnen. Die Ottomanen, mit welchen er in häufige Kriege verwickelt war, stützten sich hierbei immer auf Armenien, als ihre Vorrathskammer; mit der Entvölkerung dieser Provinz wurde dieselbe zugleich verödet, und den Türken, im Falle eines Krieges mit Persien, der Unterhalt der Armee unendlich erschwert.

Schach Abbas, dessen wahrhaft großer Geist nichts versäumte, um sein Reich zu einem der blühendsten zu erheben, und der wohl einsah, daß der Reichthum und Wohlstand eines Staates vorzüglich auf dem Handel beruhe, suchte diesen auf alle mögliche Weise in seinem Reiche einheimisch zu machen. Die Übersetzung der Armenier in persische Provinzen beförderte zum Theile auch diesen Zweck, denn obschon die Nazion an sich wirklich unbedeutend war, so hatte sie sich doch durch ihren Handelsverkehr und ihre Unternehmungen bis in die entferntesten Theile des Orients, einen nicht gemeinen Ruf erworben. Schach Abbas benützte und schützte sie in ihrem Handel, und jagte die Portugiesen, welche mit den Armeniern auf einigen Handelsplätzen rivalisirten, am 1. Mai 1622 aus der Insel Hormuz, wobei er von den Engländern, mit welchen er immer freundschaftliche Verbindungen unterhielt, unterstützt worden war.

Ungeachtet aber Abbas auf diese Weise nach seinem Geiste für einen der ausgezeichnetsten Regenten und für einen Wohlthäter seines Volkes angesehen werden mußte, so konnte er doch nach seinem Herzen nur den grausamsten Tyrannen an die Seite gesetzt werden. Vier seiner eigenen Söhne waren das Opfer seiner Blutgier geworden, indem er zwei enthaupten, andere zwei aber des Augenlichtes berauben ließ. Aus diesem Verfahren gegen die eigenen Kinder läßt sich errathen, w[illegible] grausam er gegen diejenigen wüthete, welche d[illegible] Unglück hatten, bei ihm in Ungnade zu verfall[illegible] Selbst Fürsten, die durch das Mißgeschick d[illegible] Krieges in seine Hände geriethen, entgingen [illegible] der blutigen Rache des Siegers.

Schach Abbas starb in einem hohen Alter g[illegible] gen das Jahr 1628 nach einer Regierung von f[illegible] und vierzig Jahren, von seinen Unterthanen [illegible] fürchtet und bewundert; von ganz Asien angesta[illegible] Er war von kleiner Statur, frischem Ansch[illegible] hatte kleine doch feurige Augen, ohne Haare [illegible] den Augenliedern, eine niedere Stirne, und [illegible] große Adlernase, und trug einen ungemein l[illegible] gen Schnurbart. Bemerkenswerth ist, daß [illegible] gleicher Zeit mit ihm in Indien Akbar herrsch[illegible] der sich durch seine tiefe Weisheit den Namen [illegible] Großen erwarb, welchen Abbas durch seine Tap[illegible] keit errungen hatte.

Heinrich Hudson,

ein berühmter englischer Schiffer.

Gestorben um das Jahr 1610.

Hudson gehörte unter die ausgezeichnete Klasse
ner Menschen, die von der Gemeinnützigkeit einer
dee ergriffen, mit lebendigem Muthe und immer
ngen Kraft nach der Erreichung ihres Zieles stre-
en, und wenn gleich unglücklich und verkannt,
och von dem einmal Begonnenen nicht mehr abste-
en, selbst wenn sie das Opfer ihres Unternehmens
yn müßten. Schade, daß das Leben der weniger
lücklichen unter diesen Edlen oft ein tiefes Dunkel
ckt, indeß der Ruhm ihres Namens mit Recht
ch von der spätesten Nachwelt erhalten wird.

Auch von Hudsons Privatleben ist fast nichts
kannt. Man weiß weder den Ort noch das Land,
o er geboren wurde, und kann weder die Zeit sei-
er Geburt noch jene seines Todes mit Verlässig-
it angeben. Nur über die Zeit seiner Unterneh-
ungen zur Ausführung der von ihm ergriffenen
dee herrschet Licht, und so tritt Hudson vor den
lick der Nachwelt, wie eine Erscheinung, die

kommt und schwindet, ohne daß man weiß, woher oder wohin; doch bleibt sie selbst in freundlicher Erinnerung.

Hudson lebte in der zweiten Hälfte des sechszehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Die Entdeckung des vierten Welttheiles hatte fast alle seefahrenden Nazionen Europens begeistert, nach Entdeckungen auf dem Meere auszugehen; und wenn auch nicht immer neue Länder gewonnen wurden, so wurde doch für Schifffahrt und Handlung manche unschätzbare Beobachtung gemacht. Die Nachschwingungen jenes Taumels veranlaßten zu dieser Zeit noch manchen Versuch, und nicht ohne Vortheile. Hudson ging indeß nicht auf Länderentdeckung aus; seine Bemühungen sollten einzig zum Besten der Schifffahrt und des Handels dienen. Er wollte nämlich im Norden ein Straße über Meer nach Japan und China finden, und war von der Möglichkeit dieses Unternehmens innigst überzeugt. Er machte seine Idee öffentli bekannt, und die Kaufmannschaft zu London lie sich zu den Kosten des Versuches herbei. Huds ging am 1. Mai 1607 unter Segel, irrte lan Zeit in den verschiedenen Gegenden des Eismeer herum, und langte am 15. September desselb Jahres an der Mündung der Themse an, ohne e was mehr als einige gute Erfahrungen zu künftig Versuchen gewonnen zu haben. Im folgend

Jahre erneuerte er sein Unternehmen, nahm nicht mehr als fünfzehn Personen auf das Schiff, und begann die Fahrt am 22. April 1608, von welcher er am 26. August desselben Jahres zu Gravesand zurück eintraf, ohne etwas mehr als bei seinem ersten Ausfluge ausgerichtet zu haben. Er war auf dieser Fahrt über den sechs und siebenzigsten Grad nördlicher Breite gekommen, und hatte in sein Tagebuch manche interessante Beobachtung aufgenommen; doch in England hatte der Glaube an ihn allmählig sich gemindert, da der eigentliche Zweck der Reisen doch immer ganz verfehlt war.

Hudson ließ sich jedoch nicht irre machen; ja mit den Schwierigkeiten wuchs sein Muth. Er suchte neue Freunde, die ihn weiters zu unterstützen geneigt wären, fest entschlossen, eine dritte Fahrt zu beginnen. Die holländisch-ostindische Kompagnie ließ sich endlich herbei, die Kosten eines neuen Versuches zu bestreiten, und Hudson lief zum dritten Male aus, und zwar von Amsterdam am 25. März 1609. Er hatte zwanzig Personen, theils Engländer, theils Holländer, eingeschifft, welche theils Neugierde, theils Wißbegierde bestimmt hatte, die abenteuerliche Fahrt mitzumachen. Am 25. April umsegelte Hudson das nördliche Vorgebirge Einmark von Norwegen, schiffte längs der Küste von Lappland, und richtete endlich seinen Lauf gegen Nova Zembla, allein er fand so häufig

Eis, daß er seinen Weg nicht fortsetzen konnte. Er lenkte daher von demselben ab, kehrte die Segel gegen Amerika, und langte am 18. Juli an den Küsten von Neufrankreich an. Da er nun keine Hoffnung hatte, in diesem Jahre seinen Zweck weiter verfolgen zu können, seine Begleiter aber bereits sich gegen ihn empörten, sah er sich genöthiget nach Europa zurückzukehren. Er traf am 7. November 1609 zu Dortmouth ein, von wo aus er sein Journal der holländisch-ostindischen Kompagnie überschickte.

Im folgenden Jahre traten einige Personen zusammen, und rüsteten neuerlich ein Schiff aus, um nachdrücklicher als zuvor den Versuch zu wiederholen, ob sich nicht aus Westen von Davis eine Verbindung mit dem Südmeere auffinden lasse. Hudson machte sich segelfertig, und begann von St. Catherine am 7. April 1610 die Fahrt. Am 4. Juni stand er im Angesichte von Grönland, am 9. auf der Höhe bei Forbischer, und am 15. Juni vor dem Cap der Verwüstung. Er schiffte von da gegen Nordwest vor, bis zu jenen Gegenden, die in der Folge seinen Namen erhalten haben, und drang mit vollen Segeln weiter gegen Westen bis zur Bay, die nun ebenfalls seinen Namen trägt. Auf dieser Fahrt benannte Hudson die verschiedenen Küsten, die er vorbeizog, mit dem Namen Neu-Brittanien. Hudson schiffte bei hundert Meilen

weiter im Süden der Bay, und glaubte nun schon die gesuchte Straße gefunden zu haben, als er endlich die Überzeugung erhielt, daß er wirklich nur auf eine Bay getroffen habe. Er faßte den Entschluß, an der südlichsten Spitze zu überwintern, um im folgenden Frühjahre seine Entdeckungsreise sogleich fortsetzen zu können. Er war so voll guter Hoffnungen, und so hingerissen von seinem Plane, daß er darüber vergaß, wie wenig der Vorrath an Lebensmitteln, der ihm noch erübrigte, hinreichen könne, um in einem strengen Winter in jenen unwirthsamen Gegenden durchkommen zu können. Zum Glücke für ihn und seine Begleiter stellte sich eine unzählbare Menge von Seevögeln ein, die zu ihrem Unterhalte dienten; sie würden sonst alle des Hungertodes unfehlbar haben sterben müssen.

Sobald der Frühling wieder eintrat und das Eis zu brechen anfing, erneuerte Hudson mit aller Kraft und Anstrengung seine Versuche; allein vergebens. Er sah sich endlich gezwungen, von seinem Vorhaben abzustehen, und, wie er nur konnte, nach Europa zurückzutrachten. Mit Thränen im Auge vertheilte er den letzten Zwieback an die Mannschaft, es kam kaum noch ein Pfund Brot auf den Mann. Der unglückliche Hudson ließ in seiner Herzensangst die Worte fallen: daß einige wieder ausgesetzt werden müßten. Diese unvorsichtige Äußerung bestimmte einige seiner Begleiter,

dieses Schicksal ihm zu bereiten. Sie bemächtigten sich in der folgenden Nacht seiner Person, banden ihm die Hände auf den Rücken, setzten ihn mit seinem Sohne und sieben anderen, die schwer erkrankt waren, auf eine Schaluppe, und überließen ihn mit diesen Unglücklichen dem Spiele der Winde und Wellen.

Als sein Unglück in Europa bekannt geworden, ließ man ihn wiederholt aufsuchen, allein er wurde nirgends getroffen, und auch nie wieder etwas von ihm in Erfahrung gebracht. Wahrscheinlich hat er in den Fluthen des Nordmeeres, auf welchem er den größeren Theil seines Lebens zubrachte, sein Grab gefunden.

Maximilian Graf von Trautmannsdorf, ein österreichischer Staatsmann.

Geboren 1584. Gestorben 1650.

Er war ein Sohn des Kriegspräsidenten und geheimen Rathes, Johann Friedrich Freiherrn von Trautmannsdorf. Maximilian, ein Jugendgefährte Kaiser Ferdinands II., erscheint uns als einer der edelsten Menschen und der vorzüglichsten

Staatsmänner, die wir in der Geschichte überhaupt, und in der österreichischen insbesondere finden. Seine Bildung erhielt er vorzüglich durch frühe und vielfältige Reisen. Er wurde zuerst als Reichshofrath angestellt, bald darauf als Obristhofmeister der Kaiserin Anna, Mathias Gemahlin. Im Jahre 1615 vermählte er sich mit Sophia Palffy, Freyin von Erdöd. Nach Mathias Tode geleitete er Ferdinanden im Jahre 1619 nach Frankfurt zur römischen Königswahl und Krönung. Noch in dem nämlichen Jahre wurde vorzüglich durch ihn der wichtige Bund mit Baiern abgeschlossen.

Von nun an wurde er in den schwierigsten diplomatischen Angelegenheiten verwendet. So ward er von München aus als außerordentlicher Botschafter an den päpstlichen Hof geschickt. Auch an Wallenstein, Herzog von Friedland, wurde er vom Kaiser abgeordnet, und es gelang ihm, den sonst unbeugsamen Feldherrn zu bewegen, sich aus Böhmen und Schlesien nach Oberungern zu wenden. Im Jahre 1623 wurde er nebst seinen beiden Brüdern in den Reichsgrafenstand erhoben; im Jahre 1625 mit besonderen Aufträgen an den Churfürsten von Sachsen gesendet; und in den Jahren 1629 bis 1630 befand er sich als außerordentlicher Gesandter am Dresdner Hofe. Im Jahre 1640 wurde er Obristhofmeister der regierenden Kaiserin Eleonore, und 1633 auch des

Thronfolgers, Königs Ferdinand. Er war es auch, der den Kaiser zuerst über Wallensteins hochmüthige und treulose Plane aufklärte und warnte, und seine Angabe endlich durch die glaubwürdigsten Zeugnisse bestätigte. Den Sieg der Schlacht von Nördlingen, wobei er selbst gegenwärtig war, benützte er, um den seinem Monarchen nachtheiligen Bund zwischen Schweden und Sachsen zu trennen, da er schon in den erwähnten früheren Sendungen das Vertrauen des Churfürsten gewonnen hatte. Diese gelungene Maßregel sicherte Ferdinanden den Besitz Böhmens und seiner Nebenländer. Zur Belohnung erhielt Trautmannsdorf nun, nebst andern Geschenken von hohem Werthe, den Orden des goldenen Vließes und die konfiszirten herzoglich-würtembergischen Güter Weinsberg und Neustadt am Kocher, welche aber zufolge der durch den westphälischen Frieden herbeigeführten Amnestie wieder an Würtemberg zurückfielen, und daher von dem gräflichen Geschlechte nur noch im Titel geführt werden.

Um Trautmannsdorfs edle und geistvolle Handlungen in dem vollen Lichte ihrer Ehrwürdigkeit zu sehen, muß hier bemerkt werden, daß sein ganzes Streben in jenen stürmischen Zeiten auf das erhabene Ziel der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens gerichtet war. Er fand daher auch den schönsten Lohn durch das Gelingen seiner rühmlichen Bemühungen, indem er den unvergeßlichen

Vertrag von Münster und Osnabrück schloß, welcher die Gräuel eines dreißigjährigen Kampfes zum Wohl von Europa endete. So hatte er sein schönstes Werk blühen gesehen, und starb im zweiten Jahre nach jenem Friedensschlüsse, zu Wien am 4. Juni 1650.

Er verband mit einem durchdringenden Verstande, mit unerschütterlichem Gleichmuthe und unverbrüchlicher Treue, die gefälligste Sanftmuth und den würdevollsten Anstand.

Cäsar I. von Esthe,

Herzog von Modena und Reggio.

Geboren 1562. Gestorben 1608.

Cäsar war der Sohn des Alphons von Esthe, Marquis von Montecchio, und der Julie Della Rovera, und ein Enkel des Herzogs Alphons I. Nach dem kinderlosen Hintritte seines Neffen, Alphons II., wurde er den 28. Oktober 1597 zum Herzog von Ferrara, Modena und Reggio ausgerufen. Sein Anspruch gründete sich auf den ausdrücklichen letzten Willen seines Vorgängers, der ihn zum Erben der gesammten Lande eingesetzt hatte.

Er vernahm jedoch, daß der römische Hof dagegen Anstände finde, und beeilte sich daher, demselben über seinen Antritt der Herzogthümer die bestimmte Erklärung zu überreichen.

Clemens VIII., welcher damals auf dem heiligen Stuhle saß, wollte das Recht der Erbfolge bei Cäsar, in Ansehung des Herzogthums Ferrara, nicht anerkennen, sondern forderte, daß dasselbe, nachdem es an Herzog Borso von Este von der Kirche 1471 verliehen worden war, nunmehr, nach dem Aussterben der geraden Linie, wieder der Kirche anheim gegeben werde. Cäsar rechnete jedoch darauf, daß eine Ausgleichung im Wege gütlicher Verhandlung allmählig thunlich seye. Allein wie befremdet war er, als er plötzlich ein Ermahnungsschreiben erhielt, sich binnen vierzehn Tagen unausbleiblich in Rom einzufinden, um über den angemaßten Titel eines Herzogs von Ferrara Rechenschaft zu geben. Da zu gleicher Zeit die Truppen des Kirchenstaats den Auftrag erhielten, sich in Bewegung zu setzen und in Ferrara einzufallen, so glaubte er, keine Zeit verlieren zu dürfen, und schickte alsogleich eine zweite Gesandtschaft nach Rom.

Diese vertheidigte die Rechte ihres Herrn mit allem Nachdrucke, und brachte so klare, deutliche und bestimmte Belege bei, daß das Kardinal-Kollegium sich wirklich in der Enge befand. Man sandte nun Emissäre nach Ferrara, die Gemüther

des Volkes zu stimmen, und dasselbe durch Überredung und Versprechungen zu gewinnen, damit es sich selbst für den Kirchenstaat erkläre. Diese Unternehmung gelang; die Einwohner von Ferrara, die Gründe ihrer bisherigen Anhänglichkeit an das Haus Esthe außer Augen setzend, handelten neuerlich so undankbar, wie sie an dem Hause Torelli gehandelt hatten; sie erklärten sich gegen Cäsar von Esthe.

Cäsar sah nun kein anderes Mittel, sich in dem Erbe zu behaupten, als Gewalt mit Gewalt hindanzuhalten. Da er aber zur Vertheidigung mit gewaffneter Hand die Mittel in seinen eigenen Besitzungen nicht fand, mußte er erst Hülfe bei auswärtigen Fürsten suchen. Inzwischen publizirte der römische Hof am 23. Dezember 1597 einen Spruch, nach welchem er Cäsarn, den man als den Sohn eines Bastards betrachtete, ohne jedoch einen öffentlichen Beweis zu wagen, als zur Nachfolge in Ferrara unfähig erklärte, ihn nebst allen jenen, die ihn in seinen Bemühungen um das Herzogthum unterstützen würden, mit dem Banne, die Stadt selbst aber mit dem Interdikt belegte. Dieses war zu jener Zeit hinreichend, um dem bedrängten Herzoge alle Hülfe abzuschneiden; keiner der Fürsten, mit welchen er unterhandelte, nahm sich seiner an, und schon hatte eine päpstliche Armee von fünf und zwanzigtausend Mann seine Staaten betreten, und

drohte, ihn selbst einzuschließen. In dieser Lage blieb ihm nichts übrig, als so schnell als möglich einen Waffenstillstand zu erwirken, den er jedoch nur unter der Bedingung erhielt, daß er 1) zwar im Stillen, doch in Gegenwart des Magistrats von Ferrara, die Insignien der herzöglichen Gewalt ablege, und 2) seinen siebenjährigen Sohn, Alphons, als Geißel an den Kardinal Aldobrandini, einem Neffen des Papstes und Legaten zu Bologna, ausliefere.

Die Bedingungen wurden vom Herzoge angenommen und erfüllt. Man schritt nun auch zu weiteren Verhandlungen, und schon am 13. Jänner 1598 kam zwischen dem Kardinal-Legaten und dem Minister des Herzogs ein Vertrag zu Stande, Kraft dessen Cäsar das Herzogthum Ferrara, das er denn doch nicht zu vertheidigen vermochte, förmlich an den Kirchenstaat abtrat, und diesem auch die Hälfte der Artillerie und der Waffen, die sich in der Stadt fanden, überließ, und dagegen vom Banne und allen Kirchenzensuren losgesprochen wurde. Der Vertrag wurde sogleich ratifizirt, und der Herzog ging schon am 28. Jänner 1598 nach Modena ab, wohin er nunmehr seine Residenz verlegte. Seit dieser Zeit war auch Modena die Residenz des Hauses Esthe geblieben.

Der Herzog, ein sehr gebildeter Mann und ein Freund der Künste und Wissenschaften, richtete

nun seine Bemühungen einzig dahin, Modena möglichst zu verschönern und in einen blühenden Zustand zu erheben. Seiner Thätigkeit verdankten die Modeneser ihre glücklichste Epoche; der Name Cäsar war die Ägide ihres Wohls. Bald wanderten die vornehmsten adeligen Familien aus dem immer mehr und mehr in Verfall sinkenden Ferrara, ließen sich in Modena nieder, und machten, daß dieser herzogliche Hof wieder so glänzend wurde, als er je gewesen war.

Im Jahre 1662 gerieth der Herzog in Streitigkeiten mit Lucca, die nur durch die Waffen beigelegt werden konnten. Der Krieg dauerte jedoch nicht lange, und endete nach dem Wunsche des Herzogs. Dieser verlebte nun die wenigen Tage, die ihm vom Schicksale noch bestimmt waren, in ungestörter Ruhe und glücklich im Schooße seiner Familie. Er starb am 11. Dezember 1608; von seiner Gattin, Virginie von Medicis, hinterließ er sechs Söhne, von welchen ihm Alphons in den Herzogthümern Modena und Reggio folgte, und drei Töchter, wovon die jüngste, Laura, in der Folge an Herzog Alexander I. von Mirandola vermählt ward.

Amalie Elisabeth, Landgräfin von Hessen.

Geboren 1602. Gestorben 1651.

Amalie Elisabeth war die Tochter des Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau-Münzenberg, und der belgischen Katharine, einer Prinzessin Wilhelms I., Fürsten von Oranien und Grafen zu Nassau. Sie wurde den 29. Jänner 1602 auf dem gräflichen Schlosse zu Hanau geboren. In dieser Stadt empfing sie auch ihre erste, und, wie die Folge bewies, vortreffliche Erziehung. Unter andern erlernte sie mehrere fremde Sprachen, und erwarb sich vorzüglich in der Französischen schon frühe eine so große Fertigkeit, daß sie solche wie ihre Muttersprache redete. Eine Zeit lang wurde sie nach Heidelberg zu ihrer Mutter Schwester geschickt, um in ihrer Geistesbildung noch größere Fortschritte zu machen. Nach dem im Jahre 1612 erfolgten Tode ihres Vaters berief ihre würdige Mutter sie zurück, und übernahm selbst die weitere Erziehung. Bald hierauf machte sie mit ihr eine Reise nach den Niederlanden zu ihren Anverwandten.

Die ausgezeichnete Katharine, welche in den Gefahren, die in jener Periode der dreißigjährige Krieg herbeiführte, das Staatsruder rühmlich zu führen verstand, versäumte nichts, um ihre Tochter zu mehr als weiblicher Vollkommenheit anzuleiten.

Amalie entsprach den Bemühungen ihrer Mutter auf eine ganz vorzügliche Weise. Von der Natur mit den schönsten Anlagen beschenkt, an Geist und Herzen gebildet, und mit jugendlichen Reizen geschmückt, wurde sie am 21. November 1619 mit Wilhelm V., Landgrafen von Hessen-Kassel, der sich in jener Periode der Gefahren und Schrecken durch seine ausdauernde Beharrlichkeit den ehrenvollen Beinamen des Beständigen erworben hatte, vermählt.

Amalie war die treueste, liebevolleste Gattin, und rastlos bemüht, ihrem erhabenen Gemahl in den Stürmen der Zeit Erheiterung und Erholung zu verschaffen. Nicht minder war sie eine zärtliche, sorgsame Mutter. Sie gebar ihrem Gatten acht Prinzen und sechs Prinzessinnen, wovon jedoch die meisten in der zartesten Blüthe starben. Die Erziehung jener Kinder, deren Erhaltung ihr von dem Himmel gewährt war, besorgte sie durchgehends selbst, während ihr Gatte für Religionsfreiheit und für das Vaterland an der Spitze seiner ihm ganz ergebenen Hessen focht.

Nach dem Rathschlusse des ewigen Schicksals,

sollte jedoch Amalie noch in anderen Pflichten sich auf eine ganz ausgezeichnete Weise bewahren. Als Wilhelm der Beständige im Jahre 1637 aus Westphalen nach der Eroberung von Vecht nach Ostfriesland zog und die Belagerung des Schlosses Stickhausen begann, berief er plötzlich seine Gattin zu sich, um in ihrem Umgange Erheiterung zu finden. Sie kam am 19. September desselben Jahres zu Bremen an, und wurde von ihm mit inniger Herzlichkeit empfangen. Wilhelm erzählte ihr, wie er schon durch längere Zeit sich krank fühle. Amalie suchte ihn zu trösten, allein schon am folgenden Tage ward sie durch die Überzeugung, daß ihr Gatte in größter Gefahr schwebe, so tief erschüttert, daß sie in eine schwere Ohnmacht sank; und wirklich verschied Wilhelm schon am 21. September, nach einigen an Gift, nach andern an den Folgen der allzugroßen Anstrengungen.

Wilhelm hatte in seinem Testamente seine Gemahlin zur Regentin von Hessen-Kassel und zur Vormünderin seiner Kinder bestimmt, wovon der älteste Prinz, Wilhelm, nachheriger Landgraf Wilhelm VI., erst neun Jahre alt war. Amalie berief sogleich die Landstände, stellte ihnen die unmündigen Kinder ihres Regenten vor, und erklärte, daß sie mütterlich für ihre Kinder und ihre Lande sorgen wolle, und daß sie niemand hieran sollte

hindern können. Die Stände legten ihr den Eid der Treue ab.

Amalie hatte hierdurch die schwersten Pflichten übernommen. Hessen war in einem höchst traurigen Zustande, und die Regentin stand Anfangs in Gefahr, dasselbe gänzlich zu verlieren. Durch beinahe dreizehn Jahre hatte sie nicht nur gegen Bedrückungen von Verwandten zu kämpfen, sondern auch alle Schrecknisse der Kriege zu bestehen. Diese Umstände waren es jedoch, welche ihr die Gelegenheit gaben, sich als die größte Fürstin ihrer Zeit zu zeigen. Sie zeichnete sich aus durch Verstand und Thätigkeit, durch sichere Verfolgung weiser Plane, Unabhängigkeit von der Macht der Umstände, Scharfblick, Lebensklugheit und unerschütterlichen Muth. Sie war eingeweiht in alle Künste der Politik, kannte die Verfassung und Bedürfnisse ihrer Länder so genau, als sie die geheimen Triebräder fremder Kabinette ergründete, und war eben so geschickt, Herzen zu erforschen, als sie zu gewinnen; sie übersah mit gleicher Geschwindigkeit das ganze Staatsgebäude, das Kriegswesen und die ökonomischen Angelegenheiten ihres Hauses, und bewies in den verwickeltsten Lagen eben so viel Gegenwart als Energie des Geistes, und eine unbesiegbare Standhaftigkeit.

Landgraf Georg II. von Hessen-Darmstadt, in der Absicht, seine Ländereien zu vergrößern,

strebte nach der Verwaltung der hessen-kasselschen Länder, erwirkte ein kaiserliches Edikt, durch welches Wilhelm des Beständigen Testament umgestoßen wurde, und machte Miene, dasselbe mit gewaffneter Hand durchzusetzen. Amalie wußte durch ihre Klugheit Unterhandlungen einzuleiten und von dem Kaiser einen Waffenstillstand auszumitteln, bis endlich ein Vergleich zu Stande kam, durch welchen sie als Regentin bestätigt wurde.

Amalie setzte das von ihrem Gatten begründete Bündniß mit den Schweden fort, ungeachtet sie von Zeit zu Zeit mit dem Kaiser in Friedensunterhandlungen trat; und es wird ihr, vielleicht nicht mit Unrecht, zum Vorwurfe gemacht, daß ihre Erklärungen gegen den Kaiser nicht ganz aufrichtig waren. Es dürfte jedoch zu ihrer Entschuldigung dienen, daß sie unter jenen Zeitumständen nur dadurch das Land sich und ihrem Sohne sichern konnte, indem sie sich bedeutend zu machen, und für den Fall eines künftigen Friedens treuer Bundesgenossen zu versichern suchte, die ihre Sache sodann mit Nachdruck führen könnten. Ein weiterer Grund dieses ihres Benehmens war, daß sie schwärmerisch an der evangelisch-reformirten Religion hing, und diese zur dritten herrschenden in Deutschland erheben wollte.

Durch diese bis zum endlichen Ausgange des dreißigjährigen Krieges von Amalien fortgesetz

Verhältnisse war Hessen fortan allen Abwechslungen des Krieges ausgesetzt. Mehrere Male wurde es von den feindlichen Parteien hart mitgenommen, und zuletzt sogar durch den eigenen treulosen General Melander, welcher, nachdem er in seinem übermüthigen Betragen gegen die Regentin den verlangten Abschied unvermuthet erhielt, bei dem Kaiser Dienste erhalten hatte. Die schwer gedrückte Amalie wußte jedoch durch einsichtsvolle und kluge Maßregeln ihrem Lande Hülfe und, so viel es die Umstände zuließen, Erholung zu verschaffen. Die Hessen zeichneten sich, von dem energischen Geiste ihrer Regentin gehoben, fast immer durch rühmliche Tapferkeit aus, und errangen viele schöne Siege, unter welchen jener bei Allersheim, am 3. August 1645, als der merkwürdigste erwähnt zu werden verdient.

Ungeachtet der bedrängten Zeitumstände wußte Amalie für die Erweiterung ihrer Besitzungen zu sorgen. Dadurch, daß sie nach dem Tode des letzten Grafen von Hanau-Münzenberg ihren Vetter, Friedrich Kasimir von Hanau-Lichtenberg, in den Besitz jener Grafschaft 1642 einsetzte, erhielt sie im folgenden Jahre für Hessen-Kassel das Amt Schwarzenfels und die Kellerei Naumburg, ferner einen Erbvertrag, vermöge welchem nach Abgang des männlichen Grafenstammes die Nachfolge in Hanau-Münzenberg an Hessen übergehen sollte.

Im Jahre 1643 brachte Amalie das Schloß Amelgotshusen, welches unter ihr Amönenthal und Amalienthal, später aber Wilhelmsthal genannt wurde, nebst allen dazu gehörigen Gütern käuflich an sich, und gab demselben eine veränderte Gestalt. 1645 machte sie die Ansprüche auf die Fürstenthümer Marburg und Gießen, welche nach dem Testamente des Markgrafen Ludwig IV. zwischen den hessischen Linien, Kassel und Darmstadt, getheilt werden sollten, durch ein Reichshofrathsurtheil vom 22. Mai 1623 aber ganz der Linie Darmstadt zugesprochen worden waren, wieder giltig, und vertheidigte dieselben mit den Waffen, bis im Jahre 1648 unter Vermittelung des Herzogs Ernst von Sachsen-Gotha ein Vergleich zu Stande kam, wornach Kassel die untere Grafschaft Katzenelnbogen, das Amt Schmalkalden nebst dazu gehörigen Vogteien, ein Viertel der Marburgischen Erbschaft nebst jährlichen fünftausend Gulden Einkommen, die Stadt und das Schloß Marburg, dann einen baren Betrag von sechszigtausend Gulden von Darmstadt erhielt, welcher Vergleich im westphälischen Frieden bestätiget wurde. Durch diesen Friedensschluß selbst erhielt Amalie, welche von den Franzosen, vorzüglich aber von den Schweden kräftigst unterstützt wurde, die Abtei Hersfeld nebst der Probstei Gellingen als sekularisirtes Fürstenthum; sechs Tonnen Goldes von den Hochstiftern

Mainz, Kölln, Paderborn, Münster und Fulda, endlich vier Ämter von dem ausgestorbenen Hause Schaumburg; in diesem Frieden wurde auch für Hessen das Recht der Erstgeburt bestätiget.

Bei aller Thätigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten versäumte Amalie nicht, für die Erziehung ihrer Kinder, besonders ihres Sohnes Wilhelm, kräftigst zu sorgen. Sie gab demselben den nachherigen Hofmarschall Jakob von Hof zum Hofmeister, und wählte selbst die tauglichsten Männer zu Lehrern. Wilhelm entsprach dieser Sorgfalt ganz. Seine weise Mutter verstattete ihm in der Folge den Zutritt zu den Landesregierungen und allen anderen Kollegien, damit er die Verfassung und Bedürfnisse seiner Staaten und die schwere Kunst, sie zu regieren, nicht bloß oberflächlich kennen lernen möge. Im Jahre 1646 verlobte Amalie ihren Sohn mit der Tochter des Kurfürsten Georg Wilhelms von Brandenburg, Hedwig Sophie, und ließ ihn bald hierauf eine Reise durch die Niederlande nach Frankreich machen. Er reisete unerkannt durch ganz Frankreich, kehrte aber 1647 mit einem ansehnlichen Gefolge nach Paris zurück, wo er glänzend empfangen wurde, die Aufträge seiner Mutter mit aller Klugheit und Gewandtheit ausrichtete, und durch seinen gebildeten Geist sich allgemeine Hochachtung erwarb. Von Paris ging er über Calais nach Holland, besuchte in Cleve

den Churfürsten von Brandenburg, und kehrte nach einer zweijährigen Abwesenheit mit vielen neuen Kenntnissen bereichert, nach Hessen zurück. Unerkannt machte er später noch eine Reise nach Berlin, seine Verlobte zu besuchen, am 19. Juli 1649 feierte er daselbst seine Vermählung, und am 4. August hielt er mit seiner Gemahlin den öffentlichen Einzug in seine Residenz.

Im Jahre 1650 legte Amalie die Regierung feierlich in einer Versammlung aller Landstände in die Hände ihres Sohnes nieder, dankte allen, die ihr die Last der Regierung erleichtert hatten, auf eine höchst rührende Weise, und entzog sich von Stund an allen Geschäften. Ihre Gesundheitsumstände waren durch die beständigen Unruhen während ihrer Regentschaft sehr zerrüttet geworden, nun stellten sich Übel ein, die ihr baldiges Ende befürchten ließen. Es besserte sich noch einmal mit ihr, aber nur auf kurze Zeit; Amalie hatte mit den bittersten körperlichen Schmerzen zu kämpfen, sie ertrug aber ihre Leiden mit aller Geduld und Ergebung. Selbst in der Stunde des Todes blieb sie unerschrocken; sie reichte die schon eiskalte Hand den beiden Hofpredigern, die sie hatte rufen lassen, und sagte: »Gute Nacht!« Dann sah sie alle Umstehende lächelnd an und rief mit lauter Stimme: »Allen gute Nacht!« Hierauf wurde sie plötzlich stille und verschied, den

8. August 1651, ohne ihre Mienen und Geberden zu verändern, sitzend in ihrem Stuhle, gleich der ermüdeten Pilgerin, welche dem Schlummer ruhig in die Arme sinkt.

Außer den erwähnten Vorzügen besaß Amalie auch jenen einer ungemeinen Mäßigkeit, denn sie fastete oft Tage lang, um ihren Geschäften obzuliegen; dann jenen einer ganz besonderen Wohlredenheit. Ihre Gestalt war ganz der Ausdruck ihres edlen Geistes: staunend weilte ihr Jahrhundert vor ihrem Bilde.

Salvator Rosa,

ein berühmter italienischer Mahler und Dichter.

Geboren 1615. Gestorben 1673.

Salvator Rosa, der Sohn eines Feldmessers, wurde in dem Dorfe Renella unweit Neapel geboren. Bei den Somasken dieser Stadt legte er den Grund in der Grammatik und Rhetorik; doch zu den strengeren Wissenschaften fühlte er keine besondere Neigung. Dagegen warf er sich mit glühendem Enthusiasmus auf Mahlerei, Musik und

Poesie. Landschaften und Seehäfen nach der Natur zu zeichnen war schon längst sein liebstes Geschäft gewesen, als er förmlich zu Mahlern in die Lehre treten wollte. Er kam zu seinem Oheim, Paolo Greco, der jedoch nur ein höchst mittelmäßiger Mahler war, und dessen kleinliche Manier ihm daher bald mißfiel. Mehr Nutzen schöpfte er aus dem Unterrichte seines Schwagers Fracanzano, dem er in Ansehung der Zeichnung und des Kolorits sehr viel verdankte.

Inzwischen starb sein Vater und hinterließ ihn mit seiner Mutter und seinen Geschwistern in den dürftigsten Umständen. Diese vermochten jedoch nicht Rosa's emporstrebenden Geist niederzudrücken. Da er kein Geld hatte, Leinwand zu kaufen, entwarf er auf dem nächstbesten Blatte Papier ländliche Ansichten und vertauschte diese gegen ein Stück Brot. Einige dieser Skizzen kamen in die Hände des berühmten Giovanni Lanfranco, der sich damals in Neapel aufhielt. Er erkannte das Genie, das in Rosa verborgen lag, nahm sich seiner an, und ließ ihn an dem Unterrichte in der Mahlerei, den er ertheilte, Theil nehmen. Dasselbe that Aniello Falcone, ein berühmter Bataillenmahler. Rosa brachte es unter diesen Meistern in der historischen und Landschaftsmahlerei bald so weit, daß er sie beide, vorzüglich im Kolorit übertraf.

Um sich weiter zu vervollkommnen und zugleich seine Umstände zu verbessern, ging er nach Rom, wo es ihm jedoch nicht gelingen wollte, durch die Mahlerei die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen. Er schlug daher einen andern Weg ein, sich bekannt zu machen. Während des Karnevals verband er sich mit verschiedenen jungen Leuten von gleichem Charakter, und führte mit ihnen maskirt auf den vornehmsten Plätzen der Stadt lustige Schwänke auf. Rosa, der beredteste und witzigste, machte unter dem Namen Formica den Harlekin. Alles lief dieser lustigen Truppe zu; ganz Rom erscholl vom Lobe Formica's. Im nächsten Sommer verwandelte er diese Marktschreierpossen in regelmäßige Schauspiele, die er auf einem Landhause vor dem Thore del Popolo zur größten Belustigung des Publikums mit seiner Gesellschaft aus dem Stegreife aufführte. Man öffnete ihm nun den Zutritt zu den vornehmsten Häusern der Stadt, wo er bald über jeden Gegenstand improvisirte, bald lustige Reime in der neapolitanischen Mundart sang, und sich dazu mit der Laute begleitete. Dadurch als Dichter und Tonkünstler bekannt, fiel es ihm nun nicht mehr schwer, die Kunst, an welcher ihm am meisten gelegen war, geltend zu machen. Jeder wollte versuchen, ob er es in der Mahlerei so weit als in den beiden verschwisterten Künsten gebracht habe; und da man merkte, daß

darin seine vorzügliche Stärke bestand, wurde er mit Bestellungen überhäuft. So erwarb er sich nicht nur einen Namen, sondern fand auch seine Glücksumstände merklich gebessert.

Im Jahre 1646 kehrte er nach Neapel zurück, um sich daselbst als Mahler festzusetzen. Er wurde jedoch in die Verschwörung Masaniellos verwickelt und fand sich dadurch genöthigt, die Stadt bald wieder zu verlassen. Die Spanier hatten nämlich in der Hitze des Aufruhrs einen Verwandten seines Lehrers Falcone getödtet. Aus Rache brachte dieser eine Anzahl junger Männer, meistens Mahler, zusammen, unter welchen sich Rosa befand, und führte sie dem Masaniello zu, der sie die Kompagnie des Todes nannte, und ihnen auftrug, den ganzen Tag truppweise die Straßen zu durchstreifen, und jeden Spanier, den sie treffen würden, zu tödten. Dieser Befehl wurde so pünktlich ausgeführt; daß sie selbst derer nicht schonten, die in Freistätten ihre Rettung suchten. Des Nachts mahlten sie Masaniello beim Fackelscheine ab, wodurch in Kurzem eine große Menge Abbildungen desselben durch Neapel verbreitet wurden. Als die Rolle dieses Schwindelkopfes nach wenigen Tagen ausgespielt war, nahm Salvator Rosa, der sich in Neapel nicht mehr sicher glaubte, die Flucht nach Rom.

Rosa lebte nun von der Mahlerey; seine Er-

holungsstunden waren der Poesie gewidmet. Er schrieb Satyren, die er denen vorzulesen pflegte, die ihn seiner Gemählde wegen besuchten. Da er seine Kunstgenossen darin hart mitnahm, wurde er, wie natürlich, angefeindet und hart verfolgt, so zwar, daß er beinahe ein Opfer ihres Hasses geworden wäre. Er hatte auf einem seiner Gemählde das Glück mit dem Füllhorne vorgestellt, aus welchem Schätze aller Art, auch Lorberkränze, Bücher, Pinsel auf allerlei Vieh, als Schweine, Ochsen, Wölfe u. s. f. strömten. Man streute aus, dieses Gemählde sey eine Satyre auf den Papst und die Klerisei. Die Verleumdung fand Glauben und würde die schlimmsten Folgen gehabt haben, wenn Rosa nicht durch eine schriftliche Erklärung des Stückes begegnet wäre. Dieser Vorfall war jedoch für ihn so verdrießlich, daß er dem Rufe an den toskanischen Hof, den er eben damals erhielt, willig folgte.

Zu Florenz fand er bei den Gelehrten und Künstlern eine sehr freundschaftliche Aufnahme. Seine Wohnung wurde in kurzer Zeit der Sammelplatz aller schönen Geister der Stadt, von welchen sie in eine Akademie verwandelt wurde. Eines der vorzüglichsten Geschäfte dieser Akademiker war, daß sie einige Monate des Jahres in der Wohnung des Kardinals von Toskana Possen aus dem Stegreife aufführten. Salvator Rosa machte im-

mer einen komischen Diener, und Franzesko Maria Agli, ein sechszigjähriger Bononier, der deßhalb jährlich nach Florenz kam, den Doktor Graziano Bolognese zur größten Belustigung der Zuhörer. Neun Jahre verweilte Rosa in Florenz, bis er die ihm aufgetragenen Arbeiten am großherzoglichen Hofe zu Stande gebracht hatte. Unter den florentinischen Mahlern schätzte er besonders den Lorenzo Lippi, dessen Denkart der seinigen ganz ähnlich war.

Von Florenz begab er sich nach Volterra, da er einige Jahre sich selbst leben wollte. Er hauste drei Jahre bei Ugo und Giulio Maffei, mit denen er bereits zu Rom und Florenz enge verbunden gewesen war. Er lebte dem Vergnügen, in welchem er Abwechslung suchte, indem er sich bald mit Mahlerei, bald mit Lektüre, bald mit seinen Satyren, an welche er hier die letzte Hand legte, beschäftigte. Damals mahlte er auch sich selbst.

In der Folge ließ er sich in Rom nieder, wo er den Rest seines Lebens zubrachte. Er erwarb sich ein schönes Vermögen, und befestigte sich in dem erworbenen Ruhme, obschon der Neid ausrief, daß sein Pinsel nur zu Seestücken, Landschaften und Bataillen tauge, und seine Satyren nicht aus seiner Feder geflossen seyen. Er starb im Jahre 1673 an der Wassersucht.

Salvator Rosa zeigte sich durchgehends von einem fruchtbaren lebendigen Genius beseelt. Poesie

und Musik trieb er zu seinem Vergnügen, durch die Mahlerei wollte er einen unsterblichen Ruhm erwerben, und er hat ihn erreicht. Seine meisten Gemählde stellen Schlachten, Seehäfen, Maskeraden, Zaubereien u. dgl. dar. Merkwürdig ist, daß er in der Poesie einer der ersten war, welche sich laut gegen die affektirte Manier Marino's erklärten, daher er mit Recht an die Spitze der Wiederhersteller des guten Geschmacks in Italien gesetzt zu werden verdient.

Benedikt Spinoza,

ein berühmter Philosoph.

Geboren 1632. Gestorben 1677.

Benedikt, oder eigentlich Baruch von Spinoza oder Spinosa, war der Sohn eines portugiesischen Juden, welcher Handelsschaft trieb. Er wurde zu Amsterdam am 24. November 1632 geboren. Sein Vater, der sich in sehr eingeschränkten Vermögensumständen befand, hielt es für besser, den Sohn der Synagoge als der Kaufmannschaft zu widmen, und ließ ihn daher in der hebräischen Literatur unterrichten. Spinoza war noch kaum fünfzehn Jahre

alt, als er bei immer zunehmenden Kenntnissen immer mehrere Zweifel fand. Er machte daher seinen Lehrern häufig Einwürfe, sah aber bald, daß sie dieselben nicht widerlegen konnten, sich in Verlegenheit befanden, und mehr weitschweifig als gründlich antworteten. Er stellte sich mit ihren Antworten zufrieden, obschon er alle Hoffnung aufgab, auf diesem Wege zum Lichte zu gelangen.

Er beschloß daher, da es ihm, so wie sein ganzes folgendes Leben hindurch, darum zu thun war, die Wahrheit aufzufinden, ohne einen weiteren Führer vorzugehen, indem, nach seinem Urtheile, die Wahrheit nicht gelehrt sondern selbst aufgesucht werden müßte. Er verlegte sich mit allem Fleiße auf das Studium der Bibel und des Talmud, konnte aber auch dadurch keine Befriedigung erhalten. Er hielt es jedoch für nothwendig und gut, seine Gedanken über beide erst reif werden zu lassen, und sie vor der Hand keinem Menschen mitzutheilen.

Durch seine Kenntnisse, unermüdliche Anstrengung und lobenswerthe Bescheidenheit gewann er die Liebe Morteira's, eines der gelehrtesten Rabbinen jener Zeit, der ihn so sehr auszeichnete, daß kein Zweifel blieb, Spinoza werde künftig ein angesehenes Mitglied dieser Klasse seyn. Sein Schicksal nahm jedoch unvermuthet eine andere Wendung. Er hatte einst eine Unterredung mit zweien seiner

Glaubensgenossen, die seine Grundsätze auszuforschen suchten. Spinoza äußerte sich ziemlich freimüthig über seine Religion, brach aber das Gespräch bald ab. Da er in der Folge den schlechten Charakter dieser beiden Personen kennen lernte, brach er allen Umgang mit denselben ab. Diese, aus Rache, fingen nun an, ihn als einen Gotteslästerer zu verschreien, ja verklagten ihn sogar deshalb bei der Synagoge. Man forderte Spinoza vor; er vertheidigte sich mit aller Klugheit, war aber zu keinem reuigen Bekenntnisse zu bewegen. Morteiva, der Oberste der Synagoge, mußte selbst das Urtheil über ihn sprechen; Spinoza wurde aus der jüdischen Gemeinde verbannt, und förmlich ausgestoßen.

Spinoza verließ nun das Judenthum ganz, und änderte auch seinen vormaligen Namen Baruch in Benedikt. Glücklicher Weise fand er einen Zufluchtsort bei einem Bekannten, dem Arzte van der Enden zu Amsterdam, der mit vielem Beifalle in der lateinischen und griechischen Sprache Unterricht gab. Spnioza, der in beiden Sprachen noch ein Fremdling war, und doch sich den Wissenschaften widmen wollte, brachte es dahin, daß Enden ihn an dem Unterrichte unentgeltlich Antheil nehmen ließ. In Stunden, wenn der Arzt durch Geschäfte verhindert war, supplirte ihn seine gelehrte Tochter. Spinoza verliebte sich in dieselbe, allein ein anderer junger Mann, der ebenfalls Endens Sprachunterricht ge-

noß, und in besseren Umständen war, kam ihm zuvor, und erhielt ihre Hand. Dieses Unglück war jedoch das kleinere; die Rache der Rabbiner, die ihn noch immer verfolgten, ließ schlimmere Ereignisse befürchten. Wirklich brachten sie es dahin, daß er vom Magistrate zu Amsterdam förmlich aus der Stadt verbannt wurde. Die Verweisung wurde jedoch schon nach einigen Monaten wieder zurückgenommen.

Spinoza begab sich nach Rynsburg unweit Leiden, um sich ganz der Philosophie zu widmen. Da ihm alle früheren philosophischen Systeme unzureichend schienen, fing er an, nach und nach ein eigenes auszuarbeiten. Er suchte sich deßhalb sehr einsam zu halten, so daß er oft zu drei Monaten nicht aus dem Zimmer trat. Ungeachtet dieses Hanges zur Einsamkeit, konnte er es doch nicht wehren, daß seine Freunde ihn häufig besuchten, sein Umgang mit ihnen beschränkte sich jedoch auf Untersuchungen. Durch die Aufforderung derselben fand er sich bestimmt, eine Erläuterung des damals berühmt gewesenen philosophischen Systems des Cartesius herauszugeben, wodurch die Mängel in den Lehrsätzen dieses Mannes sehr sichtbar wurden. Natürlich, daß er sich dadurch die Anhänger des Cartesius zu Feinden machte, aber die Arbeit verschaffte ihm auch einen ziemlich ausgebreiteten Ruhm, und man gab sich sogar Mühe, ihn für die katholische Kirche zu

gewinnen. Albert Burgh, ein junger Niederländer, der eben selbst zu derselben übergetreten war, suchte ihn mit aller Beredsamkeit dazu zu vermögen, allein Spinoza schlug dieses Anerbieten auf das nachdrücklichste aus.

Um seinen philosophischen Betrachtungen ernstlicher und verborgener leben zu können, änderte er seinen Aufenthalt, und begab sich nach Voornburg bie Haag, und zuletzt wählte er auf Anrathen seiner Freunde Haag selbst zu seinem Aufenthalte. Die Besuche mehrten sich aber, indem fremde Gelehrte, und selbst viele Große sich zu ihm drängten. Spinoza war dabei doch unermüdet thätig; denn ungeachtet dieser Besuche, ungeachtet seines ausgebreiteten Briefwechsels, und ungeachtet seiner vielen schriftstellerischen Arbeiten, blieb ihm noch immer Muße übrig, täglich einige Stunden auf die Verfertigung von Mikroskopen and Teleskopen zu verwenden, in welcher er sich eine so große Fertigkeit erwarb, daß man Grund hatte, von ihm auch Entdeckungen für die Optik zu erwarten. Vergebens trug man ihm mehrere Stellen, besonders eine Professur der Philosophie zu Heidelberg an; er lehnte sie ab, weil er befürchtete, daß seinen mündlichen Vorträgen Hindernisse in den Weg gelegt werden möchten. Er setzte seine wahrhaft philosophische Lebensweise bis an sein Ende fort; doch die Schwäche seiner Constitution, seine häufigen Arbeiten und Nachtwachen lie-

ßen ihn zu keinem hohen Alter gelangen, ein schleichendes Fieber befiel ihn, und schon am 21. Februar 1677 gab er im fünf und vierzigsten Lebensjahre seinen Geist auf.

Spinoza war als Mensch von den strengsten Sitten, höchst nüchtern, ehrbar. Im Umgange war er leutselig, freundlich und gesprächig, im Leben sehr uneigennützig. Er that zu Gunsten der Erben des unglücklichen Johann de Wit auf eine Pension von zweihundert Gulden Verzicht, die dieser ihm ausgeworfen hatte. Dem Simon von Vries, seinem Freunde, der ihn zum Erben einsetzen wollte, stellte er ernstlich vor, daß er dessen Bruder nicht berauben dürfe, und als er dennoch einen Jahrgehalt von fünfhundert Gulden annehmen sollte, verstand er sich zu nicht mehr als zweihundert Gulden. Spinoza wird von den meisten als ein Gotteslaͤugner ausgerufen, gegen welchen Vorwurf in der neueren Zeit Heidenreich ihn durch eine lichtvollere Darstellung seines Systems zu vertheidigen suchte. Bei der Dunkelheit der Schriften des Spinoza, und den Lücken, die sich in denselben zeigen, da er zu früh dahingerafft wurde, ist jedes bestimmtere Urtheil erschwert.

Bd. VI. S. 116.



Ludwig der Vierzehnte
König von Frankreich.

Geboren 1638. Gestorben 1715.

Ludwig XIV. war der älteste Sohn König Ludwigs XIII., wurde am 5. September 1638 geboren. Kaum fünf Jahre alt, verlor er den Vater. Seine Mutter Anna von Österreich übernahm die Regierung, und schenkte ihr volles Vertrauen dem italienischen Kardinal Mazarini, der von den Franzosen Mazarin genannt wurde. Die letzten Ereignisse des dreißigjährigen Krieges, der westphälische Friede und die dadurch erfolgte Vergrößerung Frankreichs um die Bisthümer Metz, Toul und Verdün, dann um die Landgrafschaft Elsaß fallen in diese Periode. Mazarin wurde der Lehrer des jungen Königs, dem er bis in das drei und zwanzigste Lebensjahr in der Regierungskunst Unterricht ertheilte, und durch den mit Spanien abgeschlossenen sogenannten pyrenäischen Frieden die älteste spanische Infantin Maria Theresia, Philipps IV. Tochter, als Braut zuführte, welche jedoch auf alle künftige Erbfolge feierlich

Verzicht leisten mußte. Die Vermählung wurde am 9. Juni 1660 auf das feierlichste begangen.

Mazarin starb schon am 9. März 1661, und Ludwig übernahm nun die Zügel der höchsten Macht selbst. Er wollte allein, und nur aus sich regieren. Als daher die Behörden nach Mazarins Tode anfragten, an wen sie sich künftig um die Verhaltungsbefehle zu wenden hätten, antwortete er fest und nachdrücklich: An mich allein! Er fand seine Herrschaft gut gegründet und befestiget, und sein Reich erweitert, aber auch seine Einkünfte in Unordnung, sein Seewesen im Verfall, den Handel sehr beschränkt, und in der öffentlichen Staatsverwaltung viele Mißbräuche, die eine schnelle Abhülfe erforderten. Ludwig suchte kräftig diesen Mängeln abzuhelfen, und am glücklichsten war er in der Wahl eines Finanzministers. Durch Colbert sah er sich bald in den Stand gesetzt, nicht nur seinen Unterthanen rückständige Abgaben zu erlassen, sondern auch Dünkirchen, diesen wichtigen Seehafen in Flandern, von König Karl II. von Großbrittanien um vier Millionen Livres zu kaufen.

Aber nur zu schnell entwickelten sich alle heftigen Leidenschaften, die Ludwigs Charakter bezeichnen, ein ungemeiner Ehrgeiz, eine unersättliche Eroberungssucht, ein rastloses Streben nach unumschränkter Macht, und eine ungeheure Prachtliebe. Der Papst, an dessen Hofe sein Gesandter, der Her-

zog von Crequi, beschimpft worden war, mußte die vollste Genugthuung geben; sein Schwiegervater, der König von Spanien, wurde bei Gelegenheit des Rangstreites beiderseitiger Gesandten am großbrittanischen Hofe gedemüthiget; ja Ludwig weigerte sich, irgend einem europäischen Fürsten den Vorzug zuzugestehn. Seiner Eroberungssucht fehlte es nie an einem Vorwande zum Kriege. Schon 1667 wurden die Spanier, mit welchen der Friede vor Kurzem erst abgeschlossen war, wieder angefallen. Ludwig rechnete auf ihre damalige Ohnmacht, und nahm ihnen auch Flandern und die Grafschaft Burgund mit leichter Mühe weg. Doch das Bündniß, das einige Länder gegen ihn schlossen, nöthigte ihn Burgund zurückzugeben. Sogleich wendete er sich gegen die Niederlande, die aus Noth dem Bunde gegen ihn beigetreten waren, und eroberte einen großen Theil derselben. Durch Spaniens und Deutschlands Vertheidigung verlor zwar dieser Freistaat nichts an seinem Gebiethe, doch entriß Ludwig bei dieser Gelegenheit den Spaniern mehrere Städte, und selbst die Grafschaft Burgund wieder. Hierauf half er dem Könige von Schweden, seinem Bundesgenossen, zu den an Brandenburg und Dänemark abgetretene Ländern; und wenige Jahre später, mitten im Frieden, nahm er mehrere Städte und Landesstriche sowohl in Deutschland als in den spanischen Niederlanden aus ungegründeten Ansprüchen mit Ge-

walt. Die Reichsstadt Straßburg insbesondere, die eine Vormauer der Deutschen gegen seine Einfälle war, wurde 1681 von einer Armee eingeschlossen und genommen. Courtrai und Dixmuiden nahm er 1683, und Luxemburg 1684; worauf Spanien und Deutschland einen zwanzigjährigen Stillstand zu schließen gezwungen waren. Um seiner Macht auf dem mittelländischen Meere Ehrfurcht zu verschaffen, ließ er Algier, Tunis und Tripolis bombardiren. Auch Genua wurde 1684 beschossen, weil es mit Spanien, und, wie man sagte, sogar mit Algier sich gegen Frankreich verbunden hatte, und nur auf eine höchst demüthigende Art erhielt es Gnade.

Die Begierde Ludwigs, seine Größe zu zeigen, wuchs mit jedem Tage. Da Deutschland einen Bischof seiner Länder nicht zum Erzbischof von Cöln annehmen, und gewisse, weit getriebene Ansprüche einer französischen Prinzessin auf deutsche Länder, nicht nach seinem Verlangen erfüllen wollte, ließ er ein neues Kriegsheer in Deutschland eindringen. Gleich darauf 1689 bekriegte er die vereinigten Niederlande und Großbrittanien wegen der Entthronung Jakobs II., seines Bundesgenossen. Darüber bekam er auch Feinde an Spanien und Savoyen. Da Ludwig in diesem Kriege Deutschland unversehens überfiel, bediente er sich dieses Vortheils mit wahrer Grausamkeit. Unter dem Vorwande den deutschen Armeen am Rheine allen Vorrath an Lebensmitteln

bzuschneiden, ließ er alle Städte und Flecken der
Pfalz durch seine Soldaten verbrennen. Die un-
schuldigen und unbewaffneten Einwohner derselben
mußten im strengsten Winter vor den Flammen, die
as ihrige verzehrten, flüchten, und viele fanden
n Elende den Tod. Ludwig erreichte jedoch seine
Absicht in England nicht, gab Pignerol an Savoyen
zurück, und erlangte nur von Spanien einige Dör-
er in den Niederlanden, und von Deutschland Straß-
urg, wogegen er Freiburg und Lothringen wieder
btrat. Neun Jahre hatte dieser Krieg gedauert,
is Frankreichs Entkräftung den Ryswiker Frieden
697 herbeiführte, in welchem Frankreich nicht zum
Ersatze der Kriegskosten gelangte. Ludwig rechnete
s sich doch zur ungemeinen Ehre an, mehr als der
Hälfte von Europa solchen Widerstand geleistet, und
inen zu ihm geflüchteten König in Schutz genommen
u haben.

Bald hierauf starb der König von Spanien,
ohne Kinder zu hinterlassen, und nun suchte Ludwig
ie Idee, Spanien an sein Haus zu bringen, zu
ealisiren. Er wußte es zu erwirken, daß wirklich
ein Enkel, Herzog Philipp von Anjou im Testa-
mente Karls II. zum Erben der spanischen Krone ein-
gesetzt wurde. Hierüber entstand mit dem Hause
Österreich und dessen Bundesgenossen, der große
spanische Erbfolgekrieg, in welchem Frankreich mei-
stentheils unglücklich war, und ganz entkräftet wurde.

Als Ludwigs Feinde endlich schon in Frankreich ein-
fielen, sah er sich gedemüthiget, und genöthiget um
Frieden zu bitten. Doch erreichte er im Utrechter
Frieden 1713 seinen Hauptzweck. Sein Enkel blieb
König von Spanien, obgleich die europäischen Ne-
benländer dieses Reiches anderen Mächten zu Theil
wurden, und Frankreich dabei mehr Schaden als
Vortheil erntete.

Unter die unbesonnensten Handlungen während
der Regierung Ludwigs XIV. gehört die unmensch-
liche Verfolgung der Hugenotten oder protestanti-
schen Unterthanen, denen durch die Widerrufung des
Edikts von Nantes alle Religionsfreiheit genommen
wurde. Die Protestanten wurden nach und nach
aller bürgerlichen Rechte beraubt, und zu keinen öf-
fentlichen Aemtern zugelassen, und wenn sie bereits
Anstellung hatten, derselben entsetzt. Man ließ vie-
len ihre Kinder wegnehmen, und diese in der katho-
lischen Lehre erziehen, und bedrückte das Volk auf
alle Art. Da viele Familien deßwegen auswandern
wollten, setzte der König auf dieses Flüchten eine
schwere Strafe; ja er schickte sogar eine Anzahl Dra-
goner in jene Städte und Schlösser des südlichen
Frankreichs, wo die meisten und ansehnlichsten Pro-
testanten wohnten, und diese Soldaten begingen un-
gemeinen Muthwillen. Die Folge war, daß bei
fünfmal hundert tausend Protestanten auswanderten,
und Frankreich nicht nur so viele thätige Hände, son-

ern auch die treuesten Unterthanen und tüchtige Sol-
aten verlor. Die fortgesetzten Verfolgungen der
Hugenotten veranlaßten 1701 einen Aufstand in den
Cevenner-Gebirgen, den den Marschall von Mont-
revel, ein Neubekehrter, mit zweimal hundert tau-
send Mann nicht dämpfen konnte, bis der Marschall
von Villars die Häupter der Verbundenen unter sich
veruneinigte, und dadurch die Absicht der angelang-
en englischen Hülfsflotte zugleich vereitelte. Gegen
en Rest der Unglücklichen wurde schrecklich gewü-
het, um allen künftigen Empörungen sicher vorzu-
eugen.

Zu allen seinen Unternehmungen wußte Ludwig
lle Kräfte der königlichen Macht und seines Reiches
ufzubiethen. Er machte sich unumschränkt in der
Regierung. Die Großen, die Reichsstände, und
ie Parlamente galten bei den Staatsgeschäften
ichts mehr, seit er dieselben übernommen hatte.
Sein Wille wurde unwidersprechlicher Befehl. Da-
urch geschah es jedoch besonders bei Ludwigs be-
ändigen Eroberungskriegen und dem verschwende-
ischen Aufwande, welchen er bis an sein Ende nicht
bstellte, daß die Finanzen, denen er zu Anfang sei-
er Regierung aufgeholfen hatte, gegen das Ende
erselben wieder ganz in Verfall geriethen. Der
ärmere Theil der Unterthanen gerieth in die größte
Noth, und konnte kaum das Leben mehr erhalten.
Noch wurden die Abgaben mit der größten Strenge

eingetrieben, das letzte Hausgeräthe wurde den Leuten verkauft, und oft Sterbenden das Bett unter dem Leibe genommen.

Ludwig hatte jedoch auch Frankreich auf eine der höchsten Stufen geführt. In das Kriegswesen brachte er die größte Ordnung, und wenn gleich selbst kein Feldherr, befeuerte er doch den Muth durch seine Gegenwart in den Feldzügen. Die Gränzen seines Reiches wurden durch viele Festungen gesichert. Die Regimenter bekamen zuerst eine ganz einförmige Tracht, die Uniformen. Er führte die Grenadiers ein, die vom Granatenwerfen den Namen erhielten. Das Bajonnet, nach der französischen Stadt Bayonne, wo es erfunden wurde, benannt, pflanzte er an die Mündungen des Schießgewehres, und die ganze Verfassung des Geschützes bekam eine verbesserte Gestalt. Es wurden große Vorrathshäuser für alle Bedürfnisse der Armee im Kriege und Frieden angelegt. Binnen zehn Jahren wurde eine ansehnliche Kriegsflotte gleichsam geschaffen, und die Häfen von Brest und Toulon zur Aufnahme der größten Flotten eingerichtet; die Stadt und der Hafen von Rochefort aber zum Baue derselben bestimmt. Colbert beförderte das Seewesen, die Handelschaft und die Manufakturen; es wurde eine westindische und ostindische Handelsgesellschaft errichtet, durch Riquet mittelst des Canals von Languedoc, das Weltmeer mit dem mittelländischen ver-

inigt, und alles aufgeboten, die Colonien in den
nderen Welttheilen für das Mutterland zu nützen.
udwig ließ ein verbessertes Gesetzbuch zusammen-
ellen, gab scharfe Edikte wider den Zweikampf,
nd brachte die Polizei zur hohen Vollkommenheit.
)bschon er selbst die Gelehrsamkeit weder kannte noch
hätzte, so that er doch, wenn gleich aus Eitelkeit,
ehr viel für Gelehrte, denen er selbst in England,
Deutschland und Italien Jahrgelder anwies. Er
iftete 1666 die königliche Akademie der Wissenschaf-
en zu Paris, gründete die Akademie der Inschriften
nd schönen Wissenschaften, vermehrte die königliche
Bücher- und Münzsammlung ansehnlich, und ließ
insichtsvolle Beobachter in fremde Welttheile reisen,
m die Seltenheiten derselben nach Frankreich zu
erpflanzen. Eben so unterstützte er die Künstler,
esonders jene, welche Diener seiner Pracht werden
onnten; es wurde eine Akademie der Baukunst und
er Mahlerei gestiftet, und selbst zu Rom für junge
ranzösische Mahler eine solche Akademie errichtet.
Unter Ludwigs Regierung breiteten sich französische
Sprache, Sitten und Putzarten über ganz Europa
us. Sein Hof war der glänzendste von allen, und
vurde das Muster der übrigen. Man strömte von
llen Seiten nach Frankreich, um zu sehen, zu be-
vundern, und — nachzuahmen.

Hätte Ludwig das Gute, welches unter seiner
Regierung über Frankreich sich ausbreitete, selbst,

und aus reinen Triebfedern herbeigeführt; und nicht durch seine Leidenschaften wieder geschwächt, oder zum Theile gar zerstört, so würde ihm der Name des Großen gebühren, den ihm sein Jahrhundert beilegte, der ihm aber in der Folge mit Recht wieder abgesprochen wurde. Nach einer zwei und siebenzigjährigen Regierung, starb er am 1. September 1715, wie ein Vulkan verlöscht, der in der Ferne das prächtigste Schauspiel gab, aber die Gegend um sich her verwüstete. Er hinterließ bei dreitausend Millionen Livres Schulden, die Folge seiner vielen Kriege, der üblen Finanzverwaltung nach Colberts Tode, des ungemeinen Prachtaufwandes, und zum Theile auch der Liebschaften, unter welchen die Herzogin von la Valliere, die Marquise von Montespan, die Herzogin von Fontange, vorzüglich aber die Marquise von Maintenon erwähnt werden, mit welcher Letzteren Ludwig im Jahre 1685 sich in Geheim hatte trauen lassen.

Karl Gustav Graf Wrangel
königlich schwedischer Feldmarschall.

Geboren 1610. Gestorben 1676.

Dieser ausgezeichnete Mann war der Sohn des nicht unberühmten schwedischen Reichsrathes und Feldmarschalls Hermann Wrangel, der in dem unter Gustav Adolph ausgebrochenen pohlnischen Kriege den Oberbefehl führte. Von Jugend auf zu militärischen Uebungen angehalten, und durch das Beispiel des Vaters aufgemuntert, trat er früh in den Militärstand, und sein offener Kopf zeichnete ihn bald vor andern aus, so zwar, daß er schon im Jahre 1640 zum Generalmajor befördert wurde.

Er erhielt die Bestimmung zur Armee in Deutschland, die bald hierauf durch des Obergenerals Banners Tode in die übelste Lage, und in einen völligen Geldmangel gerieth. Die Soldaten murrten, versagten den Gehorsam; eine förmliche Rebellion war im Ausbruche. In diesem bedrängten Zustande both Wrangel alles auf, die bevorstehenden Gefahren von seinem Vaterlande abzuwenden, und mit Hülfe der Generäle Pfuhl, Wittenberg und Königsmark

gelang es ihm, die Unruhen unter den Soldaten glücklich zu stillen. Ja nicht lange hierauf, am 19. Juni 1641 erfocht er bei Wolfenbüttel einen bedeutenden Sieg über die kaiserliche Armee, durch welchen die Schweden in den Stand gesetzt wurden sich in Deutschland zu behaupten, bis am Ende desselben Jahres Torstensohn den Oberbefehl über die schwedische Armee übernahm.

Wrangel diente unter diesem Feldherrn mit besonderer Auszeichnung, so daß er sich das volle Zutrauen desselben erwarb. Als durch die Bedrückungen, welche sich Christian IV. von Dänemark gegen Schweden erlaubte, indem er den Sundzoll erhöhte, und viele schwedische Schiffe anhielt und wegnahm, im Mai 1643 der Reichsrath Schwedens beschloß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und Torstensohn, der damals in Mähren stand, hiezu den Auftrag erhielt, waren Wrangel und Wittenberg e[illegible] allein, welche von dem Obergeneral in das Geheimniß des plötzlichen Marsches nach Jütland ein[illegible] weiht wurden. Jütland wurde fast ohne Wider[illegible] stand erobert; bald aber die schwedische Armee [illegible] Lande von Christian selbst geschlagen, und zur S[illegible] nach einem unentschiedenen Treffen zum Rückz[illegible] nach Christienpries genöthiget, wo sie von den D[illegible] nen blokirt wurde. Die Gefahr war groß, und [illegible] wuchs noch mehr, da die Flotte ihren Anfüh[illegible] Flemming, durch einen Kanonenschuß verlor, [illegible]

der König von Dänemark Miene machte, dieselbe ganz zu vernichten.

In diesem gefahrvollen Zeitpuncte wurde Wrangel an die Stelle des schwedischen Admirals gesetzt. Mit aller militärischen Klugheit hielt er die Blokade durch einen Monat standhaft aus, bis er einst bei günstigem Winde zur Nachtzeit die Gelegenheit erhaschte, unbemerkt aus dem bedrängten Standorte zu entkommen. Da die Gefahr, welche er hierbei bestanden hätte, augenscheinlich, und die gelungene Unternehmung von den wichtigsten Folgen war, so wurde er mit Lobeserhebungen überhäuft. Wrangel bereitete sich aber zu einer weit bedeutendern That vor, verstärkte sich mit einer Anzahl holländischer Schiffe, und setzte sich ganz in Verfassung, einen Angriff wagen zu können. Wirklich wurde dieser noch vor Ende des Jahres 1643 bewerkstelliget, und die dänische Flotte, welche aus achtzehn Kriegsschiffen bestand, bei der Insel Femern aufs Haupt geschlagen, so zwar, daß zehn Schiffe erobert, zwei verbrannt, und vier auf den Strand gejagt wurden, mithin von der ganzen Flotte nur zwei entkamen. Die schwedische Flotte hatte hierbei zwar ebenfalls viel gelitten, weßwegen auch Wrangel seinen Sieg nicht verfolgen konnte; doch hatte Schweden den Zweck, Dänemark zur Ruhe zu bringen, hinlänglich erreicht. Es kam durch Vermittelung Frankreichs und Hollands 1645 zum

Frieden, in welchem Dänemark die Insel Gothland und Ösel verlor. Wrangel wurde zur Belohnung in den Grafenstand erhoben.

Bald hierauf, als Torstensohn von der Armee in Deutschland abging, erhielt Wrangel 1646 das Oberkommando über dieselbe. Fast alle seine Unternehmungen waren glücklich, er drang 1647 in Böhmen ein, eroberte am 7. Juli Eger, und überfiel am 20. desselben Monats die ihm gegenüber stehenden Österreicher in ihrem Lager, und drang bis an das Hauptquartier vor, so, daß er beinahe den Kaiser Ferdinand III. selbst gefangen bekommen hätte. Auch schlug er noch im folgenden Jahre die Avantgarde der kaiserlichen Armee bei Augsburg, als der Abschluß des westphälischen Friedens den Kriegen im Deutschland ein Ende machte.

Schweden lebte nun in Ruhe, bis der kriegerische Carl Gustav den Thron bestieg. Er beschloß den Krieg gegen Pohlen, ungeachtet Wrangel vielmehr zu einem Angriffe auf Dänemark rieth. Wrangel ging mit dem Könige nach Pohlen, und erntete den schönsten Lorbeer in der dreitägigen Schlacht bei Warschau am 18., 19. und 20. Juli 1656, in welcher König Johann Kasimir von Pohlen so gänzlich geschlagen wurde, daß er sich genöthiget sah, sein Reich zu verlassen.

Inzwischen war jedoch Friedrich III. von Dänemark, wie Wrangel vorgesagt hatte, in Schwe-

den eingefallen, und im Herzogthume Bremen vorgedrungen. Wrangel erhielt gegen ihn das Obercommando, schlug die Dänen zurück, und machte bald so große Fortschritte, daß er sie in ihrem eigenen Lande zu Paaren trieb. Schon am 26. Februar 1658 kam es zum Frieden, in welchem die Dänen verschiedene Besitzungen an Schweden abtreten mußten.

Nach wenigen Wochen brach aber Carl Gustav diesen Frieden, und Wrangel erhielt im August 1658 den Befehl, die Festung Kronenburg anzugreifen. Diese mußte sich nach einer zwanzigtägigen Belagerung ergeben, und gleich hierauf erschien Wrangel als Admiral der schwedischen Flotte vor Kopenhagen selbst. Da aber Holland den Dänen eine Flotte zu Hülfe schickte, und die gegen Schweden alliirten Preußen und Pohlen auf der Insel Fühnen landeten, wurde Schwedens Lage bedenklich. Durch Carl Gustavs Tod und die Minderjährigkeit Carls XI. kam jedoch bald der allgemeine Friede zu Stande, der durch fünfzehn Jahre nicht wieder unterbrochen wurde.

Wrangel führte das Gouvernement in Pommern, und hoffte nun den Rest seiner Tage in Ruhe genießen zu können, doch Schweden wurde durch Ludwig XIV. zu einem Kriege mit Brandenburg und Dänemark veranlaßt. Wrangel mußte ungeachtet seines hohen Alters den Oberbefehl der Armee übernehmen, wurde aber bald bettlägerig. Da nun

die Schweden in zwei Treffen geschlagen wurden, legte der Greis das Commando nieder, und starb schon im folgenden Jahre 1676.

Wrangel war unstreitig ein ausgezeichneter Kopf, mit einem festen sicheren Blicke, voll Entschlossenheit und Muth. Zur See, wie zu Lande hat er sich den entscheidensten Kriegsruhm erworben; und die unglücklichen Vorfälle des letzten Feldzuges konnten diesen um so weniger schmälern, da Wrangel wegen Krankheit und Altersschwäche den Schlachten nicht mehr selbst beiwohnen konnte.

Philipp Quinault,

ein berühmter französischer Dichter.

Geboren 1636. Gestorben 1688.

Philipp Quinault war der Sohn eines Pariser Bäckers. Er genoß den Unterricht Tristans, eines zu seiner Zeit geschätzten dramatischen Dichters, und verdankte ihm vieles, aber noch mehr der Natur. Ehe er noch zwanzig Jahr alt war, machte er sich schon durch einige dramatische Versuche bekannt, die Beyfall fanden. Sein erstes Werk, ein Lustspiel unter dem Titel: die wetteifernden Musen,

n keinem Großen abhängen wollte, und ging ich Hamburg, wo nach Berlin die beste Oper war. nzwischen starb sein Vater. Da er fürchtete, der Mutter zu Last zur fallen, gab er Unterricht in der Musik, und nahm eine Stelle im Orchester an. Seine Mutter schickte ihm zwar in der Folge Geld, allein er sandte es zurück, und legte noch etwas von inen Ersparungen bei. Er wurde bald zum Direktor der Oper gewählt, und obgleich er einen Nebenbuhler fand, so siegte er doch durch sein entschiedenes Genie. Der Vorzug ärgerte aber seinen Mitwerber so sehr, daß er ihm beim Weggehen aus dem Orchester aufpaßte und einen Degenstich beibrachte, er Händel durchbohrt haben würde, wenn er nicht zufällig ein Notenbuch unter dem Rocke getragen hätte.

Händel war fünfzehn Jahre alt, als er seine erste Oper Almeria schrieb, die dreißig Tage nach einander gespielt wurde. Florinda und Nerone folgen in Jahresfrist, und erhielten gleichen Beifall. Fünf Jahre verweilte er zu Hamburg, bis er durch Fleiß und Sparsamkeit so viel gesammelt hatte, daß er eine Reise nach Italien aus Eigenem unternehmen konnte. Er ging nach Florenz, wo der Großherzog ihn sehr gnädig aufnahm, und wo er die Musik zur Oper Rodrigo verfertigte, die ungeachtet e natürlich von der italienischen Musik ganz verschieden seyn mußte, einen Beifall fand, der alle

ihn nur desto schmerzlicher die Geißel fühlen. In der Folge versöhnten sich jedoch die beiden, und Boileau erklärte öffentlich, daß seine Jugend ihn zur Leidenschaftlichkeit verleitet habe.

Inzwischen hatte Quinault, der nebst der Dichtkunst auch die Rechtswissenschaften ernstlich betrieb, es auf sich genommen, die Geschäfte eines reichen Kaufmannes, der von seinen Theilnehmern in der Handlung hart bedrückt wurde, in Ordnung zu bringen. Er lernte bei dieser Gelegenheit dessen Frau kennen, und fühlte eine besondere Neigung zu ihr. Als nicht lange hierauf der Kaufmann starb, heirathete er dieselbe, und wurde durch diese Verbindung zum reichen Manne, da die Frau hunderttausend Thaler besaß. Bald nach seiner Verehlichung, 1671, kaufte er sich eine Rathsstelle bei der Rechenkammer.

Bereits ein Jahr früher war er zum Mitgliede der französischen Akademie ernannt worden. Diese Auszeichnung verdankte er seinen Opern, denen der berühmte Lulli durch seine Kompositionen ein beinahe klassisches Ansehen erworben hat, und die von dem Publikum mit ungemeinem Beifalle aufgenommen wurden. Quinault und Lulli traten in eine enge Verbindung: letzterer wollte von keinem anderen Dichter einen Text annehmen, da er einzig in Quinaults Werken jene Anmuth, Zartheit und Mannigfaltigkeit zu finden glaubte, welche die mu-

kalische Behandlung erfordert. Zu den vorzüglich=
en Opern dieser beiden gehören Alceste, Theseus,
tys und Armide.

Durch Lullis Tod wurde Quinault sehr er=
schüttert, besonders da dieser auf eine ungemein
nelle Weise aus einer dem Anscheine nach unbe=
utenden Krankheit erfolgt war. Von diesem Au=
enblicke an fühlte Quinault Mißbehagen, Schlaf=
sigkeit, Erschöpfung, ja durch zwei bis drei Mo=
ate fiel er täglich mehrmahls in eine tiefe Ohn=
acht. In dieser letzteren Zeit bereuete er, daß er
viele Mühe auf Operngedichte verwendet hatte,
nd wollte zur Söhnung ein größeres Gedicht, reli=
ösen Inhaltes, verfassen, das er auch wirklich be=
ann, aber nicht fortführen konnte. Er starb am 26.
ctober 1688.

Quinault war sehr gesellig und zuvorkommend,
nd im Umgange angenehm; durch seine Leutselig=
it empfahl er sich bei den niederen, durch seine
ildung bei den höheren Ständen. Er besaß beson=
ere Gewandtheit im Denken, und hatte einen schö=
en Vortrag. Fast durch sein ganzes Leben genoß
r ein reichliches Auskommen; denn außer dem Ver=
ögen, das er erheirathete, bezog er vom Hofe zwei=
ausend Livres, und Lulli hatte ihm für jede Oper,
ie er schrieb, viertausend Livres gezahlt.

Hermann Börhave,

einer der berühmtesten Ärzte.

Geboren 1668. Gestorben 1738.

Börhave wurde zu Voorhut unweit Leiden, wo sein Vater Prediger war, am 31. Dezember 1668 geboren. Er war kaum in einem Alter von fünfzehn Jahren, als sein Vater starb, und Börhave ohne Schutz und Schirm sich selbst überlassen durch die angestrengteste Thätigkeit nothdürftigen Lebensunterhalt suchen mußte. Seine Neigung war damals zu der Theologie, die er mit allem Fleiße studirte; und neben dieser beschäftigte er sich mit Mathematik, in welcher Wissenschaft er auch für Geld Unterricht ertheilte, um das Auskommen zu finden. Während dieser Epoche erwarb er sich auch eine gründliche Kenntniß der morgenländischen Sprachen, und las alle Kirchenväter, so wie die neueren und neuesten theologischen Schriften. Er vollendete die theologischen Studien, und suchte nur eine Predigersstelle zu erhalten. Allein er wurde von einem bigotten Ignoranten als Spinozist verrufen, und nun riethen

ihm seine Freunde, sich einen anderen Stand zu wählen.

Börhave verlegte sich auf die Arzneikunde, und zeichnete sich auf der Universität zu Leiden sehr vortheilhaft aus. Im Jahre 1693 empfing er den Doctorhut. Durch sein Genie wurde er in kurzer Zeit in seinem Vaterlande bekannt und gesucht, und gewann eine weitläufige und zugleich höchst glückliche Praxis. Im Jahre 1709 wurde er Professor der Medizin und Botanik an der Universität zu Leiden, 1714 Professor der medizinischen Praxis, und 1718 Professor der Chemie. Sein richtiges Urtheil in den schwersten Dingen, seine Stärke in der Chemie und Botanik, sein Fleiß in den Vorlesungen, die nachdrucksvolle Kürze des Ausdrucks in seinen Schriften, sein rühmlicher Eifer sich die vollkommensten Kenntnisse in der Anatomie zu erwerben, und darauf eine bessere Physiologie, als er in seinem Zeitalter gefunden hatte, zu bauen, verbreitete seinen Ruhm in die entlegensten Gegenden; ja selbst durch ganz Europa. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris, und die königliche gelehrte Gesellschaft zu London, an welche er seine Beobachtungen mittheilte, ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Aus allen Ländern strömten wißbegierige Jünglinge und Männer nach Leiden, um Börhaves Vorlesungen zu hören; die Universität zu Leiden war eine Schule für ganz Europa geworden.

Börhave beschäftigte sich mit einer gänzlichen Umschaffung der Arzneiwissenschaft. Er verdrängte den herrschenden Geschmack seiner Zeitgenossen an erhitzenden Arzneimitteln, und drang mit umfassendem Geiste in jeden Zweig seiner Wissenschaft. Er brachte zuerst die Physiologie und Pathologie in ein zusammenhängendes System, und erwarb sich dadurch ein unsterbliches Verdienst, besonders da die Pathologie bis dahin fast nur ein leeres Namenverzeichniß der Krankheiten gewesen war. Börhave zeigte eine tiefe Kenntniß des Alten und Neuen, nahm das Wahre auf, wo er es fand, trug seine Meinungen oder ungewisse Sätze mit bescheidenem Zweifel vor, um nicht durch sein Ansehen und eine voreilige Behauptung irre zu führen; und die Irrthümer, die er zu bekämpfen hatte, wiederlegte er mit größter Mäßigung.

Dadurch wurde Börhave einer der ausgezeichnetesten Menschen seines Jahrhunderts. Durch seine aphoristischen Lehrbücher hat sich sein Ruhm selbst außer Europa verbreitet, so zwar, daß er einmahl einen Brief von einem Mandarin aus Sina erhielt, mit der einfachen Überschrift: dem berühmten Herrn Börhave in Europa.

Börhave war auch, während er sich mit der Theorie der Arzneiwissenschaft beschäftigte, fortwährend der glücklichste ausübende Arzt. Von allen Orten suchte man bei diesem zweiten Hippokrates

ath und Hülfe. Er ließ sich von jedermann gut be-
hlen; doch gegen Arme bewies er eine außeror-
ntliche Uneigennützigkeit und Menschenliebe. Er
reicherte sich und die Universität zu Leiden, vor-
glich fanden sich immer Engländer in großer An-
hl daselbst ein, die viel Geld in Leiden ver-
hrten.

Börhave war von etwas mehr als mittlerer
röße, und ebenmäßigem festen Körperbaue, im-
er aufgeweckt und heiter, und ungemein thätig;
wollte keine Stunde seines Lebens verlieren. Er
ing höchst einfach gekleidet: die starken Haare trug
kurz, wie ein Landmann, sein Äußeres verkün-
gte keineswegs einen tief gelehrten Mann. Er war
igebig für wissenschaftliche Gegenstände, doch
acht man ihm zum Vorwurfe, daß er das Geld
sehr geliebt habe. Nach seinem Tode hinterließ er
iner einzigen Tochter bei zwei Millionen holländi-
he Gulden. Talente beförderte er, und war uner-
üdet sie auszubilden; gegen seine Gegner war er
hohem Grade tolerant. Täglich war sein Vor-
mmer mit Menschen angefüllt; jedermann wurde
der Ordnung vorgelassen, wie er angekommen
ar. Oft mußte man hierauf zwei bis drei Stun-
n warten, welches selbst Czar Peter dem Gro-
n widerfuhr. Übrigens war er ganz Holländer,
enig höflich, ließ sich in keine unnütze Unterre-
ng ein, und fertigte jeden Besuch kurz ab.

Gegen die Mitte des Jahres 1737 fühlte Börhave das Annähern einer Krankheit, die er bald für unheilsam erkannte. Er wurde von den heftigsten Schmerzen befallen, doch behauptete er immer die Heiterkeit seines Geistes. Etwas über ein Jahr währte das Übel, welches ihn endlich am 23. September 1738 dahin raffte. Drei Wochen vor seinem Tode, als ihn sein Freund Schuttens besuchte, unterhielt er sich mit diesem über die Unsterblichkeit der Seele, und über den Einfluß eines kränklichen Körpers auf die Freiheit des Geistes, und sprach selbst da noch, wie ein Plato, mit jener Annehmlichkeit und Macht der Beredsamkeit, durch welche er seine Zuhörer immer begeistert hatte. Sein Tod versetzte Leiden in die größte Betrübniß. Schuttens hielt ihm auf der Universität eine Leichenrede vor einer ungemeinen Versammlung von Zuhörern; er wurde oft durch Wehklagen und Thränen unterbrochen, die schönste Ehrenbezeugung für den Verblichenen.

Die Stadt Leiden setzte dem Unvergeßlichen in der Kirche zu St. Peter ein Ehrendenkmahl mit der Überschrift: »Dem heilbringenden Genie Börhave's geweiht!« Das Denkmahl besteht aus einem Piedestal von schwarzem Marmor, auf welchem eine Urne mit einer allegorischen Gruppe von sechs Figuren aufgestellt ist, welche die vier Lebensalter und die beiden Wissenschaften, in denen Börhave sich ausgezeichnet hatte, darstellt.

Börhave scheint der Kunst, die ihn so viel ver-
ankt, einen außerordentlichen Ruhm erwarb, und
Rillionen eintrug, bei sich gespottet zu haben. Man
and in seiner Bibliothek einen großen Folianten,
en man für eine Sammlung noch ungedruckter
Schriften von ihm hielt, und worin man die tiefsten
Geheimniße der Arzneikunst zu finden hoffte. Der
oliant wurde um zehntausend Gulden verkauft,
nd nach seiner Eröffnung fand man nichts, als auf
er ersten Seite folgendes: Halte den Kopf kalt,
en Bauch frei, und die Füße warm, so kannst du
rzte verlachen.

Georg Friedrich Händel,

einer der berühmtesten Tonkünstler.

Geboren 1684. Gestorben 1759.

Dieser ausgezeichnete Tonkünstler der neueren Zeit
urde zu Halle am 24. Februar 1684. geboren.
Sein Vater war Wundarzt. Schon in einem Alter
on sieben Jahren hatte er sehr große Fortschritte in
r Musik gemacht, obgleich er keinen andern Lehrer
s seinen unwiderstehlichen Hang zu dieser Kunst
habt hat. Sein Vater, der ihn für die Rechts-

die Phisiognomie Fieldings an. Eben so veränderte er die Stimme. Er schlich zu Hogarth. Dieser erschrak und glaubte Fielding selbst zu sehen. »Eile mich zu mahlen« sagte Garrik; Hogarth that es, und so kam das Portrait zu Stande, das in der englischen Ausgabe von Fieldings Werken vorhanden ist.

Für seine Größe zeigt ein anderer Zug, der bemerkenswerth ist. Bei dem Aufenthalte Garriks in Paris kam es in einer angesehenen Gesellschaft darüber zur Sprache, ob der Schauspieler den Theater-Apparat nöthig habe, um den theatralischen Effekt zu bewirken. Garrik verneinte diese Frage, und erboth sich augenblicklich zum Beweise. Er nahm einen Haubenstock, wickelte ihn in ein Tuch, und erklärte, er werde nun wie ein Vater mit dem Kinde spielen. Ohne weitere Vorbereitung begann er eine Scene, bei welcher anfänglich alles lachte. Allmählig wurde man aufmerksamer, und als er mit aller Zärtlichkeit eines Vaters in die Besorgniß, daß sein Kind krank sey, überging, erwachte bei vielen schon Theilnahme. Er trat an das Fenster, tändelte mit dem hölzernen Kinde, herzte dasselbe, plötzlich aber ließ er es, wie durch Ungeschicklichkeit zum Fenster hinaus fallen. Sein Ausdruck des Schreckens, erweckte das gleiche Gefühl. Vom Schrecken ging er stufenweise zur höchsten Verzweiflung des Vaters über, der sich anklagt, Schuld an dem Tode des geliebten Kindes zu seyn. Er schlug sich die Brust, riß sich thränend die Haare aus dem Kopfe und sank

erschöpft, blaß und verstört zu Boden hin. Die ganze Gesellschaft weinte. Man sprang hinzu, suchte ihn zu trösten, und stellte im vor, daß er das Kind nicht absichtlich habe hinausstürzen lassen. Da stand er plötzlich lächelnd auf, und sagte: Sie sehen daß ich mich in meiner Meinung nicht betrog.

Garrik hatte sich in einem Alter von dreißig Jahren mit einer berühmten Tänzerinn, Namens Violetti, einem äußerst schönen Frauenzimmer, vermählt, und lebte mit ihr bis an sein Ende in der glücklichsten Ehe. Sein Tod wurde allgemein betrauert. Seine Leiche wurde von vier der vornehmsten Engländer getragen, und in der Westmünster-Abtey am Fuße eines Denkmahls, das dem Andenken Shakespears errichtet ist, beigesetzt. Er hinterließ ein großes Vermögen, das er seinem Glücke und seiner Sparsamkeit, die zuweilen an Geiz gegränzt haben soll, verdankte; doch werden auch manche Züge einer edlen Freigebigkeit von ihm erzählt.

Bei den unzähligen und beschwerlichen Geschäften, die Garrik als Schauspieler und Direktor hatte, fand sein thätiger Geist doch noch immer Musse zu vielen poetischen und dramatischen Werken. Er selbst bekannte sich als Verfasser von fünf und dreißig Dramen, theils Originalien theils Uebersetzungen, zu dem zeigten sich von ihm Prologen, Epilogen und Lieder in einer ungemeinen Menge; er soll auch ein

Erwartung übertraf. Hier machte er Bekanntschaft mit der schönen Sängerin Viktoria, die ihm nach einem Jahre nach Venedig folgte, wohin er sich zur Carnevalszeit begab. Er war unter fremdem Namen daselbst angelangt, doch verrieth ihn sein Talent bald. Als er bei einer Maskerade auf der Harfe spielte, rief Scarletti, der ihn hörte aus: »Nur der Sachse, oder der Teufel kann so spielen!« Händel ließ in dieser Stadt die Oper Agrippine aufführen, die sieben und zwanzig Mal gegeben wurde, wozu die Talente der schönen Viktoria nicht wenig beitrugen. Händels Ruf eilte durch ganz Italien, und bereitete Rom auf ihn vor, wo er von allen Kennern, besonders vom Kardinal Ottoboni, mit offenen Armen aufgenommen wurde. Er verband mit dem Genie der Composition das Talent, viele Instrumente mit einer seltenen Fertigkeit zu spielen: auf der Orgel hatte er seines Gleichen nicht, und auf der Harfe kam ihm in Italien nur Dominico Scarletti gleich.

Nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Italien kehrte er in sein Vaterland zurück, und hielt sich längere Zeit zu Hannover auf, wo ihn Churfürst Georg I. bald zum Kapellmeister mit einem Gehalte von tausend Kronen ernannte. Ueberdieß bekam er die Erlaubniß auf ein Jahr nach England zu gehen, wo er mit allgemeinem Beifalle aufgenommen, und nur gegen das Versprechen entlassen wurde, bald wieder zu kommen. Er hielt dieses Versprechen im

Jahre 1712, und setzte sein berühmtes Tedeum bei Gelegenheit des Utrechter Friedens. Die vortheilhaften Anerbietungen, die er erhielt, machten, daß er Hanover vergaß, in England blieb, und die Aufsicht der Oper in Hay-Market übernahm. Als der Churfürst 1714 den brittischen Thron bestieg, ward ihm durch den Baron Kielmannsegge die Gunst des Königs wieder zugewendet, der seinen Gehalt vermehrte. Händel wurde von Hohen und Niederen geliebt und geehrt. Der König und der Adel unterstützte ihn zu Errichtung einer neuen musikalischen Akademie, zu welcher er Sänger von Dresden holte. Neun Jahre erhielt sich diese Akademie, bis Zwistigkeiten und Händels Eigensinn, der zu stolz war, um nachzugeben, dieselbe zerstörten. Der Adel konnte ihm dieses nicht verzeihen, und gab nun dem Sänger Farinelli einen Vorzug, den ihm Händel, ungeachtet er sein ganzes Genie aufboth, nicht streitig machen konnte.

Aus Verdruß verlor er nicht nur seine Gesundheit, sondern auch seinen Verstand, und ein Schlagfluß lähmte ihm den rechten Arm. Doch das Achner Bad stellte ihn nach und nach wieder her, und er kehrte 1736 nach London zurück, und fing seine Opern an. Die Zeit hatte zwar das Andenken jener Streitigkeiten ausgelöscht, aber Händel sollte sich zu einer Herablassung verstehen, die sein Stolz nicht zuließ. Seine Opern wurden daher wenig besucht,

und er mußte sie wieder einstellen. Er führte darauf Oratorien ein, die wegen ihrer Neuheit großen Widerspruch fanden, er setzte sie aber doch bis 1741 fort. Seine zerrütteten Umstände nöthigten ihn endlich, sein Glück in Dublin zu versuchen, und er trat mit dem Oratorium Messias zum Besten der dortigen Gefangenen auf. Diese edle Handlung, die durch die üble Lage, in welcher er sich befand, noch mehr Werth erhielt, erwarb ihm die volle Gunst des Publikums, und die Achtung, die man für seinen Charakter hegte, vermehrte jene für sein Talent. Seine Umstände besserten sich, und nach neun Monaten besuchte er England von neuem, wo er die Gemüther mehr zu seinem Vortheile gestimmt fand. Seine Oratorien fanden vielen Beifall, und sein Messias, den man Anfangs so kalt aufgenommen hatte, wurde mit Lobeserhebungen überhäuft. Er wurde das Lieblingsstück des Publikums, so daß Händel beschloß, es nur jährlich zum Besten des Findelhauses geben zu lassen, das eben im Entstehen war, und nur durch Unterstützungen von Privaten sich erhielt. Dieser Zug tilgte vollends alle früheren widrigen Eindrücke, und er genoß nun fortwährend eines ununterbrochenen Beifalls und unbestrittenen Ruhmes.

Im Jahre 1751 hatte er das Unglück zu erblinden. Sein Feuer verließ ihn jedoch nicht, und er spielte nicht nur seine Orgelkonzerte wie vormals, öffentlich, sondern komponirte auch noch, indem er

seine Gedanken Herrn Smith in die Feder sagte. Sechs Tage vor seinem Tode führte er noch eines seiner Oratorien selbst auf. Er starb den 13. April 1759.

Seine Gestalt war groß, etwas untersetzt und stämmig; sein Gesicht hatte Feuer und Würde. Er hinterließ zweitausend Pfund Sterling seinen Anverwandten in Deutschland, wovon er tausend Pfund für die Versorgungs-Anstalten in London ausgesetzt hatte. Er wurde in der Westminster-Abtey begraben, wo ihm der Bischof von Rochester ein Denkmal aus Marmor setzen ließ, das einen ganzen Bogen der Kirche einnimmt.

David Garrik,

einer der berühmtesten Schauspieler.

Geboren 1716. Gestorben 1779.

Garrik, fast der erste Schauspieler des abgewichenen Jahrhunderts, war der Sohn Peter Garriks, eines Kapitäns in der englischen Armee, der gemeiniglich zu Lichtfield wohnte. Er war zu Hemford, wo sein Vater auf Werbung stand, am 20. Februar 1716 geboren. Zehn Jahre alt, wurde er einem

gewissen Hueters, Lehrer der lateinischen Schule zu Lichtfield, anvertraut, und fast zu gleicher Zeit entwickelte sich auch seine Neigung zu dramatischen Vorstellungen. Schon im Jahre 1727 spielte er die Rolle des Sergeanten Kite im Werboffizier mit großem Beifalle. Er verließ die Schule auf einige Zeit, und ging nach Lissabon, um einen Oheim daselbst zu besuchen; bald kehrte er aber wieder zurück, und suchte den vorigen Unterricht. Im Jahre 1735 übernahm Samuel Johnson seine weitere Bildung. Die ernsten Wissenschaften wollten jedoch seinem lebhaften Charakter nicht zusprechen; alle Aufmerksamkeit des Jünglings war einzig auf das Drama gerichtet.

Da sein gelehrter Freund und Lehrer Johnson Lust bekam, sein Glück in London zu versuchen, begleitete ihn auch Garrik dahin. In der Nothwendigkeit, einen sicheren Weg für seine Zukunft einzuschlagen, beschloß er, sich der Rechtsgelehrtheit zu widmen, und trat am 9. März 1736 in das Juristen-Institut von Lincolms-Inn. Allein er fand an diesem Studium eben so wenig Geschmack, als bisher an den übrigen Wissenschaften, und die Zeit, die er darauf verwendete war halb und halb verloren. In kurzer Zeit verstarben seine beiden Eltern. Er trat nun in eine Verbindung mit seinem Bruder Peter Garrik, und trieb mit demselben zugleich einen Weinhandel, hielt es aber nicht lange dabei aus. Er begab sich nach Ipswich mit dem Entschlusse sein

Talent auf der Bühne zu versuchen. Er trat zuerst im Sommer des Jahres 1741 und zwar in der Rolle des Abran im Trauerspiele Oronoko auf, und führte den angenommenen Namen Lyddal. Der junge Mann fand Beifall und gewann immer mehr Neigung zur dramatischen Kunst, welcher er auch von dieser Zeit an getreu geblieben ist.

Von Ipswich ging er nach London. Er hatte seine Kräfte geprüft, und glaubte sich fähig, auf jeder Bühne and in bedeutenderen Rollen auftreten zu können. Die berühmteren Londner Bühnen wollten ihn aber nicht aufnehmen. Er sah sich daher genöthigt, dem Anerbiethen des Direktors Giffards, in Goodmanns Field zu spielen, mit Ergebung zu folgen. Sein erstes Erscheinen daselbst am 19. Oktober 1741 in der Rolle Richard's III. war mit besonderem Glücke verbunden; Londons Aufmerksamkeit war sogleich auf sein Genie gerichtet. Mit Staunen sah man einen jungen Mann, von kaum vier und zwanzig Jahren, der mit einem einzigen Schritte jene Stufe der Vollkommenheit erreicht zu haben schien, welche die besseren Londner Schauspieler bei reiferen Jahren und nach langen Erfahrungen kaum erlangen zu können im Stande waren. Alle Stände drängten sich daher nach Goodmanns Field, während die übrigen Theater Londons unbesucht blieben.

Garrik erhielt hierauf für den nächsten Sommer unter vortheilhaften Bedingungen den Ruf nach

Dublin, welchen er annahm. In Irrland fand er eben so viel gerechten Beifall, als er in seinem Vaterlande erhalten hatte. Den Winter brachte er wieder in London und zwar an dem Schauspielhause von Drury-Lane zu, bei welcher Bühne er auch bis zum Jahre 1745 blieb. Er machte darnach eine zweite Reise nach Irrland, und theilte mit Sheridan die Direktion und die Einkünfte des königlichen Theaters in Smak-Alley. Bei der Rückkehr nach London spielte er in Covent-Garden; und schon im nächsten Jahre, 1746, kaufte er in Verbindung mit Lacy das Eigenthum und die Erneuerung des Privilegiums des Theaters in Drury-Lane, dessen Direktion er übernahm. In dieser Lage blieb er bis zum Jahre 1776, von welcher Zeit er jedoch zwei Jahre (1763 bis 1765.) zu Reisen verwendete. Durch seine Klugheit, als Direktor sowohl als durch seine außerordentlichen Verdienste als Schauspieler verband er sich das Publikum immer mehr, welches ihm auch die verdiente Ermunterung eifrigst angedeihen ließ, indem es ihn in den Stand der Bequemlichkeit, ja des Ueberflusses versetzte, und wie einen Abgott verehrte.

Nach seiner Zurückkunft von Reisen spielte Garrik fast keine neue Rolle, sondern gab abwechselne seine Lieblingscharaktere, bis zum Jahre 1776, in welchem er die Bühne verließ, um auf seinem reizenden Landhause bei London der Ruhe zu genie-

ßen. Diese wurde ihm jedoch durch heftige Steinschmerzen sehr getrübt, und schon am 20. Jänner 1779. raffte ihn der Tod dahin.

Garrik war klein von Person, jedoch wohl gebaut und gut gebildet. Er hatte schwarze lebhafte Augen, und eine reine melodische Stimme. Seine Gestalt und seine Züge hatte er auf eine so bewundernswürdige Weise in seiner Gewalt, daß er alles, was er nur wollte, damit auszudrücken vermochte. Daher war er auch gleich groß im Tragischen wie im Komischen, obschon das letztere eigentlich sein Triumph war. Er kannte und beobachtete den Ausdruck der Leidenschaften in seinen kleinsten Theilen, alles an ihm stand in vollkommenster Harmonie zu dem Charakter, den er darstellte. »Sie haben, soll er einst zu einem französischen Schauspieler gesagt haben, die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit und dabei mit Verstand gespielt, nur ihr linker Fuß war zu nüchtern.« Von der Gewalt, die Garrik über seinen Körper hatte, zeigt folgende Anekdote, die er selbst erzählte. Fielding war gestorben, die Werke desselben sollten eben die Presse verlassen, das Publikum wünschte dabei das Portrait des Autors zu erhalten; es existirte keines. Garrik versprach es zu verschaffen. Er ging zu seinem Freunde Hogarth, begab sich bei demselben in ein Nebenzimmer, wickelte sich in einen Mantel, den er zu diesem Zwecke mit sich genommen hatte, und nahm ganz

die Phisiognomie Fieldings an. Eben so veränderte er die Stimme. Er schlich zu Hogarth. Dieser erschrak und glaubte Fielding selbst zu sehen. »Eile mich zu mahlen« sagte Garrik; Hogarth that es, und so kam das Portrait zu Stande, das in der englischen Ausgabe von Fieldings Werken vorhanden ist.

Für seine Größe zeigt ein anderer Zug, der bemerkenswerth ist. Bei dem Aufenthalte Garriks in Paris kam es in einer angesehenen Gesellschaft darüber zur Sprache, ob der Schauspieler den Theater-Apparat nöthig habe, um den theatralischen Effekt zu bewirken. Garrik verneinte diese Frage, und erboth sich augenblicklich zum Beweise. Er nahm einen Haubenstock, wickelte ihn in ein Tuch, und erklärte, er werde nun wie ein Vater mit dem Kinde spielen. Ohne weitere Vorbereitung begann er eine Scene, bei welcher anfänglich alles lachte. Allmählig wurde man aufmerksamer, und als er mit aller Zärtlichkeit eines Vaters in die Besorgniß, daß sein Kind krank sey, überging, erwachte bei vielen schon Theilnahme. Er trat an das Fenster, tändelte mit dem hölzernen Kinde, herzte dasselbe, plötzlich aber ließ er es, wie durch Ungeschicklichkeit zum Fenster hinaus fallen. Sein Ausdruck des Schreckens, erweckte das gleiche Gefühl. Vom Schrecken ging er stufenweise zur höchsten Verzweiflung des Vaters über, der sich anklagt, Schuld an dem Tode des geliebten Kindes zu seyn. Er schlug sich die Brust, riß sich thränend die Haare aus dem Kopfe und sank

erschöpft, blaß und verstört zu Boden hin. Die ganze Gesellschaft weinte. Man sprang hinzu, suchte ihn zu trösten, und stellte im vor, daß er das Kind nicht absichtlich habe hinausstürzen lassen. Da stand er plötzlich lächelnd auf, und sagte: Sie sehen daß ich mich in meiner Meinung nicht betrog.

Garrik hatte sich in einem Alter von dreißig Jahren mit einer berühmten Tänzerinn, Namens Violetti, einem äußerst schönen Frauenzimmer, vermählt, und lebte mit ihr bis an sein Ende in der glücklichsten Ehe. Sein Tod wurde allgemein betrauert. Seine Leiche wurde von vier der vornehmsten Engländer getragen, und in der Westmünster-Abtey am Fuße eines Denkmahls, das dem Andenken Shakespears errichtet ist, beigesetzt. Er hinterließ ein großes Vermögen, das er seinem Glücke und seiner Sparsamkeit, die zuweilen an Geiz gegränzt haben soll, verdankte; doch werden auch manche Züge einer edlen Freigebigkeit von ihm erzählt.

Bei den unzähligen und beschwerlichen Geschäften, die Garrik als Schauspieler und Direktor hatte, fand sein thätiger Geist doch noch immer Musse zu vielen poetischen und dramatischen Werken. Er selbst bekannte sich als Verfasser von fünf und dreißig Dramen, theils Originalien theils Uebersetzungen, zu dem zeigten sich von ihm Prologen, Epilogen und Lieder in einer ungemeinen Menge; er soll auch ein

Werk über den mündlichen Vortrag hinterlassen haben. Ein besonderes Verdienst das er sich erwarb, bestand darin, daß die Reinigkeit der englischen Bühne unter seiner Verwaltung allgemein als Muster angepriesen wurde.

Clemens der Eilfte,

römischer Pabst.

Geboren 1649. Gestorben 1721.

Clemens XI. stammte aus der berühmten Familie der Albani, und hieß vor dem Pontifikat Johann Franz. Er war zu Urbino, am 23. Juli 1649 geboren. Im eilften Jahre seines Alters kam er nach Rom, um an den öffentlichen Unterrichte daselbst Theil zu nehmen. Mit besonderem Fleiße verlegte er sich auf die lateinische und griechische Sprache, in welchen er es in kurzer Zeit sehr weit brachte, so zwar, daß er schon früh mit Übersetzungen auftrat, unter welchen die eine Homilie des h. Sophronius besonders bemerkenswerth ist. Endlich betrieb er die Rechtsgelehrsamkeit, und ward zu Urbino Doctor der Rechte.

VI. B. S. 153.


Clemens XI.
Stanislaus Lescinsky.
Münnich.
Kardinal Fleury.
Adam Smith.
Haller.
Weinrauch sc.

Im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters trat er in die Kanonie des h. Lorenz zu Damaso, und sieben Jahre später wurde er unter die Prälaten des römischen Hofes aufgenommen. Innozenz XI. machte ihn zum Referendar beider Signaturen, und vertrauete ihm bald nachher die Verwaltung einiger Städte im Kirchenstaate, besonders von Rieti und Orvieto. Mit Ruhm versah er diese Ämter, und wurde daher nach einiger Zeit zur wichtigen Stelle eines Sekretärs der geheimen Breven befördert. In dieser Eigenschaft leistete er vorzügliche Dienste. Er war es, der den schwierigen Auftrag übernommen hatte, den Zwist über die Quartierfreyheit mit der Königin Christina von Schweden beizulegen. Das Ansehen, in welchem er bei dieser Königin stand, die ihn auch zum Mitgliede der von ihr gestifteten Akademie ernannte, und die kluge Gelassenheit, durch welche er die Hitze der aufgebrachten Königin zu mässigen wußte, hatte den guten Erfolg, daß er in dieser Sache nicht vergeblich arbeitete.

Papst Alexander VIII. bestättigte ihn nicht nur in allen seinen Würden, sondern ernannte ihn auch im Februar 1690 zum Kardinal-Diakon. Seines Rathes und seiner tiefen Einsichten bediente er sich in den wichtigsten Angelegenheiten, besonders, als wieder die von der französischen Geistlichkeit im Jahre 1682 zum größten Nachtheile des päpstlichen Ansehens abgefaßten Sätze eine Verordnung erge-

hen sollte. Kardinal Albani war es, der bei der hierüber ausgefertigten Bulle vorzüglich die Feder führte. Innozenz XII. schätzte ihn ebenfalls als einen einsichtsvollen und staatsklugen Mann, und zog ihn unter andern zu Rathe, als er, wie man sagte, daran arbeitete, den König Carl II. von Spanien zu bewegen, durch ein Testament dem Herzog Philipp von Anjou zum Erben seiner Krone einzusetzen. Wenigstens gab Albani, als er Papst geworden, seine Zufriedenheit mit dem Testamente des Königs deutlich zu erkennen.

Schon bei der nächsten Erledigung des römischen Stuhles wurde Kardinal Albani von den Eiferern im Conclave zum Papste vorgeschlagen. Dieser Antrag erhielt so vielen Beifall, daß Albani schon am zweiten Tage, den 17. November 1700, vierzig Stimmen für sich hatte. Jeder kannte ihn von Seite seines durch Weltkenntniß und Gelehrsamkeit aufgeklärten Verstandes, und jeder schätzte ihn wegen der Erfahrungen in Staatssachen, die er sich durch eine langjährige Beschäftigung mit Regierungs-Angelegenheiten erworben hatte. Nur sein Alter veranlaßte einige Schwierigkeiten, denn er war erst ein und fünfzig Jahre alt. Doch wurde die Schwierigkeit durch den Grund besiegt, daß er eben deßhalb geeigneter sey, mit ausdauerndem Muthe unter den damaligen Verhältnissen zu wirken. Er bestieg daher am 23. November 1700 den römischen Stuhl,

und ließ sich Clemens XI. nennen, wahrscheinlich weil der Tag seiner Erhebung dem Andenken des h. Clemens gewidmet war.

Beim Antritte seiner Regierung zeichnete er sich sogleich durch seine Gesinnungen in Ansehung des Nepotismus aus. Nur auf eine erlaubte Art, und nur durch ausgezeichnete Verdienste sollten seine Verwandte an den Gütern der Kirche Theil nehmen. Er gebot daher denjenigen, die außer Rom wohnten, nicht ohne seine Erlaubniß nach Rom zu kommen, und denen, die sich zu Rom aufhielten, ließ er bedeuten, daß sie mit ihrem Stande und ihren Würden sich begnügen sollten.

Seine zwanzigjährige Regierung war sehr unruhig. Gleich zu Anfang derselben strebte er die Alleinherrschaft in Rom zu führen, ohne sich durch die Quartiersfreyheit abhalten zu lassen, welche sonst die Handhabung der Gerechtigkeit sehr hinderte. Im Jahre 1701 wollte Clemens den Kurfürsten von Brandenburg, welcher das Jahr zuvor mit kaiserlicher Einwilligung den Titel eines Königs von Preußen angenommen hätte, als solchen nicht anerkennen; ein Schritt, der zu übereilt, und zuletzt demüthigend war, denn die Zeit war vorüber, in welcher die römischen Bischöfe für die Geber weltlicher Kronen angesehen wurden. Eben so mußte er ungeachtet aller Protestation an Kaiser Joseph I. das Recht überlassen, beim Anfange der Regierung zu

der zuerst ledig werdenden Pfründe bei den Kathedralen oder Stiftkirchen in Deutschland einen Geistlichen präsentiren zu können. Am empfindlichsten schadete er dem römischen Stuhle durch die bekannte Bulle: Unigenitus, welche gegen die Jansenisten gerichtet war. Das höhere Ceremoniel, welches Clemens in Ansehung der Kardinäle am 20. Jänner 1707 einführen wollte, veranlaßte einen Streit mit der Republik Venedig, der erst nach dreijähriger Unterhandlung geendiget würde. Nicht minder gab es heftige Zwistigkeiten, als Clemens das Tribunal der sicilianischen Monarchie aufheben wollte, wobei er die Absicht hatte, die höchste Gerichtsbarkeit in Kirchensachen, welche die Regenten Siciliens zu haben glaubten, abzuschaffen, und sich wieder zuzueignen.

Um die Künste und Wissenschaften sammelte sich Clemens viele Verdienste. Er ernannte ein Collegium von zwölf Mathematikern, welche die Gebrechen des gregorianischen Kalenders berichtigen, und deßhalb mit anderen berühmten Mathematikern in Europa korespondiren sollten. Zu Bologna stiftete er eine Akademie zur Beförderung der Bildhauerei, Malerei und Baukunst, welche in der Folge mit der von dem Grafen Marsigli gestifteten Akademie der Wissenschaften vereinigt wurde. Die vatikanische Bibliothek bereicherte er mit vielen syrischen, arabischen, persischen, hebräischen,

egyptischen und anderen orientalischen Manuscripten. Die Gelegenheit dazu gab die Unterhandlung mit dem koptischen Patriarchen zu Alexandria wegen einer Kirchenvereinigung, die jedoch in der Folge nicht zu Stande kam. Schon im Jahre 1707 ward der Maronit Elias nach Egypten gesendet, konnte jedoch nur vierzig Codices erhalten; jedoch der im Jahre 1715 nach Egypten und Syrien gesendete Maronit Joseph. Sim. Assemanni brachte eine ansehnliche Menge von Handschriften, unter welchen die Werke Ephrem des Syrers besondere Erwähnung verdienen. Überdieß verschaffte Clemens der vatikanischen Bibliothek den ansehnlichen Vorrath orientalischer Schriften, die Peter de Valle vorlängst auf seinen Reisen gesammelt, und nach Rom gebracht hatte. Eben so ließ er seine eigene der vatikanischen Bibliothek einverleiben.

Clemens hatte während seines Pontifikats über siebzig Personen die Kardinals-Würde ertheilt. Bei achtzig Kardinäle waren unter seiner langen Regierung gestorben, einige hatten ihre Würden niedergelegt. Clemens selbst starb am 19. März 1721 im zwei und siebenzigsten Jahre des Alters. Die zunehmende Schwäche seines entkräfteten Körpers und die großen Beschwerden, die er an seinem Platze durch so lange Zeit hatte tragen müssen, machten ihm den Tod wünschenswerth.

Außer seinen bereits gerühmten Verdiensten um Künste und Wissenschaften, sind noch seine Bemühungen zur Wiederherstellung der Kirchendisciplin, und seine Wohlthaten gegen die Armen vorzüglich bemerkenswerth. Für die Dürftigen hatte er während seiner Regierung über eine Million verwendet. Jedem, der Hülfe bedurfte, war der Zutritt zu ihm gestattet. In der Regierung ließ er sich nicht vom Rathe anderer leiten, sondern er handelte nach eigenen Einsichten und Grundsätzen, und wenn er gleich manchen Fehler beging, so ist es doch unwiderlegbar, daß er eine nicht gemeine Staatsklugheit besaß. Man hat ihn beschuldigt, daß er mit der Gattin seines Bruders Horaz Albani in zu genauer Bekanntschaft gestanden sey, und daß er das Haus des zu seiner Zeit berühmten Malers Carl Maratti mehr der schönen Tochter, als der schönen Gemälde des Künstlers wegen besucht habe; allein diese Angaben sind zu seicht begründet, als daß sie bei der Würdigung seiner Verdienste berücksichtiget werden dürften.

Stanislaus I. Lesczynski,

König von Pohlen.

Geboren 1677. Gestorben 1766.

Stanislaus war der Sohn Raphaels Lesczynski, Grafen von Lissa. Seine Familie war eine der angesehensten und von hohem Alterthume, seine Vorfahren hatten sich alle durch ungemeine Tugenden einen ausgezeichneten Ruhm erworben. Stanislaus, am 18. April 1677 geboren, zeigte schon in seiner ersten Jugend den edelsten Trieb, den Ruhm seiner Väter zu behaupten. Seine Mutter übernahm die Sorge für seine Erziehung, welche sie um so aufmerksamer führte, da er von schwächlichem Körperbaue war. In seinem sechsten Jahre wurde er den Händen der Männer übergeben, und der Vater versäumte nicht, auch auf die geringsten Kleinigkeiten in der Erziehung zu merken. Vorzüglich lehrte er den Sohn, was die meisten Großen in Pohlen bereits zu vergessen angefangen hatten, die Kunst nähmlich, mit dem Nothwendigen zufrieden zu seyn, und alle Bequemlichkeiten, die zur Weichlichkeit ver-

leiten, zu verachten. Zugleich flößte er ihm Liebe zu den Wissenschaften, und zu den schönen Künsten ein, die Stanislaus in warmer Brust bis zu seinem Ende bewahrte.

Der heranwachsende Jüngling machte sich genau mit den Sitten und den Rechten seines Vaterlandes bekannt, und begab sich sodann auf Reisen, um auch die Welt und die Menschen näher kennen zu lernen. Die allgemeine Gewohnheit der Pohlen bewog ihn, zuerst nach Frankreich zu gehen. Die Reisen waren für ihn ein fortgesetztes Studium. Bei der Rückkehr in sein Vaterlaud fand er den König Johann krank, und den Staat von Außen durch die Türken bedroht, von Innen durch Partheien zerrüttet. Er wurde zum Starost von Odonalon ernannt, und in der Folge zum Landbothen auf dem Reichstage bestimmt, der gleich nach König Johannes Tod am 17. Juni 1696 abgehalten wurde. Stanislaus, erst achtzehn Jahre alt, zeigte sich auf diesem Reichstage bereits mit vielem Ruhme.

Nach dem frühen Tode seines Vaters folgte er demselben in der Woiwodschaft Posen, und erbte auch die meisten der daselbst gelegenen Städte und Güter. In seinem ein und zwanzigsten Jahre vermählte er sich mit Katharina Gräfin Opolinska, welche nur erst siebzehn Jahre alt, die reichste und schönste Dame Pohlens war. Mit ihr zeugte er im Jahre 1703 die berühmte Marie Lesczinska, die Ludwig XV. auf

den Thron von Frankreich erhoben hat. Stanislaus, einer der vornehmsten Piasten, mit den bedeutendsten Häusern Pohlens verwandt, mußte sich natürlicher Weise bald bei den Reichsständen sowohl als bei der ganzen Nation den größten Einfluß verschaffen, und den Weg zu den höchsten Stellen im Staate bahnen. Daher geschah es auch, daß Carl XII. König von Schweden, welchem August II. von Pohlen Liefland zu entreißen gedachte, nach der zum Nachtheile der verbündeten pohlnisch-sächsischen Armee ausgefallenen Schlacht bei Fraustadt, die pohlnischen Reichsstände dahin zu vermögen wußte, ihren König August feyerlich abzusetzen, und bei der neuen Königswahl auf den jungen Stanislaus Lesczynski, der ihm durch die Häuser Sapieha und Poniatowsky ganz besonders war empfohlen worden, Rücksicht zu nehmen.

Wirklich wurde Stanislaus im Jahre 1704 zum pohlnischen Könige gewählt, und zu Warschau feyerlich proklamirt. Carl XII. unterstützte ihn auch als rechtmäßigen König von Pohlen sowohl gegen August als dessen Alliirten nach Kräften. Allein für Stanislaus war keine glückliche Regierung voraus zu sehen, denn August hatte noch vor seiner Absetzung eine sehr mächtige Conföderation zu Stande gebracht, die seine Entthronung nicht anerkannte, ja alles, was durch die von Carl XII. begründete Gegenconföderation zu Warschau eingeleitet wurde,

umstieß und vernichtete. Überdieß dauerte zwischen Carl und August der Krieg mehrere Jahre fort, an welchem Stanislaus theilnehmen mußte. Zwar gelang es Carl bald den bisher in Pohlen geführten Krieg nach Sachsen zu spielen, und Augusten im Jahre 1707 im Frieden zu Alt-Ranstädt sowohl zur gänzlichen Verzichtleistung auf die Krone Pohlens, als zur Anerkennung des neuen Königs zu zwingen. Als aber Carl mit seiner Armee aus Sachsen abrückte, fing der Thron des Stanislaus sogleich zu wanken an; August erklärte den Frieden für nichtig, da er ihm abgenöthiget worden, und die Minister Ingenhof und Pfingsten ihre Vollmachten überschritten hätten. Da zu gleicher Zeit die schwedischen und pohlnischen Waffen weniger glücklich waren, konnte die für Stanislaus bestehende Gegenconföderation nur wenig zu seinem Vortheile thun. Endlich am 8. Juli 1709 ging durch die unglückliche Schlacht bei Pultawa für Carln alles verloren, und zugleich sank das ganze Glück des Stanislaus dahin. August drang wieder in Pohlen ein, Carl flüchtete nach Bender, und Stanislaus mußte seiner eignen Sicherheit wegen das Reich verlassen, und gestatten, daß August II. den pohlnischen Thron wieder bestieg, und ihn bis zu seinem im Jahre 1733 erfolgten Tode besaß.

Stanislaus, geächtet, flüchtete mit seiner Familie zuerst nach Schweden, dann nach der Türkey,

und endlich nach Zweibrücken, wo Carl XII. für seinen Unterhalt sorgte. Doch nach Carls Tode sah er sich von allen Seiten verfolgt, aller Stützen beraubt, ohne Vermögen. Er stellte seine unglückliche Lage dem Herzoge von Orleans, Regenten von Frankreich vor, der ihm einen heimlichen Zufluchtsort in einem Dorfe bei Landau gewährte. Sein Aufenthalt wurde entdeckt, und schon trafen seine Feinde Maßregeln, ihn aufzuheben. Stanislaus rettete sich nach Landau, und erhielt Erlaubniß, da zu verweilen, bis er in einer alten Commanderie zu Weissenburg untergebracht werden konnte. Hier war es endlich, wo Ludwig XV. um die Hand seiner Tochter warb. Er eilte in das Zimmer, wo seine Gemahlin und die Tochter waren, und rief ihnen beim Eintritte zu: »Werft euch mit mir auf die Knie und danket Gott!« — Ach mein Vater, rief die Prinzessin, sind Sie wieder zum pohlnischen Throne berufen?» — »Der Himmel ist uns günstiger, erwiederte Stanislaus, Tochter! du bist Königin von Frankreich.« Kaum konnte sie sich überzeugen, daß es kein Traum sey. Es ist unmöglich das Entzücken der Mutter und die Empfindungen der Tochter zu schildern. Am 4. September 1723 wurde Marie Lesczinska mit Ludwig XV. zu Fontainebleau vermählt; sie war eine Zierde des Thrones, gleich ausgezeichnet durch Schönheit und Grazie, wie durch einen hellen Geist und eine ungemeine Herzensgüte.

Stanislaus, der während seiner mehrjährigen Entfernung aus Pohlen im Auslande den königlichen Titel fortgeführt, und auch königliche Ehrenbezeugungen erhalten hatte, bewarb sich im Jahre 1733 nach dem Tode Augusts abermahls um die rechtmäßig erlangte, und ihm mit Gewalt entrißene Krone. Dieser Schritt war ihm um so weniger zu verargen, da er als einer der ersten Magnaten Pohlens den größten Einfluß haben konnte, und nunmehr durch seinen Schwiegersohn, den mächtigen König von Frankreich, großen Nachdruck erhalten mußte. Ludwig XV. bewarb sich auch unverzüglich für ihn um den Thron. Stanislaus selbst ging binnen sechs Monaten nach Augusts Tode nach Pohlen, und wurde, als er kaum zu Warschau angekommen war, von dem größten Theile der Reichsstände abermahls zum Könige gewählt, und von dem damahligen Primas des Reiches, Theodor Potoki am 12. September 1733 als König ausgerufen. Aber auch jetzt waren die Unruhen sehr heftig, und die Krone ihm lästiger als zuvor. Die Gegenparthei, die vorher in geheim gewirkt hatte, brach öffentlich aus. Der einzige Prinz August's II. Churfürst von Sachsen, der schon im Jahre 1712 wegen der Krone Pohlens zur katholischen Religion übergetreten war, bewarb sich öffentlich um den Thron seines Vaters, und wußte die beiden Kaiserhöfe Österreich und Rußland für sich zu gewinnen. Stanislaus ward genöthiget, aus

Warschau nach Danzig zu entweichen, und der Churfürst von Sachsen wurde schon am 5. October 1733, ehe noch ein Monat seit der Wahl des Stanislaus verflossen war, unter dem Namen August III. als König von Pohlen ausgerufen, und am 17. Jänner 1734 mit seiner Gemahlin zu Krakau gekrönt.

Hätte Stanislaus, wie einst, einen mächtigen Freund gehabt, sein Schicksal würde nicht so schnell entschieden worden seyn. Nun mußte er eine geheime Flucht von Danzig nach Frankreich zu Wasser mit Lebensgefahr suchen. Für Ludwig XV. war Pohlen und Rußland zu entlegen, er konnte nur den deutschen Kaiser angreifen, mit welchem der Krieg in so weit für Stanislaus glücklich endete, daß Carl VI. das Herzogthum Lothringen und Bar, das seinem Schwiegersohne dem nachmahligen Kaiser Franz gehörte, gegen die Anwartschaft auf Toscana, an Frankreich abtrat, so zwar daß Stanislaus diese Länder lebenslänglich mit voller Souveranität besaß, und dieselben nur erst nach seinem Tode an Frankreich fielen. Auch wurde Stanislaus gestattet, fortan den Titel eines Königs von Pohlen zu führen, doch mußte er auf die Regierung ewig Verzicht leisten, und August III. als wirklichen König anerkennen.

Stanislaus lebte nun in der Ruhe eines Weltweisen auf einem sehr schönen Schlosse zu Lüneville, und widmete sich ganz den Wissenschaften. Er erreichte

ein sehr hohes Alter, und hatte das seltene Schicksal, nicht nur seine zwei Nebenbuhler auf dem pohlnischen Throne, sondern auch alle seine Verwandte zu überleben. Die Art seines Todes war schauerlich. Zufälliger Weise sprangen aus dem Kamin, an welchem er saß, einige Funken Feuer, und faßten, ohne daß er es bemerkte, seine Kleider, die zu brennen begannen. Weil nun dieser hohe Greis theils aus Schreck, theils aus Altersschwäche sich nicht mehr zu helfen vermochte, und seine Dienerschaft nicht sobald zur Hülfe herbeigeeilt war, mußte er im 89. Jahre auf die schmerzhafteste Weise sein Leben enden.

Alles war groß an Stanislaus, sein Character, sein Genie, seine Gesinnungen. Er konnte die Ehre seines Vaterlandes genannt werden. Eine glückliche Ungezwungenheit der Sitten, die aus allen seinen Reden und Handlungen hervorleuchtete, öffnete ihm alle Herzen. Über seine Regierung läßt sich nichts sagen, da er auf dem Throne noch nicht selbstständig geworden war. Lothringen aber zeigt laut von seiner edlen Seele, und verehrt ihn als seinen Wohlthäter.

Burchard Christoph Graf Münnich,

russischer Feldmarschall.

Geboren 1683. Gestorben 1767.

Münnich war ein Deutscher; Oldenburg sein Vaterland, für welches er eine ehrende Anhänglichkeit nie verläugnete. Sein Vater war Anton Günther von Münnich, Herr auf Huntorf und Gruneck, einst Rittmeister in dänischen Kriegsdiensten, in der Folge General Deichgräfe der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, seine Mutter Sophie Catharina von Ötken, die ihn am 9. May 1683 gebar. Er war der jüngere Sohn, weil er sich aber schon früh durch redlichen Sinn und Geistesfähigkeiten auszeichnete, ward er der Liebling des Vaters, dessen Gunst er durch folgenden Zug sich noch mehr versicherte. In einem Geldkästchen, das sein Vater bei einer Reise nach Hamburg von ihm geliehen, auch bei der Zurückkunft an ihn wieder abgeliefert hatte, fand der Knabe nach Verlauf mehrerer Tage in einem verborgnen Auszuge dreißig Reichsthaler; sie waren nicht vermißt worden, aber der Junge hatte nichts

angelegeneres, als den Fund dem Vater zu melden, und die Gelder getreulich zurückzustellen. In Münnichs Augen hatte diese Pflichterfüllung nichts verdienstliches, doch war ihm das Andenken an sie immer lieb geblieben.

Unter den Augen des Vaters bildete der Jüngling sich in den Lieblingswissenschaften desselben, der Ingenieur- und der Wasserbaukunst; und neben den mathematischen Wissenschaften betrieb er die lateinische, vorzüglich aber die französische Sprache mit großem Eifer. Im sechszehnten Lebensjahre trat er eine Reise über Holland nach Frankreich an, welches damals die Schule der Künste des Krieges und des Friedens war. Münnich vervollkommte hier seine Kenntnisse in der Kriegswissenschaft, und fand bald Gelegenheit, diese praktisch anzuwenden, denn der spanische Erbfolge-Krieg begann, und Leute von Fähigkeiten wurden gesucht. Münnich sollte eine Ingenieur-Stelle bei der Elsassischen Division, die der Marschall Villeroi kommandirte, erhalten, und er ging in der Absicht, sie anzunehmen, schon wirklich nach Straßburg; als es aber beinahe zur Gewißheit wurde, daß diese Division gegen Deutschland ziehen sollte, schlug Münnich, den der Gedanke, gegen sein Vaterland fechten zu müssen, empörte, die Anstellung aus, und ging nach Deutschland zurück.

Dieser Patriotismus erwarb ihm am hessischen Hofe so viele Achtung, daß er, nur erst siebenzehn

Jahre alt, zum wirklichen Hauptmann und Befehlshaber einer Compagnie ernannt wurde. Nicht lange, da rief ihn die Kriegstrompete ins Feld, und er nahm Theil an der Eroberung der Feste Landau, die der römische König Joseph mit der Reichsarmee belagert hatte. Allein nach diesem ersten Zuge fand er sich wieder an seinem Hofe in Unthätigkeit, während in Italien das Feld der Ehre zu neuen Thaten lockten. Münnich konnte dem Drange seines Herzens nicht widerstehen; er verließ seine junge blühende Frau, die er vor wenig Monden geheurathet hatte, und zog als hessen-kasselscher Major der Garde zu Fuß 1706 mit einen Hülfs-Corps zur Befreyung Italiens über die Alpen. In dem unglücklichen Treffen bei Castiglione hatte Münnich mitgefochten; aber nun half er auch die Festen erobern, die das vereinigte Heer nach einander bestürmte. Nach der Eroberung von Susa kehrte Münnich ehrenvoll und mit großen Erfahrungen bereichert, in sein Vaterland zurück.

Als der Kriegssturm in den Niederlanden wüthete, wurde Münnich auch dahin bestimmt und bei Oudenarde am 11. Juli 1708 fand er sich zum ersten Male im Gewühle einer Feldschlacht. An der Eroberung mehrerer Festungen, so wie an dem mörderischen Treffen bei Malplaquet am 11. September 1709 nahm er Antheil, und wurde für seine Thätigkeit durch die Beförderung zum Oberstlieutenant be-

lohnt. Kein Unfall hatte ihn bisher betroffen, und so kam er auch in den Feldzügen 1710 und 1711 ohne Wunde durch. Aber das letzte Treffen im Flandrischen Kriege, am 24. Juli 1712 war für ihn unglücklich. Ein Stich durch den Unterleib hatte ihn niedergeworfen, und man hob ihn als einen Todten vom Schlachtfelde auf. Sobald man jedoch Leben noch spürte, wurde er verbunden, und kriegsgefangen nach Paris gebracht, wo er die beste Behandlung fand, und des Umgangs mit dem weisen Fenelon genoß.

Er kaufte sich los, ging nach Deutschland zurück, und wurde Oberst des Kettlerschen Infanterie-Regiments. Der Frieden erfolgte. Zwar fand Münnich auch während desselben hinlängliche Beschäftigung; die Schleuße zu Carlshaven und der nach Grabenstein führende Canal sind sein Werk aus dieser Periode; damit war jedoch sein Trieb nach Thätigkeit nicht zufrieden. Die Kämpfe in Pohlen zogen sein Auge an, und schon im Jahre 1716 trat er als Oberst in des pohlnischen Königs Augusts II. Dienste. Der Eifer, welchen Münnich bei allen Gelegenheiten zeigte, erwarb ihm das Vertrauen des Königs, der ihn 1717 sowohl bei den pohlnischen als sächsischen Truppen zum General-Major, und außerdem bei jenen zum Generalinspektor ernannte. Die pohlnischen Truppen so wie die Krongarde verdankten Münnich eine zweckmäßige Einrichtung und bessere

Bildung. Er stieg mit jedem Tage im Ansehen, aber eben dadurch ward auch der Neid rege. Insbesondere ward des Königs Günstling, Feldmarschall Graf Flemming, Münnichs Hauptfeind; und dieser fand es gerathen, dem mächtigeren Manne selbst zu weichen. Der russische Minister Fürst Dolgorucki hatte Peter den Großen auf Münnich aufmerksam gemacht: ein neues System der Fortifikationskunst, das Münnich ausgearbeitet, wurde dem Monarchen vorgelegt, der seinem Minister hierauf den Auftrag ertheilte, dem Verfasser die Stelle eines General-Ingenieurs und General-Lieutenants der Infanterie anzubiethen. Münnich nahm den ehrenden Antrag an, ohne eine schriftliche Versicherung zu verlangen, und kam im Februar 1721 in einem Alter von sieben und dreißig Jahren, mit ungeschwächter Kraft und in der Blüthe der Gesundheit nach Petersburg. Er war allen Ministern und selbst dem Kaiser zu jung, auch war er dem rauhen Peter zu geschliffen. Der Kaiser wankte, des Ministers Dolgorucki Versprechungen schienen unerfüllt zu bleiben. Doch schien Peter den General prüfen zu wollen. Ein Entwurf zur Befestigung von Kronstadt, eine freymüthige Erklärung der Schwächen der Feste Riga, die triftigsten Urtheile über Kriegseinrichtungen bei Gelegenheit einer Truppenmusterung gegeben, fanden des Kaisers vollen Beyfall, aber das Generallieutenants-Patent konnten sie nicht erwirken, bis end-

lich ein Blitzstrahl dasselbe augenblicklich herbeiführte. Ein Wetterstrahl traf den Thurm der Peterskirche, der ein Raub der Flammen wurde. Peter forderte vom Magistrate eine Zeichnung desselben, um die alte Form bestimmt zu ersehen; es war keine vorhanden. Zufällig hatte Münnich wenige Tage zuvor diesen Thurm, der ihm besonders gefiel, in einer müßigen Stunde abgezeichnet. General Jaguschinsky erinnerte sich auf diesen Abriß, lief zu Münnich, rieß das Papier, das noch offen auf dem Tische lag, an sich, brachte es dem Kaiser, und dieser sandte am anderen Morgen Münnich das Generallieutenants-Patent, das jedoch, um die älteren General-Majors weniger zu beleidigen, ein ganzes Jahr voraus datirt war.

Der erste Auftrag den Münnich erhielt, war jener zur Erbauung des baltischen Hafens. Münnich führte ihn zur besonderen Zufriedenheit des Kaisers aus. Ihm ward daher die Vollendung des ladogaischen Canals übertragen, welcher die Wolchow mit der Newa vereinen sollte. Er bath vor allem um die Erlaubniß eine Untersuchung über die Ausführbarkeit des Planes vornehmen zu dürfen. Der Bericht, den er hierauf erstattete, veranlaßte, daß das Urtheil über diese Angelegenheit einer besonderen Commission übertragen wurde; diese konnte aber unter sich nicht einig werden. Peter entschloß sich daher mit eigenen Augen zu sehen. Pisarew, sein

Günstling, und Münnich mußten ihn begleiten. Ersterer hatte den Bau angefangen, fand alle Ursache, das Möglichste aufzubiethen, damit der Kaiser die Arbeit, die bereits als vollendet gelten sollte, nicht sehe; allein Münnich brachte es dahin, daß der Kaiser überall selbst untersuchte, und so war der Sieg entschieden auf seiner Seite. Nach Münnichs Plan wurde nun der Canal fortgesetzt, und schon im folgenden Jahre 1724, war eine Strecke von vier Wersten völlig zu Stande. Peter sah mit Wohlgefallen die neue Arbeit, rühmte dieselbe überall, und ertheilte dem Senat Befehl, alles zu thun, was Münnich verlangen würde. Fünf und zwanzigtausend Mann mußten unaufhörlich nach Münnichs Anweisung arbeiten, und mit inniger Zufriedenheit sah Peter das Gelingen seines Canals. Doch er starb, ehe derselbe noch vollendet war.

Dem Baue wurden nun mancherlei Hindernisse in den Weg gelegt; aber Katharina, die alles, was ihr Gemahl begonnen, treulich zu vollenden strebte, schützte Münnich, nnd das Werk hatte seinen Fortgang. Noch mehr Ermunterung erhielt Münnich von Peter dem Zweiten; die große Unternehmung hatte solchen Fortgang, daß schon am 12. Juni 1728 die Schiffarth auf dem Canale eröffnet werden konnte.

An Belohnungen, die in den Fürsten-Händen stehen, fehlte es Münnich nicht. Er erhielt den Alexander-Newski Orden, ward General der Infan-

terie, und endlich in den russischen Grafenstand, zum Gouverneur von Petersburg, Ingermanland, Carelien und Finnland erhoben. Überdieß ward ihm eine Versicherungs-Akte ausgestellt, daß er wegen der Aufsicht über den Canalbau nie zur Verantwortung gezogen, und eben so nie zur Ablegung einer Rechnung verhalten werden solle.

Nach Peters kurzer Regierung bestieg Anna den Thron, und Münnichs Thaten sind es, die ihre Regierung verherrlichen. Auf seinen Rath bildete sie ein geheimes Cabinet, welches er und Ostermann ausschließend leiteten. Er ward Feldzeugmeister, und endlich, was er seit einigen Jahren in der That schon gewesen war, Präsident des Kriegs-Collegiums. Die Verbesserungen, die er in der Militär-Verwaltung einführte, waren ungemein; er führte in Rußland zuerst schwere Reiterei ein, und errichtete eine Land-Cadetten-Akademie; auch bewirkte er, daß die eingebornen Russen, die bisher in der Besoldung geringer standen, als die Ausländer, diesen ganz gleich gestellt wurden. Endlich wurde er Feldmarschall der Armeen.

Während dieser Zeit hatte er den Canal von Ladoga nicht außer Augen gelassen, und 1732 kam das Werk vollkommen zu Stande. Münnich hatte das Vergnügen, die Kaiserin mit ihrem glänzenden Hofe den ganzen Canal hinab durch seine zwei und dreißig Schleußen zu geleiten. Achtzig Fahrzeuge umwim-

melten auf dieser Wasserreise das prächtige Jachtschiff der Monarchin: die Fahrt glich einem Triumphzuge, und jeder fühlte, der Triumphator sey Münnich.

Aber auch der Beneidete war er, und man suchte ihn zu stürzen; besonders war dieß Ostermanns Plan, der doch durch Münnichs Gunst sich gehoben hatte. Da die Ausführung des Planes nicht leicht war, suchte man vorerst durch Münnichs Entfernung freieres Spiel zu gewinnen, und wußte es dahin zu wenden, daß ihm in dem ausgebrochenen pohlnischen Kriege die Belagerung Danzigs übertragen wurde. Hart war die drohende Aufforderung, die der Feldmarschall an die Feste erließ; desto menschlicher aber war sein Benehmen, als sie nach kurzer Zeit fiel. Seine Abwesenheit hatte die Gunst der Monarchin nicht im geringsten geschwächt, und als er zurückkehrte, sahen die Verläumder sich vollends beschämt.

Der Krieg gegen die Türken ward beschlossen; Münnich zum Heerführer ernannt. Die Thaten der vier Feldzüge, die er machte, haben seinen Nahmen verewiget. Die Einnahme von Asow, Pecop, Küburn, Oczakow, und endlich von Choczim gewährten ihm ewig grünende Lorbern. Rußland nannte Münnich die Säule des Reichs, und selbst Friedrich der Große erklärte in der Folge, Münnich sey der Eugen des Norden.

Bei seiner Wiederkunft fand er die Kaiserin krank, und die große Frage in der Verhandlung, wem die Nachfolge werden sollte? Die Kaiserin bestimmte ihre Schwester Tochter Anna, und vorzüglich deren Sohn, Iwan, zur Thronfolge. Es handelte sich aber um jemand, der die Regentschaft vertrete; Anna wandte ihre Augen auf den Liebling Biron, und Münnich, der diesen weit übersah, fand es gerathen, ihn zu unterstützen. Somit ward Herzog Biron von Curland zum Regenten ernannt, der den Regenteneid in Münnichs Hände ablegte.

Niemand hatte bisher der Tochter Peter des Großen, Elisabeths, geachtet; doch war sie von dem Volke sehr geliebt, nach dem Throne lüstern, und nichts weniger als unthätig. Dem Scharfblicke Münnichs entging sie nicht. Er gab auf alle ihre Schritte genau Acht, und ermangelte nicht, Biron auf die androhenden Gefahren aufmerksam zu machen, und nachdrücklich zu warnen. Er wurde aber mit dem Bedeuten zurückgewiesen, daß er sich nicht in Dinge mischen solle, die ihn nichts angingen. Münnich fühlte diese Kränkung tief, um so mehr, da er seine Hoffnung, Generalissimus der russischen Armeen zu werden, schwinden sah, und ihm die Vermuthung sich aufdrängte, daß Biron damit umgehe, Elisabeth auf den Thron zu setzen. Daß er das erste Opfer seyn würde, war klar; es kam also alles darauf an, Biron zuvorzukommen. Münnich machte daher

Mutter des Kaisers den Antrag, die Regentschaft selbst zu übernehmen; er wolle ihr in der nächsten Nacht Biron gefangen überliefern, wozu er nichts fordere, als daß sie der Wache, die er gebrauchen würde, die nöthigen Befehle persönlich ertheilte. Anna nahm diesen Antrag an, indeß war es für Münnich sehr schwer, sein Versprechen zu erfüllen. Er mußte die Rolle des Heuchlers auf kurze Zeit übernehmen. Den Tag, als Birons Gefangennehmung erfolgen sollte, speiste er zu Mittag und Abends beim Herzog. Doch behielt er mit aller Fassung den Anschein der Vertraulichkeit, schied Abends eilf Uhr, wie ein Freund von Biron; Morgens drei Uhr war dieser mit seiner ganzen Familie wirklich gefangen und sogleich nach Peloin in Siberien abgeführt. Münnich erhielt seine Güter.

Die Stelle nach welcher Münnichs Ehrgeiz strebte, wurde ihm jedoch nicht zu Theil, denn Anna ernannte nicht ihn, sondern ihren Gemahl zum Generallissimus der russischen Armeen. Zum Ersatz sollte er die Stelle eines ersten Ministers, und Chefs des geheimen Rathes bekleiden. Dadurch ward vollends die Eifersucht gegen ihn rege, er suchte aber durch Thätigkeit sie zu besiegen und in der That zu seyn, was er hieß. Plötzlich erkrankte er, man glaubte allgemein, er habe Gift bekommen. Seine kräftige Natur besiegte die Krankheit wieder, und Münnich trat mit voriger Stärke an die Geschäfte.

Ein erneuerter Bund mit dem preussischen Hofe war jedoch die Klippe, an welcher er scheiterte. Kaum war dieser Vertrag geschlossen, als Anna, gegen Preussens Interesse, Truppen zur Hülfe Österreichs marschiren ließ. Vergebens waren Münnichs Vorstellungen, er forderte daher seinen Abschied, den er nach einigen Schwierigkeiten wirklich erhielt. Die Regentin fürchtete daß er Rache nehmen möge, und war in der größten Unruhe; doch behielt sie den äußern Schein der Hochschätzung für ihn, gab ihm eine Ehrenwache, und sein Jahrgeld von fünfzehntausend Rubeln, überdieß beschenkte sie ihn an seinem Geburtstage. Von Münnich hatte Anna nichts zu fürchten, wohl aber von Elisabeth, die sich nun freier fühlte, und ihre Absichten nur noch schlecht verbarg. Münnich sah ein, was bevorstand, und suchte daher ehestens Rußland zu verlassen. Schon war zu seinem Empfange in Königsberg alle Anstalt gemacht, als ihn die Staatsveränderung dennoch an der Newa überraschte. In der Nacht vom 25. auf dem 26. Nov. 1741 wurde die Regentin, ihr Gemahl und der junge Kaiser gefangen; Elisabeth zur Kaiserin ausgerufen, und Münnich und Ostermann in ihren Betten aufgehoben, und auf die Citadelle gebracht. Der Prozeß, den man diesen letztern machte, war eine bloße Förmlichkeit, da ihre Verurtheilung längst beschlossen war. Münnich sagte daher zum Generalprokurator: »Schreiben sie lieber

gleich an meiner Stelle die Antworten nach ihrem Gutdünken nieder!« Man nahm ihn beim Wort, und er unterschrieb, was man ihm vorlegte. Am 27. Jänner 1742 wurde er mit den übrigen Gefangenen auf den Platz der Senats geführt, grau gekleidet in einen rothen Mantel gehüllt. Die Fassung, mit welcher er oft dem Tode auf dem Schlachtfelde entgegen gesehen hatte, verließ ihn auch jetzt nicht. Wiederhohlt grüßte er freundlich die Offiziere und Soldaten, die ihm einst zum Siege gefolgt waren. Es wurde ihm sein Todesurtheil vorgelesen, das durch Viertheilung vollzogen werden sollte; zugleich vernahm er aber, daß die Todesstrafe in eine Verweisung nach Siberien verwandelt sey. Er wurde nach Pelim verbannt, wohin auf seine Veranlassung das Jahr vorher Biron hatte wandern müssen. Seine Gattin folgte ihm, auch hatte er Erlaubniß erhalten, seinen Hausprediger mit sich nehmen dürfen.

Zwanzig Jahre brachte er an diesem dürftigen Orte zu; er bewohnte ein Häuschen mit einem Flecken Landes, das ihm zum Garten diente. In philosophischer Fassung, die des großen Mannes würdig ist, verlebte er seine Tage, bauete seinen Garten, und stärkte sich zum Ausharren durch häufige Religionsübungen. Das größte Unglück, das ihm begegnete, war der Tod des Hauspredigers, der ohne verbannt zu seyn, sieben Jahre freiwillig in einem Verbannungsorte gelebt hatte. Münnich trauerte

lange um den Redlichen, der ihm aus wahrer Anhänglichkeit in die Einöde gefolgt war.

Gegen Ende Jänner 1762 erscholl die Nachricht zu Pelim, Elisabeth sey gestorben. Mit frohem Herzen stimmte er in die Huldigung des neuen Kaisers, Peter III., ein. Doch die Sehnsucht zur Rückkehr in die Welt ergriff ihn ungemein heftig, und obgleich er nur wenige Wochen zwischen Furcht und Hoffnung zu leben hatte, so waren doch diese Tage der Aussicht auf Freiheit ihm länger, als die Jahre der Gefangenschaft. Am 10. Februar kam die Ukase, die ihm Freiheit verkündete, und nun war ihm jeder Augenblick des weiteren Aufenthaltes in Pelim unerträglich. Die Wege waren durch den gefallenen Regen verderbt, seine Schlitten schlecht, dennoch durchreisete der achtzigjährige Mann fünf und zwanzig Tage und Nächte ohne zu rasten, bis er am 16. März Moskau erreichte, wo die Fürstin Apraxin ihn in ihrem Palaste empfing. Seine weitere Reise nach Petersburg war ein Triumphzug; überall drängten sich Generale, Stabsoffiziere und Civilbediente, die unter seinen Befehlen gestanden, an seinen Schlitten, und begrüßten ihn mit Freudenthränen. Drei Meilen von Petersburg traf er seinen ältesten Sohn, und seine Enkelin Anna, verehlichte Witinghof mit ihrem Gatten. Diese kaum zwanzig Jahre alt, vereinigte mit dem Geiste ihres Großvaters die schönste Gestalt, und alle Annehmlichkeiten der blü-

henden Jugend. Sie kannte den Greis nur nach dem Ruhme seiner Tugenden, er kannte sie gar nicht; doch ihre kindliche Rührung verrieth ihm die Enkelin, und die hellen Thränen rollten ihm über die Wangen.

Münnich fühlte sogleich wieder den alten Muth zur Thätigkeit. Als der Kaiser ihm nach einigen Tagen einen Degen sandte, und ihn zu seinem Feldmarschall mit dem vorigen Range ernannte, erboth er sich zu beiden Diensten. Der Kaiser faßte Vertrauen zu ihm, und ernannte ihn zum Mitglied einer Commission, bei welcher er selbst den Vorsitz führte, und welche die Stelle des ehemahligen Cabinets vertrat, ja sich über den Senat zu erheben schien. Münnich sah jedoch sehr bald, daß die verkehrten Schritte des Monarchen eine neue Staatsveränderung herbeiführten; doch war er ihm aus Dankbarkeit entschieden treu bis zu dem letzten Augenblicke, ja hätte Peter Münnichs Rath zur Flucht nach Kronstadt in rechter Zeit benützt, er würde gerettet gewesen seyn.

Katharina II. war gerecht genug, dem edlen Manne seine Pflichterfüllung nicht zum Verbrechen zu machen. Sie bezeugte ihm bei allen Gelegenheiten die größte Hochachtung, und schenkte ihm in der Folge ihr volles Vertrauen. Sein Lieblingsplan, die Vertreibung der Türken aus Europa, wurde von ihr ergriffen, die blutigen Jahrbücher der letzten

Jahrzehnde zeigen, mit welcher Anstrengung sie diesem Ziele nachstrebte. Das Geschäft, mit dessen Leitung Münnichs Arbeiten für Rußland begonnen hatten, blieb ihm am Schlusse seiner Laufbahn. Er ward Generaldirektor vom Baltischen, Revalschen und Narwischen Hafen, vom Kronstädtischen und Ladogaischen Kanal, und von den Wolchowischen Wasserfällen. Er betrieb dieses Amt mit einer Thätigkeit, als ob das Alter seinen Geist nicht gehemmt hätte. Endlich bath er doch um seine Entlassung und wollte in seine Geburtsstadt zurückkehren. Die Kaiserin verschob aber ihren Entschluß von einer Zeit zur anderen, und wußte ihn dabei durch allerlei Auszeichnungen zu entschädigen, bis endlich seine Lebenskraft wich, und unvermuthet ihn der Tod am 16. Oktober 1767 dahinraffte.

Vernünftige Sparsamkeit und Wohlthätigkeit gehörten zu Münnichs Haupttugenden, die er besonders im Alter übte. Seine Thätigkeit war ungemein Schreiben war ihm früh Bedürfniß gewesen, und blieb es bis an sein Ende. Er drückte sich mit gleicher Leichtigkeit in der deutschen, französischen und russischen Sprache aus, hatte einen einfachen, deutlichen Vortrag und große Sprachrichtigkeit. Ordnung und Geschmack liebte er in einem hohen Grade und beobachtete sie, wie an seiner Person, so auch in seinem Hause. Die Kunst Herzen zu gewinnen war ihm ganz eigen, besonders wußte er den Frau

zimmern zu gefallen, und noch in seinem hohen Alter ließ er nach russischer Weise keines ungeküßt. Seine Verdienste um Rußland waren so groß, daß Katharina sagte: »War Münnich gleich kein Sohn, so war er doch ein Vater des russischen Reiches!»

Kardinal Fleury,

ein berühmter französischer Staatsminister.

Geboren 1653. Gestorben 1743.

Andreas Herkules von Fleury wurde am 22. Juni 1653 zu Lodeve, einer kleinen Stadt in Languedoc, geboren, wo sein Vater den Titel eines königlichen Staatsrathes führte. Er studierte zu Paris im Collegium von Navene, und erlangte große Kenntnisse in den Sprachen und Wissenschaften, vorzüglich im Rechte, wozu ihm sein gutes Gedächtniß sehr behilflich war. Er wurde Doktor der Sorbonne, und erhielt ein Kanonikat zu Montpellier, und später die Abtey St. Maria de Ripatorio in Champagne. Sein bescheidenes, freundliches, musterhaftes Betragen hatte ihn in Paris sehr beliebt gemacht. Er hatte Zutritt bei Hofe, und stand

in der Gunst vieler Großen und Prälaten. Inzwischen verzog es sich eine geraume Zeit bis er befördert wurde. Der Herzog und Marschall Villeroi verwendete sich für ihn, und endlich erhielt er 1698 das Bisthum zu Frejus, welches er sogleich in die beste Ordnung zu bringen suchte. Er besuchte den Kirchsprengel, predigte dem Volke, unterrichtete die Jugend, und versäumte nichts zur Abstellung der Gebrechen, die er zu bemerken glaubte. Er stiftete zu den vorhandenen Seminarien noch ein neues, und traf die besten Anstalten zur Unterstützung der Armen.

Obgleich sein Bisthum von der Hauptstadt ziemlich entfernt lag, so hielt doch Fleury sich häufig zu Paris auf, um sowohl dem königlichen Hofe nahe zu seyn, als um sein Glück abzuwarten. Er fand aber nicht eher Dienste, als bis der König durch den Tod sich genöthigt sah, das Reich einem Kinde zu überlassen, das eines Lehrers bedurfte. Der Marschall von Villeroi schlug den Bischof von Frejus vor, und Fleury wurde in seinem zwey und sechzigsten Lebensjahre Lehrer Ludwigs XV. Er wußte sich die Liebe des jungen Monarchen in kurzer Zeit ganz eigen zu machen. Man suchte Fleury's Treue zu belohnen, und trug ihm 1721 das erledigte Erzbisthum zu Rheims an, doch er nahm die Abtey von St. Stephan zu Caen, und blieb fortan des Königs liebster Lehrer.

Da im Jahre 1722 des Königs Obersthofmeister, der alte Marschall von Villeroi durch den Herzog Regenten plötzlich vom Hofe entfernt wurde, Fleury aber, als ein vertrauter Freund desselben für seine Person ein gleiches Schicksal befürchtete, entfernte er sich freiwillig vom Hofe, und zwar so heimlich, daß seine Entfernung für eine Flucht angesehen werden konnte. Man vermißte ihn nicht, bis zur Stunde des Unterrichts, da er nicht erschien, und vergeblich im ganzen Schlosse gesucht wurde. Die Offiziere der Wache bemerkten endlich, daß sie ihn um vier Uhr früh hätten hinwegfahren gesehen, doch wußten sie nicht, wohin er sich begeben habe. Auf Fleury's Zimmer fanden sich zwei Briefe, einer an den jungen König, einer an den Herzog Regenten, in welchen er durch Alter und Schwäche sich zu fernern Diensten untauglich erklärte. Der König war sehr bestürzt, und wollte seinen Lehrer durchaus wieder haben. Man suchte diesen bei einem seiner Freunde auf dem Lustschlosse Courson, wo man ihn auch wirklich traf, doch nicht bewegen konnte, nach Hofe zurückzukehren. Endlich schrieb der König eigenhändig in den verbindlichsten Ausdrücken an Fleury, der nicht länger widerstehen konnte. Seine Rückkehr war dem Könige ungemein erfreulich; mit den ausgezeichnetsten Gunstbezeigungen wurde er bewillkommt.

Im März 1723. bekam er die Würde eines

Staatsrathes, und freien Eintritt in die königlichen Zimmer; auch wurde er zum Mitgliede aller königlichen Akademien erwählt. Fleury fing an, immer mehr sich bei Hofe herauszunehmen. Er hatte die Gnade des Königs, die Freundschaft des ersten Ministers, die Gewogenheit des Hofes, und großen Antheil an allen Staats- und Kirchenhandlungen. Er wünschte nun auch den Kardinalshut; ließ sich aber äußerlich nichts merken, sondern suchte sich blos dem römischen Hofe verbindlich zu machen. Da ihm der Herzog von Bourbon dabei im Wege stand, beschloß er ihn um seinen Kredit zu bringen, und wo möglich zu stürzen. In dieser Absicht fing er an, ihn geheim bei dem Könige zu verkleinern, und alle seine Worte und Thaten verdächtig zu machen, und zwar mit solcher Behutsamkeit, daß man deßhalb keinen Argwohn auf ihn hatte. Es bedurfte geraume Zeit, bis er ganz zu seinem Zwecke gelangte, weil über der Zurücksendung der spanischen Infantin, dann den zu Wien und Hannover geschlossenen Bündnissen Staatshändel entstanden, die höchst verwickelt waren, und die Fleury gerne auf Rechnung des Herzogs kommen ließ, nachdem sie keinen guten Ausgang versprachen.

Im Jahr 1726. ließ er jedoch das heimliche Feuer, das er bisher gegen den Herzog im Busen gehegt, zum Ausbruche kommen; und dessen Fall ward bewirkt. Der König erklärte, daß er künftig

sein Reich selbst regieren werde, und ihm der Bischof von Frejus dabei zur Seite stehen solle. Mehrere hohe Kollegien wurden errichtet, Fleury sollte dem Könige über die Verhandlungen derselben Bericht abstatten. So sah er sich an der Spitze des Reiches. Am 16. Juny erschien der König zum ersten Mahle im neuen Staatsrathe, und bestimmte in einer kurzen, von seinem Lehrer verfaßten Rede die künftige Regierungsform. Die erste Handlung des neuen Staatsministers war die Aufhebung des Edikts, nach welchem die Geistlichkeit von ihren Gütern und Vermögen den fünfzigsten Pfennig hatte geben müssen. Pabst Benedikt XIII. ertheilte ihm nun, am 11. Sept. 1726. die Kardinalswürde, und der König setzte ihm mit den gewöhnlichen Zeremonien das Biret selbst auf, hoch erfreuet, seinem lieben, alten Lehrer noch diese Ehre erzeugen zu können.

Die zwistige Königswahl in Pohlen veranlaßte den Kardinal die Verbindungen mit Spanien, Sardinien, Deutschland und Österreich aufzuheben. Durch den Definitiv-Traktat zu Versailles, welcher den dadurch ausgebrochenen Krieg beendigte, gewann Frankreich gegen die Garantie der österreichischen pragmatischen Sanktion die Oberhoheit über Lothringen. Fleury stieg dadurch nicht wenig im Ansehen. Der König wußte nicht, wie er seine Freude hinlänglich bezeugen sollte, und überließ ihm

alle geistlichen Einkünfte seiner Benefizien, die sich auf fünfzigtausend Dukaten beliefen.

Fleury suchte durch manche nützliche Einrichtungen im Innern des Reiches sich Verdienste zu erwerben. Er errichtete Manufakturen, begann den Bau mancher Bergwerke, stiftete einen neuen Commerzienrath, und verbesserte das Kriegs- und Seewesen. Die Tripolitaner wurden der Seeräubereien wegen gezüchtigt, und keine Einleitungen versäumt, die das Reich in einen blühenden Zustand setzen, und den König furchtbar machen konnten.

Im Jahre 1732 begehrte Fleury wegen Alter und Schwachheit seine Entlassung. Doch der König hatte ihn zu lieb, als daß er ihn, so lange er lebte, von sich gelassen hätte. Doch schon im März 1733 wurde seine Ehre auf das empfindlichste angegriffen, in einer Broschüre nämlich, die unter dem Titel eines Schreibens Ludwigs XIV. an Ludwig XV. einzig gegen Fleury's Ministerium gerichtet war. Die Schrift erregte ungemeines Aufsehen, ungeachtet sie mit aller Wachsamkeit unterdrückt, ja sogar öffentlich gebrandmarkt wurde.

Fleury ließ sich nicht irre machen, und beschäftigte sich mit aller Anstrengung für das allgemeine Beste. Seine friedlichen Gesinnungen breiteten sich über ganz Europa aus. Er beseitigte die Irrungen zwischen dem kaiserlichen und spanischen, und zwischen diesem und dem portugiesischen Hofe

stillte die Unruhen in Genf; bemühte sich zwischen Spanien und England einen Vergleich zu gründen, wie auch die mißvergnügten Korsen mit den Genuesern auszusöhnen, und dem Kriege mit den Türken ein Ende zu machen.

In den letzten Jahren seines Lebens fing jedoch sein Ansehen zu sinken an. Der König hatte zwar fortwährend für ihn die größte Hochachtung, doch befürchtete er, daß Fleury in seinem hohen Alter den vielen Geschäften nicht mehr gewachsen sey. Um ihm einige Erleichterung zu verschaffen, wählte er im August 1742 zwei neue Staatsminister. Doch schon am 29. Jänner 1743 starb der Kardinal in einem Alter von beinahe acht und achtzig Jahren.

Fleury war von langer Statur und etwas hager. Seine silberweißen Haare machten ihn besonders ehrwürdig, und alle seine Mienen zeugten von Sanftmuth und Leutseligkeit. Er gewann daher schnell Jedermanns Vertrauen. Er liebte weder Pracht noch Verschwendung, und beobachtete die strengste Diät. Fest bestand er auf seinen Entschlüssen, doch ohne Leidenschaft; sein Gleichmuth war unerschütterlich. Ludwig XV. ehrte ihn, wie einen Vater, und Vater nannten ihn die königlichen Kinder. Das größte Vergnügen fand er an seinem Landgute Issy unweit Versailles, wo er sich oft

aufhielt, und wo er auch starb. Über seine Uneigennützigkeit hatte ganz Europa nur eine Stimme.

Adam Smith,

ein berühmter englischer Gelehrter.

Geboren 1723. Gestorben 1790.

Adam Smith war der einzige Sohn eines Zollbeamten zu Kirkaldy, gleiches Namens, und der Margarethe Douglas, und trat am 5 Juny 1723, wenige Tage vor dem Tode seines Vaters, an das Licht der Welt. Als Kind war er schwach und kränklich, und hatte die zärtlichste Sorgfalt seiner Mutter nöthig, um am Leben erhalten zu werden. Man beschuldigte diese, daß sie mit ihrem Sohne zu viele Nachsicht habe, sie wurde jedoch für ihr Benehmen herrlich belohnt, da sie durch sechzig Jahre die reinste kindliche Dankbarkeit erntete. In seinem dritten Lebensjahre wurde Smith von seiner Mutter zu einem Besuche bey dem Oheim Douglas in Strathemy mitgenommen, und, da er allein vor der Hausthüre spielte, von herumstreifendem Gesinde, das in Schottland unter dem Namen der Kesselflicker bekannt ist, gestohlen. Glücklicher Weise wurde er von

seinem Oheime bald vermißt, und nach nähern Erkundigungen und Nachforschungen im Leslie Wald getroffen und gerettet.

Den ersten Grund seiner Kenntnisse legte er in der Schule zu Kirkaldy. Er zeichnete sich früh durch eine leidenschaftliche Liebe zu Büchern, und durch ein außerordentliches Gedächtniß aus. Seine schwächliche Gesundheit erlaubte ihm selten, an den lebhafteren Vergnügungen seiner Gespielen Theil zu nehmen. Doch hielten ihn diese schon wegen seines besondern guten Gemüthes sehr werth. Wenn er allein war, pflegte er mit sich selbst zu sprechen, und selbst in Gesellschaft war er einsam, welche Züge ihm durch sein ganzes Leben hindurch blieben.

Von der Schule zu Kirkaldy kam er 1737 auf die Universität zu Glasgow, und im Jahre 1740 als Stipendiat nach Oxford. Auf der hohen Schule waren Mathematik und Naturgeschichte seine Lieblingsstudien; doch ging er bald zur politischen Geschichte der Menschheit über. Die Vorlesungen des gründlichen und beredten Hutcheson trugen vieles dazu bey. Er erwarb sich schon früh eine ausgebreitete und gründliche Kenntniß in den alten und neuen Sprachen, und trieb besonders das Griechische, Lateinische, Französische und Italienische mit grosser Fertigkeit.

Früh an ein tiefes Nachdenken gewöhnt war er für sein Äußeres ganz gleichgültig, ja er hatte

den Anschein eines zerstreuten Wesens, das oft mit Einfalt verwechselt wurde. Seine Liebe zur Einsamkeit ließ ihn alle vortheilhaften Verbindungen vernachlässigen. Von der Universität kehrte er nach Kirkaldy zurück, und lebte zwei Jahre bei seiner Mutter in steter Beschäftigung mit den Wissenschaften, ohne einen bestimmten Plan für sein künftiges Leben zu entwerfen. Er war eigentlich für den Dienst der Kirche bestimmt, und in dieser Hinsicht nach Oxford gegangen; da er aber sich für den geistlichen Stand nicht angemessen fand, folgte er einzig seiner Neigung, und that Verzicht auf alle die schönen Aussichten, welche ihm für die Zukunft gemacht worden waren.

Im Jahre 1748 ließ er sich zu Edinburg nieder, und hielt daselbst unter dem Schutze des Lord Kames Vorlesungen über die schönen Wissenschaften. Im Jahre 1751 wurde er zum Professor der Logik in Glasgow ernannt, und das folgende Jahr erhielt er ebendaselbst die Lehrstelle der Moralphilosophie. In dieser Stelle blieb er durch dreizehn Jahre, und immer sah er auf diese Periode als die schönste und glücklichste seines Lebens zurück.

Im Jahre 1759 trat er zuerst als Schriftsteller auf, indem er seine Theorie der moralischen Empfindungen ans Licht treten ließ. Dieses Werk machte ihn in ganz Europa sehr vortheilhaft bekannt, und wurde für klassisch gehalten. Seit dieser Zeit

bekamen aber seine Studien eine andere Wendung; er beschäftigte sich vorzüglich mit den Grundsätzen des Rechts und der Staatswirthschaft.

Gegen Ende des Jahres 1763 erhielt er von Lord Townsend den Antrag, dessen Stiefsohn, den Herzog von Buccleugh auf seinen Reisen zu begleiten. Smith, der ohnehin von heftiger Begierde beseelt war, Europa zu durchwandern, fand sich durch die freundschaftliche Art des Antrages bestimmt, seine Stelle in Glasgow niederzulegen. Er ging 1764 nach London zum Herzoge, und trat mit diesem im Monathe März die Reise an. Im Dower gesellte sich noch James Macdonald zu ihnen, und begleitete sie bis Paris. Ihr erster Besuch in dieser Hauptstadt dauerte nur wenige Tage, sie gingen nach Toulouse, wo sie achtzehn Monathe verweilten. Hier hatte Smith im Umgange mit den vorzüglichsten Parlamentsgliedern die Gelegenheit, sich eine genaue Kenntniß des innern politischen Zustandes von Frankreich zu erwerben. Zu Weihnachten 1765 kehrten sie nach Paris zurück, wo sie bis zum Oktober des folgenden Jahres verweilten.

Von hier gingen sie jedoch 1766 gerade nach London zurück. Smith lebte nun durch zehn Jahre ununterbrochen zu Kirkaldy bei seiner Mutter, und machte in dieser Zeit nur selten Besuche zu Edinburg und London. Sein Freund Hume, der eine große Stadt für den schicklichsten Aufenthalt eines Gelehr-

ten hielt, bemühte sich vergebens, ihn seiner Einsamkeit ungetreu zu machen.

Im Jahre 1776 legte Smith durch die Herausgabe seines unvergleichlichen Werkes über den National-Reichthum der Welt Rechenschaft über die Verwendung seiner Zeit ab. Dieses Werk ist es, welches seinem Namen Unsterblichkeit verbürgt. Es wurde auch nicht verkannt, und von England dadurch belohnt, daß Smith auf die Verwendung des Lord North zum General-Kommissär der Zölle in Schottland mit einer Pension von dreihundert Pfund befördert wurde.

Dieses Dienstes wegen zog sich Smith 1778 nach Edinburg, und verlebte hier im Kreise vertrauter Freunde, die ihn ungemein schätzten, die letzten zwölf Jahre seines Lebens. Seine alte Mutter genoß noch so viel Gesundheit, daß sie ihm in diese Stadt folgen konnte, auch nahm er seine Cousine Johanne Douglas, die schon in Glasgow ein Glied seines Hauses ausmachte, und für die er immer wahre Bruderliebe gefühlt hatte, zur Führung des Hauswesens mit sich. Der angenommene Zolldienst war jedoch mit seiner Liebe zu den Wissenschaften nicht vereinbarlich; denn, wenn gleich die Pflichten des Dienstes keine Anstrengung der geistigen Kräfte verlangten, so führten sie doch Zerstreuung nothwendig mit sich, und machten anhaltendes Studium unmöglich. Im Jahre 1784 starb seine Mutter, und

schon in zwei Jahren darauf Johanne Douglas. Beide waren seit mehr als sechzig Jahren der Gegenstand seiner Liebe gewesen, in ihrem Umgange hatte er von seiner Kindheit an alle süßen Freuden genossen, die eine schöne häusliche Verbindung gewähren kann. Nun sah er sich allein, verwaiset, ohne Unterstützung; und obgleich er seinen Verlust mit Standhaftigkeit ertrug, und dem Anscheine nach seine vorige Munterkeit wieder erhielt, so nahmen doch seine Kräfte und seine Gesundheit immer mehr und mehr ab, bis am 17. Juli 1790 seine gänzliche Auflösung erfolgte.

Smith war Mitglied der königlichen Gesellschaften zu Edinburg und London, ein Mann vom liebenswürdigsten Charakter, und durch sein Werk die Zierde und der Stolz seines Jahrhunderts.

Albrecht von Haller,

einer der berühmtesten deutschen Gelehrten.

Geboren 1708. Gestorben 1777.

Das Vaterland dieses großen, in jeder Hinsicht ausgezeichneten Mannes war die Schweitz. Sein Vater war Advokat und erster Landschreiber der

Grafschaft Baden, der diesem seinem jüngsten Sohne, der zu Bern am 16 Oktober 1708 das Licht der Welt erblickt hatte, so viel in seinen Kräften stand, eine gute Erziehung zu geben strebte. Albrecht Haller zeichnete sich bald auf die herrlichste Weise aus. Ein gewißer Abraham Baillot, ein Mann von festen Religionsgrundsätzen und tiefen Sprachkenntnissen, doch von einem düstern und höchst strengen Charakter war sein Lehrer. Haller verdankte ihm vieles, vorzüglich in den orientalischen Sprachen, die er sich zur Hauptbeschäftigung gemacht hatte. Vom zehnten Jahre an widmete sich der feurige Knabe mit vorzüglichem Eifer der Dichtkunst, mit welcher er das Studium der Literargeschichte verband; und mit besonderem Glücke folgte er dieser Lieblingsneigung bis zum Jahre 1723, in welchem er sich nach Tübingen verfügte, um daselbst Medizin zu studiren. Zwey Jahre später ging er nach Leyden, und hörte den großen Hermann Börhave, so wie den bekannten Albinus, und den nicht unberühmten Ruysch. Das reiche chemische Laboratorium, der schöne botanische Garten, in welchem alle damals bekannten Pflanzen enthalten waren, und die Verbindung, in welche Haller mit den erwähnten großen Männern gekommen war, machten zusammen das glückliche Verhältniß aus, in welchem er durch unermüdete Arbeit den Stoff sammelte, aus welchem er in der Folge seine Ideen entwickelte. Schon Börhave z[illegible]

ihn seinen übrigen Schülern vor, indem er ihm in seinem Garten die Botanik zu studiren erlaubte, und neue Wege zur Wahrheit zeigte.

Nachdem Haller einen Theil von Niederdeutschland seiner Gesundheit wegen durchreiset hatte, erhielt er 1726 zu Leyden im neunzehnten Jahre seines Alters die Würde eines Doktors der Medizin. Im folgenden Jahre reisete er nach England, wo er sich die Freundschaft eines Hanns Sloane, Douglas und Cheselden erwarb, und endlich nach Frankreich, wo er ebenfalls mit mehreren ausgezeichneten Männern Bekanntschaft machte. Im Jahre 1728 ging er nach Basel, um des berühmten Professors Bernoulli Vorlesungen über Mathematik zu benützen. Hier beschäftigte er sich mit Geometrie, und seine nach Weisheit dürstende Seele überließ sich diesem neuen Studium so ganz, daß er darüber beinahe die Arzneikunst vergessen hätte.

Nach seiner Zurückkunft nach Bern trieb er die Arzneiwissenschaft emsig und glücklich. Dennoch wurde ihm die Stelle eines Lazareth-Arztes, um die er ansuchte, verweigert; allein die Vorsteher bereueten diese Ungerechtigkeit bald, und trugen ihm in kurzem die Stelle selbst wieder an, die er auch bis zum Jahre 1736 begleitete. Seine Talente für die Anatomie waren bekannt; die Republik Bern entschloß sich daher dieselben zu nutzen, und ließ ein

Zergliederungshaus erbauen, an welchem er als Professor angestellt wurde.

Fast um eben diese Zeit gab er seine Sammlung von Oden und Briefen heraus, die nachher fast in alle lebende Sprachen übersetzt wurden. Mit den entschiedensten Talenten für die Poesie verband er auch sehr ausgebreitete Kenntnisse in der Biographie und Geschichte, die er 1738 zu zeigen Gelegenheit hatte, als er nähmlich zum Aufseher der öffentlichen Bibliothek in Bern ernannt wurde.

Schon im Jahre 1736 trug ihm die Regierung zu Hannover die Professur der Anatomie, Botanik und Chirurgie zu Göttingen an. Das Versprechen, alle zur Ausführung seiner großen Entwürfe nöthigen Kosten zu bestreiten, bestimmten ihn endlich, diese Anstellung anzunehmen. Er las über die Institutionen des Börhave, und gab nach einem mehrjährigen glücklichen Erfolge die Vorlesungen in sechs Bänden heraus. Unstreitig hat er das Verdienst, daß er die Lehre des großen Leydenschen Meisters, die oft zu dunkel ist, vortrefflich entwickelte. Mit dem größten Eifer betrieb er nun Botanik, und nicht minder angestrengt beschäftigte er nach einiger Zeit sich wieder mit Anatomie und Physiologie, und seine Studien wurden sehr gemeinnützig, da er die Früchte derselben von Zeit zu Zeit durch Schriften bekannt machte, die sich durch Gründlichkeit der Ideen, tie-

ſe Gedanken, und eine unermeßliche Gelehrſamkeit ganz beſonders auszeichnen.

Mitten unter dieſen Beſchäftigungen fand er Zeit, viele Anſtalten, die in Göttingen fehlten, zu bewirken. Er brachte es dahin, daß die Wundärzte in ein Collegium vereint wurden, zu deſſen Präſidenten man ihn nachher ernannte. Er entwarf die Geſetze der Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften. Er legte ein Entbindungshaus an, worin dieſe für die Menſchheit höchſt wichtige Kunſt gelehrt wird. Eben ſo gründete er ein Kabinet von ſehr ſchönen anatomiſchen Präparaten, wovon er viele ſelbſt gemacht hatte. Er errichtete eine Schule für Künſtler, die Thiere und Pflanzen zeichneten und mahlten, ein Inſtitut ſonder gleichen, aus welchem ſich auf den Eifer ſchließen läßt, mit welchem Haller ſeine Wiſſenſchaften betrieb. Durch dieſe vielfachen nützlichen Bemühungen erwarb er ſich den größten Ruf. Faſt alle Akademien beeiferten ſich, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Die Republik Bern ertheilte ihm eine Stelle im hohen Rathe. Georg II. König von England überhäufte ihn während ſeiner Anweſenheit in Göttingen mit Beweiſen der Gnade; ſchon früher hatte er ihn zum erſten Arzte im Kurfürſtenthum Hannover ernannt. Er ertheilte ihm den Hofrathscharakter, und ſuchte bei dem kaiſerlichen Hofe um einen Adelsbrief für ihn an, der am 29. April 1749 auf die rühmlichſte Weiſe für ihn ausgefertiget

wurde. Haller wußte, daß die Achtung des Publikums rühmlicher sey, als ein Hoftitel, doch nahm er diesen an, um die Meinung seines Wohlthäters zu ehren, nur den angetragenen Titel eines Baron verbat er sich. Mehrere Universitäten beneideten Göttingen, das einen solchen Mann besaß, und machten diesem die glänzendsten Anträge; allein er blieb unbeweglich. Nur ein Land zog ihn unwiderstehlich an sich; es war sein Vaterland. Als er merkte, daß seine Kräfte zu den vielen Arbeiten nicht mehr hinreichten; ging er 1753 in die Schweiz zurück.

Seine Rückkunft verursachte in Bern eine allgemeine Freude. Bald erhielt er als Mitglied des hohen Rathes durch das Loos die Stelle eines Aufsehers des Stadthauses. Jeder andere hätte nach so vielen Beschwerlichkeiten sich zur Ruhe begeben, Haller nicht. Bern, das sichs zur Ehre anrechnete, einen berühmten Bürger zu besitzen, dessen Talente es nutzen konnte, trug ihm viele Jahre Reisen zum Besten des Staates und der Gesundheit der Bürger auf. In der Folge kehrte er jedoch zu seinen gelehrten Beschäftigungen zurück. Fern vom Göttinger anatomischen Theater und botanischen Garten, fand er sich durch Pflanzen auf dem Felde, und Thiere im Wasser und in den Gehölzen hinlänglich entschädigt. Er arbeitete durch mehr als zehn Jahre an einem Werke, zu welchem er vorlängst den Plan

entworfen hatte; endlich 1768 kamen die Anfangsgründe der Physiologie zu Stande; acht Bände konten kaum alle seine Kenntnisse vom Baue des menschlichen Körpers fassen.

Die Republik Bern übertrug Hallern zu verschiedenen Zeiten verschiedene Stellen und Ämter, die er stets mit größtem Eifer besorgte. Die Direktion der Provinz Roche erhielt er 1758, und 1762 wurde er Amtsstatthalter zu Tiken, wobei er durch sechs Jahre die Oberaufsicht über die Salzwerke hatte. Es war ein herrlicher Anblick, die Besorgung des Schweizersalzes bei einem Gelehrten zu finden, der sich bemühte, die leichtesten und kürzesten Bereitungsmittel ausfindig zu machen, um die Menge und Reinheit des Salzes zu vermehren, und dasselbe dem gemeinen Manne möglichst wohlfeil zu liefern. Er hatte nähmlich im Großen die Versuche gemacht, das Salz durch Abdampfen zu bereiten, und dieß 1764 der Akademie der Wissenschaften vorgelegt.

Haller brachte eine Sammlung der Gesetze seines Vaterlandes zu Stande. Er entwarf den Plan zu einem Waisenhause, und war viele Jahre Vorsteher desselben. Eben so wurde nach seinem Entwurfe eine Schule angelegt, um junge Patrizier in allen Wissenschaften auf Kosten des Staats zu unterrichten. Manche wichtige Staatsbedienungen führte er mit entschiedenem Beifalle.

Göttingen fühlte den Verlust, den es an Hallern erlitten hatte, und suchte ihn wieder zu erlangen. Der König von England bot ihm wiederholt die vortheilhaftesten Bedingungen an, und schrieb selbst an die Republick Bern, um diese zu einem Opfer zu bewegen. Katharina II. that alles mögliche, den großen Mann nach Petersburg zu ziehen. Er blieb in Bern, und die Republik bezeugte ihm ihren Dank durch eine außerordentliche Pension.

Kaiser Joseph II. nahm auf seiner Reise nach Frankreich im Jahre 1777 einen Umweg, um Hallern zu sehen und sich mit ihm zu unterhalten. Haller, von Alter und Krankheit niedergebückt, lebte beim Anblicke des Kaisers neu auf, und hatte Gegenwart des Geistes, Stärke und Heiterkeit. Der Kaiser unterhielt sich mit ihm über Wissenschaften und Gelehrte; Haller zeigte bei dieser Gelegenheit eben so tiefe Kenntnisse, als Gerechtigkeit für fremdes Verdienst; von sich selbst sprach er mit der größten Bescheidenheit. Der Besuch dauerte eine Stunde. Zu Basel erklärte der Kaiser: er habe wenige gekannt, in denen er so ganz den großen Mann, und den Mann von Rechtschaffenheit sah, wenige, die so geistvoll in Bildung, Stimme, Gebärde und Ausdruck waren.

Die Gesundheit Hallers war schwach bis in sein zwanzigstes Jahr. Im acht und zwanzigsten Jahre wurde er sehr dick, doch hatte er immer heftige Kopfschmerzen. Im Jahre 1776 warf sich die

Gichtmaterie auf die Blase, und verursachte ihm so viele Unbequemlichkeit, daß er nicht mehr ausgehen konnte. Seine Seele behielt aber in dem erschöpften Körper ihre volle Munterkeit. Er beschloß sein verdienstvolles Leben am 12. Dezember 1777 in einem Alter von neun und sechzig Jahren. Er hatte sich dreimal verheurathet, und war Vater von eilf Kindern. Er führte ein sehr geschäftiges Leben; das Lesen neuer Werke war die einzige Erholung, die er sich erlaubte. Er schlief in seiner Bibliothek, und brachte manchmal ganze Monate ununterbrochen in derselben zu. Er speiste stets im Büchersaale, und wenn seine Familie sich dabei einfand, so hatte er alles beisammen, was ihm auf Erden theuer war. Seine Liebe zum Studiren hatte nicht nur Einfluß auf seinen Charakter, sondern auch auf alles was ihn umgab. Sein Haus war ein Heiligthum der Wissenschaften. Schüler, die in großer Anzahl unter seinen Augen in der Bibliothek und auf dem anatomischen Theater arbeiteten, seine Kinder, seine Frau die ihm zu Liebe Zeichnen und Mahlen lernte, seine Freunde und Mitbürger machten sich ein Vergnügen daraus, etwas zu seinen Arbeiten beizutragen. Er sammelte, bewirkte, und belebte alles.

Als deutscher Sänger, als Wiederhersteller unserer Dichtkunst ist er uns doppelt theuer. Seine Gedichte, die er mit Riesenkraft und jugendlicher Schnelligkeit hervorbrachte, und mit anhaltendem

Feuer vollendete, tragen das Gepräge des unsterblichen Genies.

Reichsgraf von Daun,

ein berühmter österreichischer Feldherr.

Geboren 1705. Gestorben 1776.

Leopold Joseph Maria Reichsgraf von Daun, einer der verdienstvollsten und ausgezeichnetsten Helden Österreichs, war der Sohn des Grafen Wirich Philipp Daun, dessen Vater und Bruder dem kaiserlichen Hofe als Feldmarschalle gedient hatten, und der selbst im spanischen Erbfolgekriege sich auf eine glänzende Weise hervorgethan hatte, und in der Folge die Würde eines Vicekönigs in Neapel bekleidete. Dessen Anstellungen in Italièn veranlaßten, daß auch der Sohn in Italien erzogen wurde, und in Rom studirte. Dieser hatte anfänglich zum geistlichen Stande die Bestimmung; doch ihm war der kriegerische Geist angeboren; er wählte daher den Stand eines Maltheser-Ritters, erhielt eine Kommende, und trat endlich in die kaiserliche Armee, bei welcher er, nur erst zwanzig Jahre alt, die Stelle eines Obersten erhielt. Er legte seine ersten


Daun.
Potemkin.
Gibbon.
Archenholz.
Pr. Leopold v. Braunschweig.
Sheridan.

Proben in den Feldzügen wider die Türken ab, in welchen er sich bis zum Feldmarschall-Lieutenant emporschwang. Bei Glotzgau erhielt er die erste, doch nur leichte Wunde. In dem Kriege wider die Preussen kam er erst nach dem Treffen bei Wolnitz zur Armee; doch erntete er großen Ruhm, da er zur Belagerung Prags, Eroberung Baierns, und zur Vertreibung der Franzosen bis über den Rhein sehr viel beitrug. Bei dem Übergange des Prinzen Carl von Lothringen über den Rheinstrom zeigte er sehr viele Vorsicht, noch mehr aber bei dem Rückzuge über denselben, wobei er den Nachtrab führte, und den Feind aufzuhalten hatte.

Die Muße, welche der bald hierauf erfolgte Friede mit Preussen gewährte, benützte er dazu, sich mit der Gräfin Maria Ernestine von Fuchs zu vermählen, welche eine Favoritte der Kaiserin Maria Theresia war. Dadurch begründete er eigentlich sein Glück; denn die Mutter seiner Gattin war Obersthofmeisterin bei der Kaiserin und vermochte alles über diese erhabene Monarchin. Kurze Zeit hierauf wurde Daun zum Feldzeugmeister ernannt. Im Jahre 1746 führte er die Infanterie nach den Niederlanden und sein Korps wurde meistens zur Avantgarde verwendet. Zwar waren die Verbündeten in jenem Feldzuge nicht besonders glücklich, doch belohnte die Kaiserin ihren Feldherrn im Jahre 1748 mit der Würde eines geheimen Raths.

Nach erfolgtem Frieden wurden viele Verbesserungen im österreichischen Militär vorgenommen, wobei Daun vorzüglich mitwirkte. Insbesondere wurde ihm die Verfassung der Vorschrift zu den verbesserten Exerzizien übertragen. Bald hierauf wurde er Kommandant von Wien. Er legte den Grund zur Militär-Akademie in Neustadt, einem Institute das kaum seines gleichen hat; zum Lohne ward ihm die Aufsicht über dasselbe übertragen. Als die erlauchte Kaiserin mit ihrer Familie die Akademie besuchte, fand sie durch die Einrichtung derselben ihre Erwartung übertroffen; Dauns Bildniß wurde in Erz gegossen, und daselbst im Ingenieur-Sale aufgestellt. Es ist zehn Schuhe hoch, hat neun Centner im Gewichte, und die Inschrift an dem Monumente verkündet dem Fremdlinge, daß Daun der Stifter dieser Militär-Schule war. Er wurde mit dem Ordensbande des goldenen Vließes geziert, und zum Feldmarschall erhoben.

Der im Jahre 1756 ausgebrochne Krieg wider den großen Friedrich von Preussen verschaffte ihm den Ruhm eines Helden. Er erhielt 1757 den Befehl, die Haupt-Armee bei Prag mit einem Corps zu verstärken. Den 6. May Nachmittags langte er bei Böhmisch Brod an, und vernahm, daß die kaiserliche Armee an demselben Tage geschlagen wurde. Er zog sogleich Verstärkungen an sich, um Prag zu Hülfe eilen zu können. Der Prinz von Bevern konnte

sein Vorrücken nicht hindern. Aber die von Friedrich II. diesem Prinzen zugeführte Verstärkung machte, daß Daun bei Collin halten und den Feind erwarten mußte. Der König griff ihn an, wiederholte mit äußerster Macht den Angriff mehrere Male, wurde aber aufs Haupt geschlagen, so daß Prag befreiet, und ganz Böhmen vom Feinde geräumt wurde. Dieser berühmte Sieg hat zur Stiftung des großen Theresien-Ordens Gelegenheit gegeben, von welchem der Kaiserin Schwager das erste, Graf Daun das zweite Großkreuz erhielt.

Lange begünstigte die österreichischen Heere das Glück, bis die unerhörte Schlacht bei Roßbach erfolgte, nach welcher der König den Grafen Daun bei Leuthen schlug, Breslau eroberte, die darin liegenden Truppen gefangen nahm, und sich zum Meister von ganz Schlesien machte. Dem Grafen konnte jedoch die Schuld dieser Unglücksfälle nicht beigemessen werden, da er nicht unumschränkt handeln durfte. Im folgenden Jahre 1758 bekam er jedoch den Oberbefehl über die gesammte Armee. Er ging äußerst behutsam zu Werke, griff den Feind nie an, raubte ihm aber alle Vortheile. Dadurch rettete er Ollmütz, erwarb sich die Ehre, der deutsche Fabius Cunctator zu heißen, und sah diesen Ruhm durch eine Medaille verewigen. Noch in demselben Jahr erfocht er über den aller Orten siegreichen Friedrich bei Hochkirchen einen entscheidenden Sieg,

ja er würde die preußische Macht aufgerieben haben, wäre nicht der Prinz von Durlach mit einer Colonne zu spät angekommen. Die russische Kaiserin verehrte ihm für diese Heldenthat einen Degen, der auf zehntausend Rubel im Werthe geschätzt wurde. Die Eroberung von Dresden versuchte er dennoch vergebens. Im folgenden Jahre vermehrte er seinen Ruhm durch den Vorfall bei Maxen, wo er den General Fink mit fünfzehntausend Mann gefangen nahm.

Minder glücklich für ihn war das Jahr 1760. Er konnte es nicht hindern, daß General Laudon am 15. August geschlagen wurde, obschon er in der Nähe stand. Auch die Schlacht bei Torgau am 3. November wurde zu Gunsten des Feindes entschieden; Daun glaubte zwar den Sieg schon in Händen zu haben, als eine Schußwunde ihn nöthigte, aus dem Treffen zu gehen, und durch Ziethens Entschlossenheit den Österreichern der errungene Vortheil entrissen ward. Die Wunde veranlaßte ihn nach Wien zu gehen, wohin ihn seine Gattin abholte. Die Kaiserin fuhr ihm aus ihrer Residenz entgegen und empfing ihn mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken. So lang er an seiner Wunde darnieder lag, wurden die Kriegskonferenzen in seinem Hause gehalten; auch erhielt er täglich von den Gliedern des kaiserlichen Hofes Besuche. Bei seinem ersten Ausgange wurde er in den neu errichteten Staatsrath als Mitglied eingeführt. Der folgende Feldzug wurde

urch keine vorzüglichen Thaten bezeichnet. Prinz Heinrich, der weniger Hitze als Friedrich besaß, hatte ein festes Lager bei Nossen bezogen, wo beide Heere einander nur beobachteten.

Daun ging nach Wien zurück, und wurde Hofkriegsraths-Präsident. Seinen letzten Feldzug machte er in Schlesien; Schweidnitz ging verloren, und Daun mußte dem Könige, der durch die Russen verstärkt war, auch den Sieg bei Reichenbach lassen. Der Hubertsburger Friede machte dem Krieg ein Ende. Der eingetretene Friede wurde von Österreich zur möglichsten Vervollkommnung des Kriegswesens benützt. Daun, der alle Vorzüge und Mängel der österreichischen Armee kannte, machte die zweckmäßigsten Vorschläge, von welchen die meisten des großen Kaisers Joseph Beifall erhielten. Doch nicht lange konnte der Held dem Vaterlande nützen, schon am 5. Februar 1776 endigte der Tod seine Laufbahn.

Daun erhielt selbst von seinen heftigsten Feinden das Lob, daß er einer der größten Feldherren neuerer Zeit gewesen sey, und selbst König Friedrich fürchtete ihn als seinen gefährlichsten Gegner. Er wußte musterhafte Pläne zu entwerfen, und führte sie meisterhaft aus. Seine Monarchin hat ihm ein Denkmal seiner würdig errichtet.

Gregor Fürst Potemkin,

kaiserlich russischer Feldmarschall.

Geboren 1736. Gestorben 1791.

Gregor Alexandrowitsch Fürst Potemkin war unstreitig der merkwürdigste Mann unter der Regierung Katharinens II. Er war ein Glückskind wie Menzikof: zwar nicht von eben so niederer Geburt, doch nach seinem Stande keineswegs berechtiget, sich das erhabene Ziel vorzusetzen, das er wirklich erreichte. Ausgezeichnet ist er vor andern, daß das Glück, dessen Günstling er war, ihn bis an sein Ende nicht verließ.

Er wurde auf einem kleinen Landgute zwanzig Werste von Smolensk im September 1736 geboren. Sein Vater war Hauptmann eines Garnison-Regiments, der, nachdem er lange gedient hatte, als Major seinen Abschied nahm; und von seinen eigenen kleinen Mitteln bald in Moskau, bald auf seinem Landgute lebte. Der junge Potemkin genoß einer möglichst sorgfältigen Erziehung. Seine Anlagen gaben Anlaß zu den schönsten Hoffnungen. In reiferen Jahren fühlte er Beruf zum Soldatenstande; er mußte aber gegen seine Neigung dem Wunsche [illegible]

nes Vaters folgen, der ihn nöthigte, den geistlichen Stand anzutreten. Potemkin kam in ein Moskowitisches Kloster; als aber nicht lange nach der Investitur sein Vater starb, und er sich weiter von keinem Zwang umschlossen fühlte, trat er aus, nahm Dienste bei einem russischen Regimente, und schwang sich in kurzer Zeit zum Sergeanten empor. Freunde seines Vaters brachten es endlich dahin, daß er von diesem Regimente, bei welchem er durch zwei Jahre gestanden, zur Garde nach Hofe berufen wurde.

Durch seine Gestalt, seinen gigantischen Wuchs, und sein sittsames Betragen zeichnete er sich von den übrigen aus, und seine einnehmende Beredsamkeit machte ihm viele Höflinge zu Freunden. Dieses bewirkte, daß er der Kaiserin mit vielem Lobe empfohlen wurde, die ihn hierauf selbst zu sehen verlangte. Das Glück begünstigte ihn auch in einem besonderen Grade. Als die Revolution am 9. Julius 1762 ausbrach, war er einer der ersten, der Katharinen zur Selbstherrscherin aller Reussen ausrief, und diesen ganzen Tag nahe um die Person der Monarchin auch unter denen war, die ihre Wache ausmachten. Drei Tage später wurde er als Courier nach Stockholm gesendet, um dem russischen Gesandten daselbst die Regierungsveränderung zu melden. Die Monarchin, die in diesen Tagen seine Treue gesehen hatte, schenkte ihm ihre volle Gunst; sie verschaffte ihm Gelegenheit, sich nach eigener Wahl in

allen Wissenschaften auf ihre Kosten zu bilden, und erkundigte sich sogar oft nach seinen Bedürfnissen. Potemkin verlegte sich durch vier Jahre mit Fleiß und Anstrengung auf die Wissenschaften, und im Gefühle, was er bei Katharinen wagen dürfe, ließ er seinen unersättlichen Ehrgeitz endlich laut werden. Er bat um die Entlassung von der Garde, und um eine Anstellung nach seinen Fähigkeiten, von welchen er Proben ablegen wollte. Sogleich ward seinem Gesuche willfahret, und Potemkin flog von Stufe zu Stufe, bis er endlich zum Fürsten, Minister und obersten Feldherrn sich empor gehoben hatte.

Nun sah er sich im Besitze der obersten Macht, und es schien, als hätte die Kaiserin an Glanz und Ansehen gewonnen, seitdem ein solcher Arm ihre Blitze schleuderte. Vor seinem schrecklichen Willen sank alles vor ihm her in den Staub, keiner hielt eine Erniedrigung für entehrend, mit welcher er sich der Allgewalt eines Mannes unterwarf, der alle Strahlen der Majestät unmittelbar empfing, und sie nach seiner Willkühr leuchten ließ. Vor seinem Pallaste standen oft fünfzig und mehrere Kutschen, deren Eigenthümer ihm zugleich die Aufwartung machten, welches um so mehr auffallen mußte, da sein Pallast nur durch die sogenannte Eremitage von der Residenz der Monarchin getrennt war.

Potemkin verstand es aber auch durch Riesenentwürfe des Ruhmes seine erhabene Freundin zu

winnen. Der Besitz der Taurischen Halbinsel bahnte ihr den Weg zu einer unbegränzten Aussicht, dort ein umgestürzter Thron zu ihren Füßen, ihre otten umschifften Europa von Kronstadt bis Sestopol, ja neue Reiche gingen auf ihren Wink vor. Potemkin wußte diese Träume zu verwirklichen, die Eroberung der Krimm war sein Werk, her er auch von seiner Kaiserin den Ehrennamen s Tauriers erhielt.

Er pflegte alles nur als Mittel zum Zwecke zu trachten, und selbst die Verschwendung hatte in nen Händen einen Zug von Größe. Würden, chätze, Menschen waren ihm lauter todte Werkuge für seinen schöpferischen Geist. Jede Höhe, sonst Schoßkinder des Glückes der Schwindel erfällt, war, wenn Potemkin sie erstieg, ein Maulwurfshügel. Palläste von Marmor, geschmückt mit aller Pracht und Üppigkeit der Kunst, himmernd von Golde, ja Geschenke von ganzen rovinzen und ihren Bewohnern ließen ihn kalt nd unbefangen; noch immer hatte er ein höheres iel, nach welchem er strebte.

Die Kaiserin sollte die taurische Halbinsel als nen von europäischen Kriegs- und Friedenskünsten eubelebten Staat selbst überschauen. Vorkehrunen, die nur der Despotie möglich sind, gingen iesem kaiserlichen Zuge vorher, und ließen überall ie schauerlichen Spuren von Potemkins Menschen-

verachtung zurück. Aus der Wüste, die im Kreise von dreihundert Meilen keinen Baum hervorbringt, stieg Cherson, prangend mit Pallästen, und wimmelnd von Kaufleuten aller Nationen empor. Ganze Strecken im Innern des Reiches wurden entvölkert, um den Gegenden, die Katharina durchreisete, das täuschende Ansehen des geschäftigen Lebens, der keimenden Saaten, des angehenden Wohlstandes, kurz einer neuen Schöpfung ihres Lieblings zu geben. Die unglücklichen Opfer dieser abscheulichen Erfindung, eine Heerstraße von vielen hundert Meilen theatralisch auszuschmücken, zu Tausenden aus ihrer Heimath gerissen, und in elende Hütten zusammengepreßt, blieben in der Folge ihrem Schicksale überlassen, und wurden die Beute des Hungers; andere Tausende, um ihr Leben kümmerlich zu fristen, sprengten die Felsen in den Dnieperfällen, um diesen wilden Strom für künftige Kaiserjachten schiffbar zu machen. Die zahlreichen Nachkommen der westlichen Tartaren wurden in das weit entlegene Sibirien versetzt, und die Kosaken wanderten auf Potemkins, ihres neuen Hetmans, Befehl in die verlassenen Wohnsitze der Krimm.

Ein Beispiel, wie sehr Potemkin in seinem Übermuthe die Gewalt mißbrauchte, mag folgende Geschichte geben. Einst erwähnte jemand an seiner Tafel eines russischen Kaufmannes in einer entfernten Provinz, dessen Bart so lang wäre, daß er bis

er den Gürtel hinunterreichte. Den möcht' ich se-
n! rief ein Fräulein, das mit zu Tische saß.
aum war das Wort über ihre Lippen, so schickte
otemkin den Befehl an die Polizei, den Kaufmann
r Stelle zu schaffen. Sechs Monathe nachher erin-
rte man sich des Mannes wieder. Der Fürst er-
ndigte sich mit einem heftigen Tone; allein die
ntwort lautete: Er sitzt schon seit fünf Monathen,
d will noch nicht bekennen, was er verbrochen
t. Der zitternde Greis ward nun hereingerufen,
nem Fräulein vorgestellt, gehörig beguckt und ent-
issen. Als er wieder in sein Haus trat, war sein
Weib aus Kummer und Besorgniß um ihn gestor-
en, und sein ganzes Vermögen zu Grunde ge-
ichtet.

Potemkin sprach nicht viel, war tiefdenkend,
rnsthaft, und dabei ungemein herzhaft und entschlos-
en. In dem letzten Kriege gegen die Türken gab
r manche Beweise seines eisernen Sinnes. Aus Ei-
gennutz verschloß er seine Magazine dem grauen Ro-
manzof, der Katharinens Waffen zuerst durch Siege
enseits der Donau verherrlichte, und dessen abge-
sondertes Heer jetzt an Kleidungsstücken entblößt, und
kaum mit Waffen und Lebensmitteln versehen, an-
statt den Türken entgegen ziehen zu können, die Kälte
und den Hunger bekämpfte. Potemkin selbst blieb
durchgehends unthätig, nur Loudons Heldenthaten
bestimmten ihn endlich zur Wirksamkeit. Um ei-

ken äusserst hohen Preis erkaufte er Oczakow und Ismail, jenes kostete zwanzigtausend, dieses zwölftausend Russen. Hartnäckigkeit des Feindes gegen Aufforderungen reitzte aber auch seinen vollen Zorn, er blieb in solchen Fällen unerbittlich, und ließ alles, was ihm begegnete, über die Klinge springen. Bei der Eroberung von Oczakow wurden auf diese Weise binnen zwei Stunden neuntausend Feinde geopfert.

So glänzend und ausgezeichnet Potemkins Laufbahn gewesen war, so besonders war sein Ende, so gering und verlassen der Schauplatz seines Todes zu eben der Zeit, da er einen großen und siegreichen Krieg gegen die Türken dem Ende nahe gebracht hatte. Bald nach seiner Zurückkunft aus Petersburg, wo die Kaiserin einen prächtigen Pallast zu seiner künftigen Wohnung erbauen ließ, klagte er im Lager zu Jassy über eine Verderbniß im Unterleibe. Dieser kränkliche Zustand dauerte durch zwei Monathe fort, doch verschmähte er den Gebrauch von Arzneien, und er verzweifelte an seiner Wiederherstellung. Endlich entschloß er sich mit seiner Nichte nach dem Kloster Nikolawo an der Gränze Bessarabiens zu reisen. Er übergab das Kommando an den Fürsten von Repnin, überreichte diesem alle geheimen Schriften, worunter sich auch die Weisung zu dem Frieden mit der Pforte befand, und begab sich auf den Weg. Er ging am 15. October 1791 ab, hielt ein ruhiges Nachtlager, schrieb noch einen Brief an die Kaise-

rin, und setzte am folgenden Morgen die Reise fort. Nach kurzer Zeit aber klagte er über heftige Schmerzen, ließ sich aus dem Wagen bringen, und auf eine Matratze unter einen Baum im freien Felde legen, wo er nach wenigen Minuten in den Armen seiner Nichte auf erobertem Boden verschied.

Er starb ohne eigene Erben, im Besitze eines ungeheuren Vermögens, das auf fünfzig Millionen Thaler geschätzt wurde. Er hatte von Natur, um in allem ausgezeichnet zu seyn bey einer Riesenstatur eine ungemeine Leibesstärke. Sein erster Anblick hatte etwas wildes, und stellte ein seltsames Gemisch von Roheit und Bildung dar. Sein feuriger, lebhafter und eindringender Blick, seine feine und stolze Physiognomie zeigten den Kopf eines Richelieu oder Mazarin auf den starken und festen Schultern eines Wilden. Seine ganze Person zeigte ein Gemische von Genie, endlosem Ehrgeitze, Bedürfnisse der Unabhängigkeit, Herrschsucht und allen heftigen Leidenschaften. Er glich einem Löwen, der nur an einem Bande befestiget war.

Eduard Gibbon,

ein berühmter englischer Geschichtschreiber.

Geboren 1737. Gestorben 1794.

Eduard Gibbon hatte zu Putney in der Grafschaft Surrey zuerst das Licht der Welt erblickt. Er war von der Wiege an so schwächlich, daß man wenige Hoffnung für sein Aufkommen hegte. Alle Krankheiten, die mit einer allzu zarten Konstitution verbunden sind, mußte er schon in der Kindheit bestehen, und selbst als angehender Jüngling gelangte er zu keiner vollkommenen Gesundheit. Die nachtheiligen Einwirkungen dieser Körperschwäche auf den Geist zeigten sich bei dem ersten Unterrichte, den Gibbon empfing, sehr deutlich; erst in seinen sechszehnten Lebensjahre konnte er sich ernstlicher auf die Wissenschaften verlegen. Das vorzüglichste Augenmerk richtete er auf die Religion; er widmete ein volles Jahr den tiefsinnigsten theologischen Untersuchungen, und fand sich endlich, vorzüglich durch die Schriften des berühmten Bossuet bestimmt, die Religion seiner Väter zu verlassen, und zur katholischen Kirche überzutreten. Doch schien er diesen Schritt nicht mit vol-

ler Überzeugung gethan zu haben, da er sich nur zu bald dem Skeptizismus ergab.

Durch den Uebertritt zur katholischen Religion hatte er sich den Unwillen seiner Eltern zugezogen, sie sendeten ihn nach Lausanne zu einem bekannten protestantischen Pfarrer, doch ohne die eigentliche Absicht, die dabei zum Grunde lag, zu erreichen. Inzwischen hatte das freundliche Lausanne den wohlthätigsten Einfluß auf den Gesundheitszustand des Jünglings; der junge Gibbon trachtete nach der Vollendung seiner Ausbildung, an welcher er so lange gehindert war, und machte ungemeine bewunderns-würdige Fortschritte. Als er im Jahre 1758 nach einem fünfjährigen Aufenthalte in der Schweiz von seinem Vater nach England zurückberufen wurde, kehrte er mit schönen Kenntnissen bereichert in sein Vaterland, und fühlte einen unersättlichen Trieb nach Thätigkeit. Das Getümmel der großen Stadt London hemmte zwar in etwas den Flug seiner Phantasie, die unter dem freundlichen stillen Himmel der ländlichen Einsamkeit ihren Fittig entfaltet hatte; doch betrieb er nur desto eifriger die Wissenschaften, die ihm selbst in der Schweiz theurer als alle Vergnügungen geworden waren.

Im Jahre 1761 gab er seinen Versuch über das Studium der Litteratur heraus, welcher nicht ohne Gehalt ist, und von den Franzosen, in deren Sprache er erschien, besonders wohl aufgenommen wurde,

wovon Gibbon in der Folge während eines zweimaligen Aufenthaltes zu Paris die unzweideutigsten Beweise erhielt. Doch die Engländer wollten ihm diese Huldigung, die er einer fremden Sprache geleistet hatte, nicht vergeben, bis es ihm gelungen wäre durch ein bei weitem ausgezeichneteres in seiner Muttersprache verfaßtes Werk den Fehler wieder gut zu machen. Gibbon war zu dieser Sühnung ganz bereit, und faßte den Entschluß, seine Feder der Geschichte zu weihen; nur konnte er mit sich nicht einig werden, welcher unter mehreren gleich merkwürdigen Epochen er den Vorzug geben sollte. Eine Reise, die er 1764 nach Italien machte, riß ihn plötzlich aus dieser Unentschiedenheit. Als er zu Rom auf dem Trümmern des Kapitols ruhte, und im ehemaligen Tempel Jupiters die Mönche eben die Vesper singen hörte, erwachte wie aus höherem Antriebe der Gedanke in ihm, den Verfall und endlichen Sturz dieser Stadt zu behandeln. Die Idee wurde nach und nach allgemeiner, und endlich der Beschluß unwandelbar, den Verfall und Untergang des gesammten römischen Reiches zu schreiben. Gibbon hatte hiebei mit ungemeinen Schwierigkeiten zu kämpfen, doch er besiegte diese durch angestrengte Thätigkeit und ausdauernden Muth; und so kam endlich seine Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches zu Stande, welcher Hume und Robertson das schmeichelhafteste Lob ertheilen,

und für welche auch der deutsche Gelehrte Zimmermann besonders in Hinsicht auf Kraft, Würde und Anmuth der Schreibart das Wort führt.

Gibbons rastlose Bemühungen für die Wissenschaften verdienen um so mehr die vollkommenste Hochachtung, da er durch volle 25 Jahre seines Lebens mit den schwierigsten Untersuchungen sich beschäftiget hatte, nicht um dadurch eine Verbesserung seiner Glücksumstände oder einen ausgebreiteten Ruhm, sondern einzig um Gemeinnützigkeit zu erreichen. Er war zweimal Deputirter im Parlament, und erhielt im Jahre 1779 die Stelle eines Lord-Kommissärs des Kommerzes und der Agrikultur. Er war ein Mann von liebenswürdigem Charakter und unbescholtenem Wandel, und besaß eine ungemeine Heiterkeit des Geistes, die er nicht selten in hohem Grade in einige auserlesene Zirkel, die er ungeachtet seiner angestrengten Studien besuchte, überzutragen wußte. Ein gewisser Scheu und vorzüglich seine häufigen Arbeiten hielten ihn jedoch von dem Verkehr mit der großen Welt entfernt. Die Rückerinnerung an Lausanne, das ihm in seiner Jugend werth geworden war, bestimmten ihn, diesen Ort wieder zu besuchen; er hatte sein historisches Werk daselbst vollendet, daselbst verlebte er auch das letzte Jahrzehend seines Lebens, und es schien, daß er durch seine hinfällige Gesundheit, und die in Europa eingetretenen Unruhen bestimmt werde, sein Vaterland nie

mehr wieder zu sehen. Als er aber erfuhr, daß Lord Scheffield, sein innigster Freund, in Gefahr stehe, eine geliebte Gattin zu verlieren, machte er sich augenblicklich auf den Weg, und traf im Juni 1793 bei seinem Freunde ein, starb aber schon im Jänner des nächsten Jahres, wahrscheinlich als ein Opfer seiner edlen Hingebung.

Gibbon, der treue Freund und ergebene Sohn, würde sich auch den Namen eines zärtlichen Gemahls erworben haben, wenn nicht sein Vater gegen die Verbindung mit Susanne Curchod, nachmaligen Frau von Necker, für welche Gibbon während seines Aufenthalts in der Schweiz eine besondere Zuneigung gefaßt hatte, sich erklärt hätte. Gibbon blieb jedoch durch sein ganzes Leben ein inniger Freund des Herrn und der Frau v. Necker, und es ist schwer zu entscheiden, welcher dieser drei Personen das wechselseitige Vertrauen mehr Ehre gemacht habe.

Johann Wilhelm v. Archenholz.

Geboren 1745. Gestorben 1812.

Herr v. Archenholz wurde am 3. September 1745
[zu] Langenfurth, einer Vorstadt von Danzig, gebo-
[re]n. Seine erste Erziehung im väterlichen Hause
[w]ar zu seiner Ausbildung nicht hinreichend; er wurde
[d]aher frühzeitig, mit Bewilligung König Friedrichs
[d]es Zweiten, in das Berlinische Kadetenhaus auf-
[ge]nommen, wo er bis zum Jahre 1760 blieb. Im
[fo]lgenden Jahre erhielt er eine Stelle bei dem Regi-
[m]ente Renzel, nachher Winning, wo er bis zum
[H]auptmann vorrückte, und in dem damaligen sie-
[be]njährigen Kriege die Feldzüge der Jahre 1761 und
[17]62 mit machte. Da Archenholz aber sich einer un-
[gl]ücklichen Leidenschaft zum Kartenspiele überließ,
[fa]ßte der König eine solche Abneigung gegen ihn,
[da]ß er den Dienst verlassen mußte. Er gewann es
[zw]ar nun über sich, seiner Leidenschaft völlig Mei-
[ste]r zu werden, begab sich aber auch sogleich nach
[En]gland, für das er stets eine große Vorliebe hegte.
[Er] verlebte hier mehrere Jahre, während welcher

Zeit er sich sehr eifrig bemühte, interessante Nachrichten über diese Insel zu sammeln, wozu er durch die nähere Bekanntschaft mit einigen der vorzüglichsten Staatsmänner in den Stand gesetzt wurde. Sein Aufenthalt in England erstreckte sich von dem Jahre 1769 bis 1779. Nur das Jahr 1775 brachte er in Italien zu, in welchem Lande er sich nachher auch in den Jahren 1779 und 1780 aufhielt. Während seines ersten Aufenthalts in Italien hatte er das Unglück, durch einen Sturz vom Pferde ein Bein zu brechen, wurde schlecht geheilt und blieb hinkend.

Das Resultat dieser zwei großen Reisen legte er in seinem Werke England und Italien nieder, welches im Jahre 1785 zu Leipzig gedruckt erschien. Er wurde aber, ungeachtet seiner gründlichen Kenntnisse dieser Werke, einiger Parteilichkeit beschuldiget, und zwar einer Vorliebe für England, und der Ungerechtigkeit gegen Italien. König Friedrich II. war gegen diesen Mann, wegen seiner ehemaligen Spielsucht so unerschütterlich eingenommen, daß er dieses Werk, welches er, ohne den Verfasser zu wissen, zuerst mit Vergnügen gelesen hatte, im Augenblicke, da er erfuhr, es sey von Archenholz geschrieben, dem Autor wieder zurückschickte.

Archenholz liebte das Reisen überhaupt sehr. So geschah es, daß er in einem Zeitraume von sechzehn Jahren, nebst England und Italien, ge-

Deutschland, die Schweiz, Holland, die österreichischen Niederlande, Frankreich, Dänemark, Norwegen und Polen durchzog. Nach seiner Rückkehr von mehreren Reisen hielt er sich längere Zeit zu Dresden auf, verheirathete sich daselbst, und schrieb die Geschichte des siebenjährigen Krieges. Hierauf zog er nach Berlin, wo er den größten Theil seiner Brittischen Annalen herausgab, nachdem vorher schon (von 1782 bis 1790.) sein Journal: Literatur und Völkerkunde, herausgekommen war. Im Jahr 1791 begann er die Herausgabe des Journals, Minerva, reiste in demselben Jahre nach Paris, von wo aus er diese Zeitschrift redigirte, indem er sich zugleich in eine bedeutende und glückliche Spekulation mit Assignaten- und Bücherhandel einließ. Dies bewog den Buchhändler Unger in Berlin, sich von der Verbindung mit Archenholz und von dem Verlage der Minerva zurückzuziehen.

Von Paris begab sich Archenholz nach Hamburg, welches ihm so wohl gefiel, daß er in dessen Nachbarschaft das Gut Oyendorf ankaufte, und sich daselbst nach einer im Jahre 1810 unternommenen kleinen Reise nach Berlin, mit seiner Familie, einer Gattin, einem Sohne, und zwei Töchtern, förmlich ansiedelte. Er starb auf diesem Landgute am 28. Hornung 1812, im Alter von 71 Jahren, am Schlagflusse.

Leopold Max. Julius Herzog von Braunschweig,

merkwürdig als Menschenfreund.

Geboren 1752. Gestorben 1785.

Leopold war der jüngste Sohn des Herzogs Karl von Braunschweig, und der erhabenen preussischen Prinzessin Philippine Charlotte, der Schwester Friedrich des Großen. Er wurde am 10. October 1752 geboren. Sein Geist fing noch kaum sich zu entwickeln an, als schon in allen seinen kleinen Handlungen der leutselige wohlwollende Charakter hervorblickte, welcher so ganz unterscheidend die angeborne Grundeigenschaft seines edlen Geschlechtes ist, und durch welche auch sein Vater den Namen des Menschenfreundes erworben hat.

Leopold erhielt eine vortreffliche Erziehung unter den bekannten verdienten Männern, von Wallmoden, Campen, und Bülow; und nach erreichtem zwölften Lebensjahre wurde er der Aufsicht des Obersten von Warnstädt vertraut. Den Unterricht in der Religion empfing er von dem Abte Jerusalem, und sein ganzes Leben bewies, daß er es

ch zur angenehmsten Pflicht machte, der Grundsätze seines großen Lehrers stets werth zu seyn, welchem er auch bis an sein Ende die zärtlichste Freundschaft widmete. Um sich möglichst auszubilden machte er in der Folge mehrere schätzbare Reisen; die vorzüglichste war jene im Jahre 1775 in Warnstädts Begleitung über Wien nach Italien.

Nach seiner Rückkehr von dieser Reise bereitete er sich zu seiner Bestimmung, nähmlich das Regiment, welches ihm sein Onkel König Friedrich II. von Preußen am 12. Jänner 1776 gegeben, und das ihn zu Frankfurt an der Oder schon erwartete, zu übernehmen. Warnstädt, bereits sein vertrautester Freund, begleitete ihn auch dahin. Prinz Leopold machte Wohlthun zu seiner ersten und vorzüglichsten Pflicht. Alle, welche Hülfe bedurften, sie mochten vom Militär oder vom Civilstande seyn, suchten bei ihm Zuflucht in ihren Nöthen. Manche mißbrauchten sogar seine herablassende Güte, und erhielten Wohlthaten, deren sie nicht würdig waren. Dieses konnte ihnen um so leichter gelingen, da der gute Prinz seine Wohlthaten immer im Stillen ohne alles Geräusch austheilte. Er war in der größten Verlegenheit, wenn ihm jemand seinen Dank abstatten wollte.

Prinz Leopold war höchst mäßig im Essen und Trinken, und versagte sich viele Bequemlichkeiten, um den Nothleidenden desto reichlichere Unterstützun-

gen zuwenden zu können. Wenn Soldaten zum Dienste untauglich wurden, gab er ihnen neben dem königlichen Gnadengehalte aus Eigenem so viel, daß sie doch bequem leben, und sich pflegen konnten; auch gab er sich alle mögliche Mühe, ihnen eine bleibende Versorgung zu verschaffen. Für Staatsdiener, welche die erforderlichen Cautionen nicht leisten konnten, bestritt er diese aus eigenen Mitteln, ja einem verdienten Manne schenkte er zuweilen das ganze Kapital zu diesem Behufe. Die Quelle aller seiner Handlungen waren Religion und Tugend. Personen die er seines näheren Umgangs würdigte, mußten gegen ihn sich frei und ungezwungen benehmen. Hoch erfreuet war er, wenn jemand ohne Zwang und Zurückhaltung mit ihm sprach, weil er, wie er sagte, daraus sehe, daß man einiges Zutrauen und Liebe zu ihm habe. Gelehrsamkeit und Gelehrte schätzte er hoch; er war selbst in den Wissenschaften wohl bewandert. Er glaubte seinem Berufe es schuldig zu seyn, daß er die Taktik mit Eifer und Gründlichkeit studire; und die Urtheile, die er über militärische Einrichtungen auswärtiger Fürsten äußerte, zeugten bereits von einem nicht gewöhnlichen Scharfblicke.

Früh ging des Edlen Laufbahn zu Ende; sein Tod war des edlen Lebens würdig, da er in der Ausübung der Menschenliebe dahingerissen wurde. Die großen Uberschwemmungen, welche in April 1785

i vielen Orten, besonders aber im Magdeburgi-
hen und in Schlesien, außerordentliche Verwüstun-
en anrichteten, waren auch in Frankfurt an der
Oder, durch die austretende, und die Dämme durch-
rechende Fluth dieses Stromes fürchterlich und
erderblich. Am 27. April erreichte die Wassergefahr
i Franfurt den höchsten Grad. Alle menschlichen
nstrengungen konnten der Gewalt des Wassers kei-
en Widerstand leisten. Die Arbeiter auf den Däm-
ien mußten ihr Leben in Sicherheit setzen, und
iele retteten es nur mit Gefahr. Unbeschreiblich war
ie Wuth des austretenden Stromes, in den näch-
ten Vorstädten stürzten Häuser an Häuser ein; we-
ige wagten es, den bedrängten Bewohnern zu Hülfe
u eilen. Da trat Leopold hervor, ein ermuntern-
es Beispiel, stürzte bei dem Fischerthore in einen
Kahn, um selbst zu sehen und zu retten. Vergebens
tellte ihm der Eigenthümer des Kahnes die große
Gefahr vor, vergebens verweigerte er die Überfahrt.
»Ich bin Mensch, wie ihr, und hier kommt es auf
Menschenleben an!« rief der Herzog im lebendigsten
Gefühle des Jammers der Nothleidenden, und drang
auf die Abfahrt, da in der Dammvorstadt immer meh-
rere Häuser einstürzten, und zu besorgen war, daß
manche Unglückliche noch schleunige Rettung bedurf-
ten. Die Abfahrt des Herzogs geschah in Gegenwart
einer großen Anzahl Menschen, die auf dem dies-
seitigen Ufer stand. Mit Schrecken aber sah man bald

den Kahn von der Gewalt des Wassers an eine Weide geschlagen, und der Prinz fiel unglücklicher Weise in den Strudel. Alle seine Begleiter kamen aus dem Grunde in die Höhe und gewannen Bäume, an welchen sie sich fest halten konnten, bis sie geret- tet wurden; der Prinz blieb verloren.

Der berühmte Künstler Chodowiecki hat das Andenken dieser Begebenheit durch einen Kupfer- stich verewiget, welcher den Augenblick darstellt, in welchem der Prinz eben in den Kahn tritt. Des Herzogs Tod wurde allgemein betrauert, und ge- priesen, und verdient von aller Welt als Beispiel rühmlicher Aufopferung für die leidende Menschheit ewig bewundert zu werden. Schade daß ein so edler Mann in der ersten Blüthe der Jahre der Erde ent- rissen wurde, dessen schöne Gestalt nur ein schwa- cher Abglanz seiner schöneren Seele war.

Richard Brinsley Sheridan,

ein berühmter englischer Dichter und Staatsmann.

Geboren 1751.

Richard Brinsley Sheridan, der dritte Sohn des großen Schauspielers und berühmten Schriftstellers Thomas Sheridan, wurde den 4. November 1751 zu Dublin geboren. Wie das Beispiel des Vaters schon die Laufbahn bezeichnete, auf der er den Weg in den Tempel des Ruhmes gefunden hat, so sog er auch mit der Muttermilch den Sinn für die Werke der Kunst, und das richtige ästhetische Gefühl ein, welche ihn weiter als alle jene brachten, die mit ihm zu gleicher Zeit nach demselben Ziele strebten; denn seine Mutter erwarb sich bereits durch viele gute Schauspiele und unterhaltende Erzählungen einen großen Ruhm. Richard zeigte jedoch in seiner ersten Jugend keine großen Fähigkeiten, wenigstens hegte seine Mutter und Hr. Whyte zu Dublin, dessen Sorgfalt er zugleich mit seinem älteren Bruder Karl anvertraut worden war, keine großen Erwartungen von ihm. Nach einem achtzehn monatlichen Aufenthalt bei Whyte brachten beide Brüder ein Jahr bei

ihren Eltern zu, welche damals in Windsor wohnten. Richard kam hierauf 1762 in eine öffentliche Schule, und hier war es, wo er durch Ehrgeiz angespornt, seine Talente zu entwickeln begann, und sich so eifrig und glücklich auf Wissenschaften und Sprachen verlegte, daß sein Vater es für ihn unnöthig hielt, ihn nach der Universität zu schicken, sondern ihn gleich nach Middle Temple brachte, um dort die Rechte zu studiren, welches nur bei jungen Männern von ausgezeichneten Talenten zu geschehen pflegt. Die geringen Einkünfte des Vaters, der nur eine Pension von 200 Pfund genoß, erlaubten diesem nicht, dem Sohne viel zum Unterhalte auszuwerfen; dieser mußte daher durch Schriftsteller-Arbeiten die Lücke in seinen Finanzen zu decken suchen. Er wagte sich an komische Schauspiele, die aber kein Glück fanden, und sah sich daher genöthiget, ernstlich auf sein Fortkommen zu denken.

Welche Plane er aber auch gefaßt haben mochte, alle scheiterten an der Leidenschaft, welche ihm die liebenswürdige Linley, damals eine der ersten Schauspielerinnen, eingeflößt hatte. Es fehlte nicht an Nebenbuhlern, und dem Vater der Geliebten konnte ein junger Mann ohne Namen und ohne Vermögen nicht sonderlich gefallen; aber die Schwierigkeiten stählten nur den Muth des Liebhabers, und das Glück gab ihm bald Gelegenheit, den erwünschten Thron im Herzen seiner Geliebten einzunehmen. Ein

unger süßer Herr, Mathews mit Namen, hatte in der Zeitung von Bath die Ehre der Demoiselle Linley angegriffen. Sheridan forderte ihn heraus, und so gut derselbe auch focht, so konnte er doch dem Liebenden nicht widerstehen, welcher ihn mit dem Degen in der Faust nöthigte, zu widerrufen. Der Sieger legte den Widerruf in der Zeitung dem Publikum vor. Das war mehr als Mathews erwartet hatte, es kam daher zu einem zweiten Duell, zuerst auf Pistolen, dann mit dem Degen. Bei dem letztern floß von beiden Seiten reichlich Blut, und die Kämpfer schlugen immer, selbst als sie beide schon auf der Erde lagen, noch auf einander los, bis die Sekundanten sie auseinander brachten. Diese ritterlichen Übungen krönte ein ritterlicher Zug. Die dankbare Linley floh mit ihrem Geliebten übers Meer, nach dem festen Lande, und nachdem die Hochzeit hier in der Stille vollzogen war, weigerten sich ihre Eltern nicht länger, die eheliche öffentliche Einsegnung zu erlauben, die bald nach der Rückkehr des hochbeglückten Paares im Vaterlande Statt hatte.

Sheridans reges richtiges Ehrgefühl erlaubte nicht, daß seine Frau auf dem Theater blieb. Man machte ihr, als einer beliebten Schauspielerin, die vortheilhaftesten Anträge, ja die Directoren des Pantheons boten ihr tausend Pfund für zwölf Vorstellungen und die Einnahme einer Vorstellung, die eben so hoch angeschlagen werden konnte; doch

ihr Gatte wich nicht von seinem Entschlusse und sie selbst stimmte ihm ganz bei. Sheridan mußte jetzt thätiger als jemals seyn. Seine kleinen Gedichte hatten ihn beliebt, seine Abentheuer berüchtigt gemacht, er konnte daher bei einem neuen Versuche mit Schauspielen wenigstens auf eine heißhungrige Aufnahme rechnen. Er schrieb daher mehrere Stücke, wovon das erste am 17. Jänner 1775 aufgeführt, jedoch erst nach einigen Abänderungen günstig aufgenommen wurde, die übrigen aber ungemeinen Beifall fanden. Durch diesen glücklichen Erfolg waren seine häuslichen Umstände nach und nach sehr verbessert worden. Als Garrik die Direktion des Drury Lane Theaters aufgab, kaufte Sheridan 1776 in Gesellschaft mit seinem Schwiegervater und einem gewissen Dr. Ford dasselbe für 30,000 Pfund. Nun hatte er noch mehrere Veranlassung seine Talente für das Theater zu kultiviren. Am 8. May 1777 brachte er seine Lästerschule auf die Bühne, welche ihm nicht nur in England den größten Ruhm erwarb, sondern auch seinen Namen den übrigen Völkern Europens bekannt machte. Der Tod Garrik's veranlaßte ihn, eine Rede zum Gedächtnisse dieses englischen Roscius zu schreiben, die im März 1779 auf dem Drury Lane-Theater vorgetragen wurde, jedoch so herrlich sie auch ausgearbeitet ist, keinen Beifall fand.

Obgleich Sheridan gute Einkünfte hatte, so

befand er sich doch, weil seine Haushaltung nicht sehr ordentlich geführt wurde, zuweilen in Verlegenheit. Dieses bewog ihn, auf seines Freundes Fox Veranlassung, um eine Stelle im Unterhause zu werben. Nach vielen Schwierigkeiten ward er 1780 Repräsentant von Stafford, und sogleich ein heftiges Mitglied der Opposition. Unter Rockinghams Ministerium wurde er Unter-Sekretär des Hrn. Fox, welcher damals Staats-Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten war, und im April 1783 ward er Sekretär der Schatzkammer; weil aber Pitt bald darauf ans Ruder kam, wieder der Opposition einverleibt. Inzwischen war sein Selbstgefühl geweckt worden, und durch seine seltenen Talente wurde er bald der Nebenbuhler eines Fox und eines Burke, der Liebling des Volks. In dem Prozeß gegen den General-Gouverneur Hastings erwarb er sich die höchste Achtung, da er seinen Witz und Scharfsinn, seine Laune und Geistesgegenwart im Dienste der guten Sache brauchte, und zum ersten Male Fleiß und Ausdauer zeigte. Die Reden, die er im April 1787 und im Juni 1788 gegen Hastings hielt, gehören unstreitig zu den ersten Meisterstücken ihrer Art. Bei diesen Reden griff er sich auch so an, daß er den 10. Juni 1788 mitten im Vortrage von einer Ohnmacht befallen wurde, die nichts weniger als ein Theaterkniff war, indem er erst nach drei

Tagen da fortfahren konnte, wo er hatte innehalten müssen.

Als die von den bedenklichen Gesundheitsumständen des Königs veranlaßte Krisis eintrat, ergriff Sheridan die Parthei des Prinzen von Wallis. In den neuesten Zeiten hat er sich, wie bekannt, stets als ein eifriges Oppositionsglied bewiesen. In dieser Eigenschaft hat er auch auf eine Parlaments-Reform gedrungen, und sich immer als ein Vertheidiger der Preßfreiheit und religiösen Toleranz gezeigt. Anfänglich war er auch ein Enthusiast für die französische Revolution; allein er änderte seine Meinung über dieselbe, als jene Weltbegebenheit eine ganz andere Wendung, als die er bei ihrer ersten Entwickelung vermuthete, nahm.

Die schöne geistvolle Linley, die seine Jugend bezauberte, und seinem ganzen Leben die Richtung gab, starb im Juni 1792, und hinterließ ihm einen Sohn, seinen Eltern an Talenten ähnlich. Im Jahre 1795 vermählte sich Sheridan abermals, und zwar mit der jüngsten Tochter des Predigers Newton Ogle, Dechant von Winchester, von welcher er ebenfalls einen Sohn hat.

In der neuern Zeit verfaßte er wieder verschiedene Schauspiele, auch übersetzte er einige Stücke von Kotzebue, unter andern Rollas Tod, das ihm die Gunst des Hofes und des Ministeriums verschaffte.

Sheridan ist ein liebenswürdiger Mann, und in Privatverhältnissen einer der unterhaltendsten und lehrreichsten Menschen. Er besitzt eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Als Redner zeichnet er sich durch eine starke und deutliche Stimme aus, nur wenn er im Feuer der Leidenschaft eben so schnell sprechen will, als er denkt, wird er zuweilen schwer verständlich. Seine Reden sind reich an witzigen Einfällen, durch welche er auch glücklich die Angriffe abgewendet hat, die man anfänglich wegen seines ehmaligen Standes gegen ihn machte.

Moritz Graf Lascy,

kaiserl. österreichischer Feldmarschall.

Geboren 1725. Gestorben 1801.

Franz Moritz Graf Lascy war der Sohn des Grafen Peter Lascy, der aus einem der edelsten und ältesten Geschlechter der Normandie entsprossen, unter Peter dem Großen in Rußlands Dienste trat, wo er zuletzt die Würde eines Feldmarschalls und Gouverneurs von Liefland bekleidete. Seine Vor

fahren gingen im vierzehnten Jahrhunderte mit König Wilhelm dem Eroberer nach England, ließen unter Heinrich II. sich in Irland nieder, und gelangten in der Folge zu den höchsten Würden des Reiches.

Graf Moritz Lascy erblickte in Petersburg zuerst das Licht der Welt. Frühzeitig kam er jedoch nach Wien, wo er die vollständige Erziehung erhielt. Er wurde, als er das mannbare Alter erreicht hatte, zur militärischen Laufbahn bestimmt; doch hatte sein Vater es sich zum Grundsatze gemacht, daß der Sohn die ersten Stufen des Kriegsdienstes lieber in einer fremden Armee durchgehen, als diese in Rücksicht der väterlichen Verdienste ganz überspringen, und dadurch mit so manchen wesentlichen Theilen des kleinen Dienstes ganz unbekannt bleiben sollte. Zufälliger Weise ergab sich auch der günstige Umstand, daß zur Zeit, als Moritz Lascy die vorgesetzte Laufbahn betreten sollte, Rußland eben einige Ruhe genoß, Oesterreich aber in einen Krieg verwickelt war.

Er nahm im Jahre 1743 Dienste, und stand als Fähnrich bei den leichten Truppen. Hier konnte er, meistens auf Vorposten, nur durch Thaten der Entschlossenheit, welchen sein Jugendfeuer ihn entgegen trieb, sich auszeichnen, und wirklich sah man ihn mehr unter den feindlichen, als unter den österreichischen Truppen; bei Veltri wurden ihm drei

VI.B.S. 239.



Weinrauch fc.

Pferde unter dem Leibe getödtet, und er selbst erhielt einen Bajonettstoß.

Bald wurde er Adjutant des unsterblichen Feldherrn Browne, dessen Verwandter und Zögling er war. In diesem Posten übte er sich schon in der höheren Kriegswissenschaft, und zeigte sehr früh, zu welcher Größe er einst gelangen würde. Im folgenden Feldzuge begab er sich jedoch zu dem ernsteren Dienste in den Linien, zuerst in Böhmen, dann in Sachsen immer war er zugegen, wo es am lebhaftesten herging, vorzüglich in den Treffen bei Strigau und Trautenau im Jahre 1645, in welchem letzteren er bei dem Verfolgen des Feindes eine Schußwunde erhielt. Als Kourier an den Prinzen Carl von Lothringen gesendet, war er auch mit bei Kesselsdorf.

Im Jahre 1746 stand er zuerst bei Piacenza, wo er viele Gefangene machte, und die Beförderung zum Major bekam. An dem Gefechte am Tidone bei Rottofreddo, und an der Einnahme von Genua nahm er Theil; und bald darauf leistete er in den Niederlanden die nützlichsten Dienste. Im folgenden Jahre machte er wieder einen der beschwerlichsten Feldzüge in Italien mit; er wollte in der Folge nie berechnen, wie oft er während desselben im Feuer gewesen. Bei der Belagerung von Mastricht im Jahre 1748 wußte er auch in diesem Theile des Dienstes seine Kentnisse geltend zu machen.

Nach dem Frieden arbeitete er als Oberst thä-

thigst daran, seinem Regimente mehr als gewöhnliche Gewandtheit in den Übungen zu geben, und achtete nicht des Neides, der seine Soldaten nur Tänzer schmähte. Die Schlacht bei Lowositz im Jahre 1756 beschämte auch die Tadler, denn einzig durch die unbedingte Hingebung seines Regiments wurde die Armee gerettet. Feldmarschall Browne erklärte in seinem Berichte nach Hofe: »Ohne Lascy wäre an diesem Tage alles verloren, ohne seine Verwundung alles gewonnen gewesen.«

Der Lohn für diese Auszeichnung war die Beförderung zum General. Aus den unvortheilhaftesten Stellungen beunruhigte er während des Winters 1757 den Feind; und gänzlich verlassen bei Reichenberg hielt und schlug er sich dennoch, so lange es möglich war, ließ vor Prag fast seine ganze Brigade auf dem Schlachtfelde, und wurde selbst verwundet. Noch bei einer andern Gelegenheit dieses Feldzuges holte sich Lascy einen Schuß zum Beweise daß der Feind da stand, wo man es ihm nicht hatte glauben wollen. Die Anstalten der Schlacht bei Breslau hatte größtentheils er getroffen, und bei Leuthen, wo er wieder verwundet wurde, rettete er die Reste des geschlagenen Heeres.

Seinen Talenten verdankte er den Ruf zum Generalquartiermeister der Armee. Diese war fast ganz vernichtet, und mußte aus neuen ungeübten Leuten zusammengestellt werden, und er leistete dabei so

viel, daß alle Erwartung weit übertroffen war. In der Lagerkunst glänzte er noch mehr. Er leitete den Entsatz von Ollmütz, entwarf 1759 den kühnen Plan von Hochkirchen, der den grossen Friedrich in Erstaunen setzte; und gab bei Maxen 1779 seinen Kopf zum Pfande, daß man da schlagen und gewinnen müsse.

Während des Feldzuges vom Jahre 1760 zog sein Corps aus Schlesien nach Sachsen immer an der ganzen preussischen Macht vorbei, rettete dadurch die Reichsarmee vor Dresden und erleichterte dem Feldmarschall Daun den Übergang über die Elbe bei Torgau, so wie den Rückzug des Heeres in das Lager bei Plauen. Am trefflichsten aber war die Unternehmung auf Berlin berechnet, von der man erreichter Absicht zurückkam, ohne gedrängt zu werden. Wegen Hochkirchen hatte Lascy das Großkreuz des vor kurzem gestifteten Theresien-Ordens erhalten, und nach der Schlacht von Torgau schickte ihm die Kaiserin das Marschalls-Patent, welches er aber sich verbat, weil er einen älteren General, seinen Freund nicht übergehen wollte.

Wozu der unsterbliche Mann in der Folge als General-Inspekteur der Armee, und als Präsident des Hofkriegsrathes (von 1766 bis 1774) die Muße des Friedens zu verwenden bedacht war, zeigten die Exercierlager, deren Einführung die Talente weckte und entwickelte. Überdieß wird sein Präsidium durch

die vielen, auch bei veränderten Umständen noch fortwirkenden Anstalten in der österreichischen Kriegsverfassung immer denkwürdig bleiben. Die Zeitgenossen sahen oft die Ursachen nicht, und staunten über die Wirkungen, denn sie hatten keinen Begriff von der rastlosen Thätigkeit, mit welcher der Feldmarschall für die militärische Macht des Staats arbeitete.

Seinen herrlichsten Triumph feierte er in dem bairischen Erbfolgekriege in der Stellung an der Elbe bei Arnau, wo zwei große Feldherren, die ihm gegenüberstanden, seine Gränzlinie nicht überschreiten durften. Festeren Fußes, als die seinige war nie eine Armee gestanden; sie hatte in ihrem Innern Stärke und bedurfte keine günstigen Zufälle. Kaiser Joseph, Augenzeuge der Anstalten seines Feldherrn, schloß sich von dieser Zeit noch fester an ihn, und achtete seine Stimme in Staatsangelegenheiten, wie im Privatleben.

Im ersten Feldzuge des Türkenkrieges fand der Feldherr nicht den Erfolg seiner Berechnungen, die durch manche Gegenwirkungen beirret wurden. Die Folgen des Rückzuges von Illova waren schwer gut zu machen. Lascy glich sie aus, aber er erkrankte, wie der Kaiser, von den Anstrengungen und dem üblen Einflusse des Klima überwältigt. Er blieb der Vertraute dieses unvergeßlichen Monarchen bis zu dessen Tode.

Seit dem Jahre 1790, von welcher Zeit an

hohes Alter und wankende Gesundheit ihn von unternehmender kriegerischer Thätigkeit ausschlossen, lebte der Feldmarschall sich selbst und dem gewählten Kreise, der werth war, ihn zu schätzen. Für seine Erholung in der schönen Jahrszeit hatte er die Gegend bei Dornbach in einen reizenden Landsitz umgeschaffen, zu einem bleibenden Denkmahle, das den Mann von Geschmack und den stillen Weisen eben so sanft ankündigt, als seine großen Thaten den Staatsmann und Feldherrn in der Geschichte verewigen. Er starb am 30. November 1801 in seinem 77. Lebensjahre als der älteste General in der österreichischen Armee.

Seinen Planen getreu, in ausharrender Geduld und Mäßigung immer sich selbst gleich, wußte er mit seltener Selbstbeherrschung die Lebhaftigkeit seines Temperaments zurück zu halten, und gab er derselben zuweilen auch auf dem Übungsplatze nach, so vermochte doch auf dem Schlachtfelde nichts ihn aus seiner anscheinenden Kaltblütigkeit zu bringen. Sein Muth war immer berechnet, berechnet die Stärke seiner Truppen, berechnet ihr Bedürfniß, berechnet wo man wagen durfte, und wo man sich schonen mußte. Er war Meister in diesem schweren Theile der Kriegskunst, in welchem eigentlich die Feldherrnwissenschaft besteht. Gleich glückliche geistige und körperliche Anlagen hatten ihn zum großen Manne bestimmt, die Entwickelung dieser Anlagen war das Werk seiner eigenen Thätigkeit.

Die Vortrefflichkeit dieses Mannes wird durch das Schreiben, mit welchem Kaiser Joseph auf seinem Todbette von ihm Abschied nahm, ganz anschaulich gemacht. «Meine zitternde Hand — lautete der Brief — macht es mir unmöglich, diese Zeilen mit eigener Hand zu schreiben, daher muß ich mich einer fremden bedienen, weil ich den Augenblick mit schnellen Schritten nahen sehen, der uns auf immer trennen wird. Ich würde sehr undankbar seyn, wenn ich diese Welt verließe, ohne Ihnen, mein theurer Freund, alle Gesinnungen von Erkenntlichkeit an Tag zu legen, die ich Ihnen in so verschiedenen Rücksichten schuldig bin, und das Vergnügen hatte, im Angesichte der ganzen Erde geltend zu machen. Ja, wenn ich der Welt etwas geworden bin, so danke ich es Ihnen, denn sie waren es, der mich gebildet, der mich aufgeklärt hat, und der mich die Menschen kennen lehrte, und überdieß verdankt auch die ganze Armee Ihnen ihre Bildung, ihren Ruhm und ihr Ansehen. Die Sicherheit ihrer Rathschläge in allen Angelegenheiten, die persönliche Anhänglichkeit an mich, die kein großes oder kleines Ereigniß jemals erschüttert hat, alles dieses macht, daß ich außer Stande bin, Ihnen meinen Dank hinlänglich bezeugen zu können. Ich sah Ihre Thränen um mich fließen. Thränen eines großen Mannes und Weisen sind die schönste Apologie. Empfangen Sie dafür, indem ich Sie zärtlich umarme, mein Le-

wohl. Das Einzige was ich bedaure in der Welt zu verlassen ist die kleine Anzahl von Freunden, unter denen Sie gewiß der Erste sind. Erinnern sie sich meiner, Ihres aufrichtigsten Freundes, und zugethanen — Joseph.»

Früher schon hatte der Kaiser dem Grafen Lascy im Kriegsgebäude und zwar in Rathsaale des Hofkriegsrathes ein Denkmahl setzen lassen, welches in der Marmorbüste des Feldmarschalls, und folgender Widmungsschrift besteht:

Moritz Lascy,

Feldmarschall, gleich ausgezeichnet im Kriege wie im Frieden, indem er das Vaterland in jenem siegen, in diesem unbesiegbar werden lehrte. Seinem Lehrer in der Kriegswissenschaft, und Freunde ließ Kaiser Joseph II. dieses Denkmahl der Dankbarkeit setzen

im Jahre 1783.

In der Gartenanlage des reizenden Landsitzes, den der edle Graf zu seiner Erholung und zum allgemeinen Vergnügen mit bedeutenden Kosten verherrlichet hatte, ruhen auch seine Gebeine in einer von einem Wäldchen umgebenen Grabstätte. Der Hügel dieses Schlummerhaines wird nach ihm »Moritzruhe« genannt.

Karl, Freiherr von Mack,

kaiserlicher österreichischer General.

Geboren 1752.

Karl Freiherr von Mack ist zu Neußlingen in Franken geboren. Ungefähr sechs Jahre nach Endigung des siebenjährigen Krieges trat er aus Mangel an Unterstützung als Fourier in österreichische Dienste, und zwar beim zweiten Carabinier-Regiment, das späterhin den Namen des Kaisers führte. Hier machte er sich mit dem kleinen Dienste bekannt, zeigte vielen Scharfsinn, und sein Talent wurde bald von dem Grafen Lascy bemerkt, der ihn zum Unterlieutenant ernannte. Im baierischen Erbfolgekriege 1778 zog er durch seine Thätigkeit und Einsicht die Aufmerksamkeit Kaiser Josephs auf sich, und wurde in das kaiserliche Hauptquartier zum Generalstabe übersetzt, von welcher Zeit an er nicht mehr von der Seite des Feldmarschalls Lascy kam. Nach dem Kriege nahm dieser ihn in sein Haus, und hier war es, wo Mack sich die theoretischen Kenntnisse der Kriegskunst eigen machte.

Während dieser Zeit war er Oberlieutenant geworden, und als Kaiser Joseph bald hierauf unter der Aufsicht des General-Quartiermeisters ein militärisches Cabinet von Offizieren des Generalstabes zu Entwerfung der Plane für die jährlichen Übungslager, zur Ordnung des Kriegsarchivs udgl. in der Hofburg errichtete, wurde Mack dabei angestellt. Hier arbeitete er unter den Augen des Kaisers mit unermüdeter Thätigkeit, so zwar, daß ihn oft die Morgensonne noch am Schreibtische fand; aber hier legte er auch den Grund zu einer Nervenkrankheit, die in wenigen Jahren mit aller Heftigkeit ausbrach. Im Jahre 1786, als Graf Kinsky, der eigentliche Beschützer Macks, das Kommando in Ungarn erhielt, erbat er sich diesen vom Kaiser, und Mack trat nun als Hauptmann vom Generalstab zum ungarischen Generalkommando über. Seine Arbeitsamkeit wuchs mit jedem Range, beinahe immer in dem Grade, in welchem seine Gesundheit abnahm.

Zu Anfange des Türkenkrieges im Jahre 1788 kam Mack als Major zum Feldmarschall Lascy, der die Hauptarmee kommandirte. Im Frühling 1789, als Feldmarschall Graf Hadikk die Hauptarmee übernahm, erhielt Mack die Beförderung zum Oberstlieutenant, und wurde bald des Heerführers Freund. Laudon der in der Folge von dem kroatischen an die Spitze des Hauptheeres kam, kannte Mack als einen Zögling aus Lascys Schule, und trauete ihm

als solchem nicht ganz. Durch Macks Mitwirkung wurde jedoch der Feind im Banat geschlagen, und nun erhielt er Befehl, die Marsch-Anstalten nach Syrmien zu treffen, und alles zum Übergang über die Save vorzubereiten. Mack ging und wirkte, eilte zurück, und zeigte das Eingeleitete an. »Sie sind ein leichtsinniger Mann» — fuhr ihn der alte Feldmarschall mit einem furchtbaren Tone an; Mack versicherte aber mit Würde und Kälte mit der ihm eigenen Präzision, er hafte für die Richtigkeit der Angaben. Der Marsch begann, die Armee setzte über die Save, und die Belagerung von Belgrad fing an. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, Abdy Bascha rücke mit 60000 Mann zum Entsatz der Festung heran. Laudon ward fürchterlich stille, ließ noch in der Nacht Mack zu sich rufen und donnerte gräulich auf ihn ein. Mack beredete den Feldherrn, den Sturm auf zwei Tage hinauszusetzen, bis er von einer Rekognoszirung zurückkommen würde, ging noch in derselben Nacht ab, untersuchte bis sieben Meilen hinter Widdin, und kam am zweiten Tage mit der Nachricht, daß der Feind die Belagerung nicht stören werde. Der Sturm begann, als eben die Kundschaft einlangte, daß der Großvezier bei Martinesti geschlagen sey, und bald darauf fiel Belgrad. Seit dieser Zeit besaß Mack das unbeschränkte Vertrauen des Feldherrn, auf dessen Empfehlung er zum Ober-

ken befördert, und mit dem Kleinkreuze des Theresien-Ordens ausgezeichnet würde.

Nach diesem Kriege ging Mack nach Wien, und arbeitete an den Planen für den bevorstehenden Krieg gegen Preußen. Laudon wollte ihn dem Kaiser zum General-Major und zum Chef des General-Stabs vorschlagen, er selbst aber verbat sich beide Stellen, die erste, weil er sie nicht verdiene, die zweite weil er sich nicht vollkommen fähig dazu fühle; der Kaiser ernannte ihn jedoch auf dem Todbette noch zur letzteren Würde.

Mack ging hierauf zur Armee an der Gränze Schlesiens; da aber diese aus einander trat, benützte er diesen Zeitpunkt, seinem sehr geschwächten Körper die nöthige Erholung zu verschaffen. Sein Name war bereits zu einiger Celebrität selbst im Auslande gelangt; und wirklich hatte Mack sich große theoretische Kenntnisse gesammelt, auch besaß er eine Fertigkeit im Sprechen über höhere militärische Gegenstände; doch ist wohl nicht zu läugnen daß er in der Praxis zurück geblieben war.

Prinz Coburg berief ihn 1793 zu seiner Armee in die Niederlande, um verschiedene Operazionen von ihm leiten zu lassen. Mack folgte dem Rufe, ungeachtet seine Gesundheit sehr schwankend war. Er entwarf den Plan zur Überrumpelung der fränkischen Cantonirungen an der Rör, zum Entsatze von Mastricht, und zur Stürmung des fränkischen

Lagers bei Famars. Er war damals Oberst, und wurde für seine Verdienste mit einem Regimente belohnt. Bei Famars erhielt er eine Schußwunde in die Achselhöhle, die ihn nöthigte sich auf sein kleines Gut in Böhmen zurückzuziehen. Allein der Feldzug von 1794 führte ihn von neuem auf den Schauplatz. Er entwarf den so berühmt gewordenen Plan dazu, und reisete damit selbst nach London, wo er großes Aufsehen erregte. Von London ging er in die Niederlande, und wurde zum General-Quatier-Meister befördert. Als Coburg das Commando niederlegte, entfernte auch Mack sich wieder nach Böhmen. Im Jahre 1797 wurde er zum Feldmarschall-Lieutenant und General-Quartiermeister der Armee am Rhein ernannt; ging aber schon im Februar mit einem Korps nach Italien, die dortige Armee zu verstärken, und ward eben so schnell nach Wien abgerufen, um bei dem Landsturme als zweiter Befehlshaber zu dienen. Nach dem Frieden im Winter 1797 ging er zur Gernzberichtigung nach Italien.

Als die Umwälzung des Kirchenstaats und der Fall von Maltha sich ereigneten, reisete Mack im October 1798 nach Neapel um das Kommando über die ganze italienische Armee gegen die Franzosen zu übernehmen. Sein Plan zu diesem Feldzuge war nach dem Urtheile der Kenner so meisterhaft, daß er mit österreichischen Truppen den Feind würde vernichtet ha-

ben. Er siegte auch Anfangs in mehreren Gefechten, zog am 27. November in Rom ein, mußte aber diese Stadt am 13. Dezember wieder verlassen. Er nahm endlich bei Capua eine feste Stellung, und schloß den 10. Jänner 1799 einen Waffenstillstand ab; aber nun brach bei der sonderbaren Wendung der politischen Angelegenheiten eine Verschwörung der Lazzaroni zu Neapel aus, die einen Theil der Truppen unter Mack entwaffneten, die Offiziere der Verrätherei beschuldigten, und ihren König selbst zu vertheidigen schwören, so daß Mack selbst, um ihrer Wuth zu entgehen, sich nebst seinem Generalstabe dem feindlichen General Championet in die Hände liefern mußte. Er wurde als Kriegsgefangener nach Frankreich abgeführt, und entwich endlich 1800 aus Paris.

Im Jahre 1805 kommandirte er unter Erzherzog Ferdinand die Armee in Deutschland, und hatte vorzüglich Schuld an der unglücklichen Wendung, die dieser Feldzug nahm. Als die österreichischen Truppen an der Iller geschlagen, und Memmingen übergeben worden, warf er sich nach Ulm, wo er von den Franzosen eingeschlossen wurde. Mit 20 Bataillons in Ulm eingeengt, ließ er durch einen Generalbefehl gebieten, daß kein Offizier das Wort Übergabe solle hören lassen, jeder dürfe nur an standhafte Vertheidigung denken, er forderte zur Ausdauer auf, und versprach selbst jede Noth der Gar-

nison zu theilen. Als aber am folgenden Tage Ulm beschossen wurde, und die Nachricht einlangte, daß kein Entsatz zu hoffen sey, fing er sogleich Unterhandlungen an, die auch unverzüglich zur Unterzeichnung kamen. Am 20. Oktober übergab er die Stadt, reisete in Begleitung von zwei französischen Offizieren nach Österreich, und kam am 26. Oktober vor Wien an, das er jedoch nicht betreten durfte. Er selbst bat, daß Kriegsrecht über ihn gehalten werde, und auf kaiserlichen Befehl mußte dieses mit Strenge und Gerechtigkeit bewirkt werden.

Es ist nicht zu läugnen, daß Macks Treue unerschütterlich, sein Herz ehrlich war; aber der fortwährende kranke Zustand seines Körpers hatte den Geist geschwächt, und durch Unentschlossenheit war er dem Staate fast eben so nachtheilig geworden, als ob er die Absicht zu schaden gehabt hätte. Ein bestimmteres Urtheil über ihn muß jedoch der Nachwelt vorbehalten bleiben.

Lorenz Sterne,

einer der berühmtesten englischen Schriftsteller.

Geboren 1713. Gestorben 1768.

Lorenz Sterne, einer der originelsten und witzigsten Köpfe, die je in der Literatur der Britten Epoche gemacht haben, wurde am 24. November 1713 zu Dublin geboren, wo sein Vater Roger Sterne, Lieutenant unter einem Infanterie-Regiment, und Enkel des Erzbischofs Dr. Sterne zu York, damals in Quartier stand. Er mußte nun mit seinen Eltern nach militärischer Weise von einem Orte zum andern herumziehen, bis er in seinem neunten Jahre in eine öffentliche Schule in der Grafschaft York gegeben wurde. Daselbst blieb er bis zum Jahre 1731 in welchem er seinen Vater verlor, der in Jamaika starb. Diese Schulerziehung hatte wenig zur Entwicklung seiner Talente beigetragen; sein Oheim, Dr. Sterne, der jetzt die Sorge für ihn übernahm, schickte ihn daher nach Cambridge, woselbst er sich zum Dienste der Kirche vorbereiten sollte. Allein er achte mehr, als er studirte, und zeichnete sich durch den eigenthümlichen Gang seiner Ideen so auffal-

lend aus, daß ihn die Akademie bei seiner Entlassung ein höchst seltsames Subjekt nannte, jedoch zur Milderung dieses Urtheils noch hinzusetzte, daß in seinem Gemüthe keine Bosheit wäre, und daß er Talente hätte, wenn er sie nur anwenden wollte.

Sterne ging nun nach York, und erhielt durch seines Onkels Einfluß ein Vikariat zu Sutton, bei dessen mäßigen Einkünften er vielleicht unbemerkt sein Leben beschlossen haben würde, wenn er nicht durch einen Zufall mit seinen Kräften bekannt geworden wäre. Es hatte sich nämlich einer seiner Freunde um eine Pfründe beworben, die der damalige Besitzer durch Kabalen auf seine Frau und Kinder zu vererben suchte. Sterne griff zur Geißel, und schrieb die Geschichte eines Wachtmantels, mit welchem der Besitzer nicht zufrieden seyn wollte, wenn er nicht noch daraus einen Unterrock für seine Frau, und ein Paar Hosen für seinen Sohn schneiden könnte. Die Satyre hatte die gewünschte Wirkung, und Sterne's Freund erhielt nach kurzer Zeit die erledigte Pfründe. Ähnliche Fälle machten Sterne bald einigen Ruhm, und er genoß unter Bekannten wegen seiner angenehmen Laune ein besonderes Ansehen. Im Jahre 1741 vermählte sich Sterne, und erhielt durch seine Frau die Pfarrei Stillington; doch lebte er bei zwanzig Jahre fortwährend zu Sutton, und versah sein Amt an beiden Orten. Bücher, Malerei, Violinspielen und Jagd waren seine Vergnügungen, bis er fast

ausschließend der Schriftstellerei lebte. Indessen war sein Name noch nicht bis zur Hauptstadt durchgedrungen, als die ersten zwei Theile von Tristram Shandy erschienen. Er beförderte sie in York zum Drucke und bot sie dem Buchhändler um einen sehr mäßigen Preis an; diese wollten aber so wenig dafür geben, daß er sich genöthiget fand, den Verlag selbst zu besorgen. Zum Glücke fanden einige Exemplare den Weg nach London, wo alle Neuigkeiten Abgang finden, und wo sein Genius nicht lange unbemerkt blieb. Schnell war die erste Auflage vergriffen, und die Buchhändler boten nun 600 Pfund, um die zweite Auflage bewirken zu können.

Sternes Ruhm verbreitete sich schnell durch ganz England; jedermann suchte seinen Tristram Shandy, las und lobte ihn, obschon eigentlich nur seine Freunde ihn vollkommen verstanden. Sterne, unter dem Namen Yorik, wurde für das größte Genie des Zeitalters angesehen, und seine Gesellschaft von großen Gelehrten, schönen Geistern, und lustigen Köpfen gesucht. Man schätzte es sich zur Ehre, wenn man einen Abend mit Sterne zugebracht hatte; welcher jedoch seine neuen Bekanntschaften sich sowohl zu Nutze machte, daß er nicht nur eine Präbende an der Kathedralkirche zu York, sondern auch die einträglichere und angenehmere Pfarrei Coxwald erhielt.

Im Jahre 1760 gab er zwei Bände geistliche Reden in die Welt, welche die reinste Moral in einem klassischen Style enthalten, doch die sonderbarsten Wendungen mit allem, was aus der Feder dieses humoristischen Schriftstellers geflossen ist, ganz gemein haben. Später traten der dritte und vierte Theil des Tristram Shandy ans Licht, welche nicht so begierig, als die beiden ersten aufgenommen wurden, aber doch eine große Zahl Bewunderer fanden, so daß Sterne sich aufgemuntert fühlte, das Werk bis zum neunten Theile fortzusetzen. Dasselbe gelangte auch nach Frankreich und Deutschland und erweckte eine große Zahl von Nachahmern, die aber verunglückten, da sie weder Sterne's Kopf noch Herz besaßen.

Sterne war mit seiner Gattin nicht ganz glücklich, sie trennte sich von ihm, und begab sich in ein Kloster in Frankreich. Er wurde jedoch durch die Freundschaft mit der geistreichen Eliza entschädigt, mit welcher er, als sie ihrer schwächlichen Gesundheit wegen England besuchte, Bekanntschaft gemacht hatte. Sie war eine Ostindierin, Gattin des Esqu. Draper, der Rath in Bombey war. Wegen ihres gebildeten Verstandes und wegen des feinen, ganz dem seinigen ähnlichen Gefühls gewann sie Sterne sehr lieb, und hegte die zärtlichsten Empfindungen für sie. Diese Bekanntschaft veranlaßte eine Reihe Briefe, welche die reinste platonische Liebe

athmen, und nach Sternes Tod von dessen Tochter herausgegeben wurden.

Sternes Gesundheit fing an zu wanken, und nachdem er einige Jahre mit Kränklichkeit gekämpft hatte, wurde ihm Veränderung der Luft angerathen. Er ging 1762 nach Frankreich und fand in Paris die schmeichelhafteste Aufnahme. Von Paris ging er nach Toulouse, von da nach Montpellier, endlich über Paris 1764 nach England zurück. Er fühlte sich jedoch nicht sonderlich gestärkt, und klagte vorzüglich, daß ihm die Luft zu feucht gewesen sey. Zu Ende des Jahres 1765 reiste er nach Italien, in der besseren Hoffnung, daselbst seine Gesundheit wieder herzustellen. Dadurch bekam das Werk: « Yoriks empfindsame Reise » das Daseyn. Er kehrte hierauf wieder nach England zurück, aber seine Nervenschwäche hatte bedeutend zugenommen, und endlich stellte sich die Lungensucht ein, die ihn im März 1768 dahin raffte. Seine heitere Laune begleitete ihn bis zum letzten Augenblicke; er starb lächelnd über die Thorheiten der Menschen und voll Gefühl für seine Freunde. Ein schwarzes Kleid, ein Paar sammtne Beinkleider, und etwas Wäsche war sein sämmtlicher Nachlaß. Denn da er die letzteren Jahre seines Lebens in London zubrachte so war seine Pfründe in die Hände ungetreuer Verwalter gerathen, die seine Abneigung gegen die Oekonomie kannten, und zu benutzen wußten. Ungeach-

tet des Ertrags seiner Werke, und ungeachtet der sonstigen Einkünfte hinterließ er Schulden: und der Buchhändler Cadell, Verleger seiner Werke, ließ ihn auf eigne Kosten beisetzen, da der Nachlaß zu einer anständigen Beerdigung nicht hinreichend war. Der berühmte Garrik, ein vertrauter Freund Sternes, setzte dem Verblichenen eine einfache aber würdige Grabschrift über den Leichenhügel.

Sternes Charakter ist ganz der des gutmüthigen weichherzigen Mannes. Er war eben so sehr Menschenfreund, als unterhaltender Gesellschafter und witziger Schriftsteller. Seine Gestalt und Tracht waren so originel, daß man sich beim ersten Anblicke nur mit Mühe des Lächelns enthalten konnte. Bei seinen Vorzügen besaß er inzwischen auch manche Schwächen. Sein reizbares Gefühl verleitete ihn oft zu blos leidenschaftlichen Handlungen, welche die strengere Tugend nicht gut heißen kann. Von dieser Art war seine Neigung zum anderen Geschlechte. Seine Tochter, nachmalige Mrs. Medalle hat 1775 seine sämmtlichen Werke herausgegeben.

Carl Friedrich Bahrdt,

einer der berühmtesten deutschen Theologen.

Geboren 1742. Gestorben 1792.

Carl Friedrich Bahrdt, ein Mann, der durch seine Talente und Schriften eben so sehr, als durch seine großen Fehler und sonderbaren Schicksale bekannt geworden ist, war am 25. August 1741 zu Bischofswerda, einer sehr alten Stadt im Meißnischen Kreise, geboren, wo sein Vater damals Prediger war. Seine Studien betrieb er zu Leipzig, wo er auch nach vollendeter akademischer Laufbahn im Jahr 1764 die Magisterwürde annahm. Zwei Jahre später wurde er Katechet an der Peterskirche, und 1767 Professor der geistlichen Philologie, doch nur außerordentlich. Dieses Amt bekleidete er nicht lange, denn schon im Herbste desselben Jahres wurden manche seiner Ausschweifungen ruchbar, und er sah sich genöthiget, Leipzig zu verlassen.

Er ging nach Erfurt und erhielt daselbst die Stelle eines ordentlichen Professors der Philosophie. Im Jahre 1769 ließ er sich zu Erlangen, ohne dort anwesend zu seyn, die Doktorswürde ertheilen,

und im Jahre 1771 ging er als Professor der Theologie und Universitätsprediger nach Gießen, wo er auch Beisitzer des Konsistoriums wurde. Schon zu Erfurt hatte er sich in manche theologischen Streitigkeiten verwickelt, zu Gießen trat er noch freier auf. Zwar war sein Verdienst anerkannt, daß er zuerst die Zöglinge der Theologie auf das Studium der orientalischen Philologie führte, und als Prediger hatte er sich allgemeinen Ruhm erworben, da er Fülle und Erbaulichkeit mit einem nicht gemeinen Anstande und musterhaften Vortrage verband. Allein er reitzte die Fakultät wider sich, da er immer muthiger sich bemühte, dasjenige, was er im Religionssystem mit anderen Augen sah, und auch anders glaubte, schriftlich und mündlich auszubreiten. Ja er eilte mit der Verbreitung seiner Ansichten nur allzuhastig, und setzte sich kühn über andere hinaus, wie seine Schriften hinlänglich beweisen. Dadurch schuf er sich Gegner gleichsam selbst, und doch hielt er sich durch Angriffe höchst beleidigt, übergab Klagschriften, bat um Ruhe des Lebens, die er selbst nicht zu lieben schien, verlangte, daß seinen Gegnern ewiges Stillschweigen aufgelegt werde, und erbot sich dagegen, alle dogmatische Schriftstellerei aufzugeben. Anfangs hatte er das Glück, von der Regierung mit aller Mäßigung behandelt zu werden, und gewöhnlich erreichte er Entscheidungen nach seinem Sinne. Da er aber fortfuhr seinen Meinungen

über die Engel, die Erbsünde u. s. f. öffentlich mit aller Freimüthigkeit treu zu bleiben, und in der Folge durch die sogenannten neuesten Offenbarungen noch freimüthigere Schritte machte, so erschien bald eine bedeutende Menge kleiner Flugschriften, die ihn mit seinen Auftritten ziemlich genau characterisirten, und wenn sie gleich zu bitter waren, um der guten Sache unmittelbar den nöthigen Vorschub zu gewähren, doch den Anlaß gaben, daß es über sein System ernstlicher zur Sprache kam. Die neuesten Offenbarungen machten das Mißfallen, das viele rechtschaffene Theologen über Bahrdts irrige Meinungen bereits geäußert hatten, allgemein; und da er eben zu jener Zeit auch mit seinen Kollegen in Mißhelligkeiten gerieth, so kam es dahin, daß man 1775 Klagen gegen seine Heterodoxie auf Universitäten verschickte. Doch ehe die Urtheile einlangten, forderte Bahrdt entweder eine weitere Beförderung oder seinen Abschied, den er erhielt.

Auf Basedow's Empfehlungen wurde Bahrdt nach Marschlins in Graubündten zum Direktor eines Philantropins berufen. Da aber diese auf Wucher errichtete Schule bald zu Grunde ging, und Bahrdt sein Leben in dieser leibhaften Hölle, wie er sie selbst schilderte, nicht länger ertragen konnte und wollte, ging er 1776 als General-Superintendent über die sämmtlichen Leiningen-Dachsburgschen Lande, Consistorialrath und erster Stadtprediger

nach Dürkheim, wo ihm der Graf zugleich das Schloß Heidesheim bey Worms zu einem Philantropin einräumte, welches er 1777 errichtete. Bahrdt war für dieses Institut zu flüchtig und unvorsichtig; auch waren die Verrichtungen seiner übrigen Ämter, seine häufigen Ausflüge nach Speyer, Mannheim, Heidelberg und Frankfurt, ja selbst seine philantropinische Reise nach Holland und England der Beförderung des Instituts keineswegs günstig. Viele Eltern nahmen wegen manchen Hauptgebrechen in der geistigen, sittlichen und körperlichen Erziehung ihre Kinder wieder zu sich. Auch fehlte es der Anstalt an der nöthigen Unterstützung. Zu leichterer Gründung eines Fonds war Bahrdt auf das wahrhaft chimärische Projekt gefallen, eine philantropinische Buchhandlung zu errichten. Buchdruckerpressen wurden nach Heidesheim gebracht, und eine gelehrte Zeitung, das Heidesheimer literarische Korrespondenzblatt, wurde ausgegeben. In diese Zeitung nahm Bahrdt theologische Rezensionen aus der allgemeinen deutschen Bibliothek, und zwar sehr verstümmelt auf. Natürlich, daß der Verleger Nicolai durch Herabsetzung des Ladenpreises dieses Werks die neue Zeitung zu stürzen suchte; und er erreichte noch mehr, als dieses. Der Buchdrucker Gegel zu Frankenthal war Bahrdt bey Errichtung der Buchdruckerei an die Hand gegangen; und aus dieser Bekanntschaft erwuchs eine zweite Auflage

der neuesten Offenbarungen, die in den benachbarten Bisthümern Worms und Speyer viele begierige Käufer fand, und großes Aufsehen erregte. Doch schon nach wenig Wochen ward in den beiden Bisthümern das Werk als ketzerisch erklärt, und sämmtlichen Predigern verboten: und bald erschien auch eine Verordnung des Reichshofraths, wodurch dem Dr. Bahrdt Lehren, Predigen und alles Bücherschreiben in Religionsgegenständen vorläufig untersagt wurde. Die kaiserliche Bücherkommission ließ alle Exemplare des Werks aufsuchen, um dessen Verbreitung gänzlich zu hindern. Die Universitäten zu Göttingen und Würzburg wurden zu dem Gutachten verhalten, in wie weit die darin aufgestellten Grundsätze eine von den drei im Reiche bestehenden Religionen abweichende Lehre enthielten. Bahrdt kam aus England zurück, als der Prozeß im Gange war, und reichte sogleich seine Vertheidigung ein. Allein das Urtheil fiel dahin aus, daß er sich alles Lehrens, Predigens und Schreibens gänzlich zu enthalten, und binnen zwei Monaten um so sicherer ein öffentliches Glaubensbekenntniß abzulegen habe, als er widrigens aus den Gränzen des deutschen Reiches würde verwiesen werden. Der Leiningenschen Dienste wurde er 1779 gänzlich entlassen.

Bahrdt ging nach Halle, und hielt als Privatdocent Vorlesungen über Philosophie und Bered-

samkeit, auch lehrte er die hebräische und arabische Sprache. Die sonderbarsten Schicksale, die ihn durch sein ganzes Leben begleiteten, verließen ihn auch hier nicht. Er lebte in steten Verdrießlichkeiten mit der theologischen Fakultät, und wurde endlich dadurch bewogen, sich im Jahr 1787 außerhalb Halle auf einem Weinberge eine Wohnung zu kaufen, um seine Tage im Genusse der schönen Natur ruhig zu durchleben. Allein sein unmoralischer Charakter und seine unbegränzten Ausschweifungen machten hier wie überall großes Aufsehen und Ärgerniß. Wegen unkluger Äußerungen über das bekannte preußische Religionsedikt, gegen welches er auch ein pasquillantisches Lustspiel verfertigte, dann als angeblicher Stifter der deutschen Union, die mehr Aufsehen machte, als sie in der That verdiente, wurde er auf königlichen Befehl gefangen genommen, durch dreißig Tage in einem schauervollen Kerker gehalten, und endlich durch die aufgestellte Kommission zu zweijährigem Festungsarreste, den der König auf ein Jahr milderte, verurtheilt.

Er wurde auf die Festung Magdeburg gebracht, wo er viele wohlthätige Freunde und Gönner fand, die ihm das bisher erduldete Elend möglichst zu erleichtern strebten. Hier entwarf er die Geschichte seines Gefängnisses, und seine eigne in vier Bänden erschienene Lebensgeschichte. Die letzten Lebensjahre, die er auf seinem Weinberge als Gastwirth

zubrachte, war er ein eifriger Vertheidiger der Volksmedizin; dennoch zog er gegen ein vielleicht unbedeutendes Übel eine Menge von Quacksalbern zu Rathe. Vorzüglich wollte er sich selbst kuriren, nahm Quecksilber, und zwar so unvorsichtig in unmäßigen Dosen, daß er in die elendeste Krankheit fiel, die seinen Gaumen, die Knochen der Kinnbacken und die Sprachwerkzeuge ganz zerstörte, so daß er in den letzten acht Tagen kein Wort sprechen konnte, sondern seinen Willen schriftlich äußern mußte. Als endlich erfahrnere Ärzte gerufen wurden, war es zu spät ihn zu retten. Er starb nicht an der Krankheit, vor der er sich fürchtete, sondern an einer selbst verordneten Medizin, vor der er sich hätte fürchten sollen. Er starb ganz unvermuthet am 24. April 1792.

Die Seite, von der dieser merkwürdige Mann am vortheilhaftesten sich zeigte, war sein gesellschaftlicher Umgang. Er war freundschaftlich, offen, ungezwungen, wußte mit jedem nach seinen Fähigkeiten sich zu unterhalten, und flößte bey der ersten Bekanntschaft Zutrauen ein; dabey sprach er schön, präzis und gedankenvoll. Er redete fast über jeden Gegenstand mit Kenntniß, deklamirte richtig und mit Wärme, und verrieth in seinen Gesprächen den sanftesten und besten Charakter. Er hatte viele Erfahrung, und besonders einen großen Schatz von Anekdoten, die er mit ungemeiner Anmuth erzählte. Unstreitig

ist es, daß der Mann, der als Magister, Professor, Doktor, Direktor eines Erziehungs-Instituts, General-Superintendent, Exulant, und wieder als Universitätslehrer aufgetreten war, nur in seiner letzten Rolle als Gastwirth auf dem rechten Platze zu stehen schien. Auf seinem ländlichen Sitze war er losgerissen von allen Geschäften, die eine strenge Rechtschaffenheit und ein unverbrüchliches Ehrenwort erforderten; er konnte keine Kabalen schmieden, und war keinen ausgesetzt; konnte seinem Lieblingsfache, der Ökonomie leben, und sich von ihr ernähren, und dennoch mit seinem Namen wuchern, denn wer wäre nicht hinausgegangen, den berühmten Bahrdt als Gastwirth zu sehen!

Sein Weinberg war das angenehmste Kaffeehaus um Halle, und hatte die herrlichste Lage mit der Aussicht über die Stadt, die mannigfaltigen Dörfer, die Inseln der Saale, und den reizenden Felsen Giebichenstein. Nicht selten strömten ihm vier bis fünfhundert Menschen zu, für welche er vier Stuben und einen großen Saal einräumte; oft mußten viele außer dem Hause im Freien lagern. Manchmal waren die Lebensmittel von der großen Anzahl Menschen rein aufgezehrt, und es entstand ein allgemeiner Mangel, wie in einer ausgehungerten Festung. Fingen die Gäste an seltner zu kommen, so wußte Bahrdt durch aller-

hand Kunstgriffe sie wieder zu locken; eine Weinlese, ein Redner, der sich wollte hören lassen, ein Vogelschießen, eine neue Art Kuchen, und derlei Kleinigkeiten wurden zu rechter Zeit angekündigt, und verfehlten ihren Zweck nicht. Man erzählt, daß er eine Bauerfrau einst mit acht Groschen bestochen hatte, auszuschreien: Bahrdt habe sich ertränkt, und diese weislich gesäeten acht Groschen hätten ihm eine große Erndte an Thalern eingetragen, weil alles hinauseilte, den ertrunkenen Bahrdt zu sehen.

Seine Kaltblütigkeit gegen Schmähungen übte er bei allen Gelegenheiten thätig aus. Einst erhielt er beim Abendessen einen bogenlangen Brief, der ungefähr so anfing: Nachdem ich Ihren Lebenslauf gelesen und geprüft, habe ich gefunden, daß sie einer der größten — Schafsköpfe sind. Wie konnten sie so dumm seyn u. s. f. In diesem Tone war der ganze Brief von verstellter Hand. Bahrdt faßte sich schnell, gab den Brief der ganzen Gesellschaft zum Besten, und begleitete ihn mit vielen lustigen Anmerkungen.

Vormittag lebte Bahrdt seinen Arbeiten, den Nachmittag und Abend schenkte er den Gästen. Man sah ihn niemals lesen, und er hatte kein einziges Buch, außer die Bibel. Alles, was dieser seltene Mann schrieb und sprach, hatte er also einzig aus sich genommen.

Tippo Saib,

Nabob von Mysore.

Geboren 1750. Gestorben 1799.

Tippo Saib, eigentlich Tippoo Saheb, war der Sohn des tapferen Hyder Aly, jenes berühmten indischen Fürsten, der von der Zinsbarkeit an den Großmogol sich losriß, mehrere Fürsten der benachbarten Staaten seiner Herrschaft unterwarf, und das usurpirte Reich Mysore zu einem Umfange von 87630 englischen Meilen mit sechzehn Millionen Pfund Sterling Einkünften brachte.

Tippo trat schon in seinen Jünglingsjahren als Statthalter an die Spitze ansehnlicher Heere, und stritt gegen die Engländer, die Maratten und andere ostindische Völker mit dem glücklichsten Erfolge. Er führte tiefdurchdachte Plane und manche außerordentliche Kriegslist mit der größten Schnelligkeit und mit unglaublicher Tapferkeit aus, und wurde dadurch der Schrecken des ganzen südlichen Ostindiens. Alles erwartete, daß er, sobald er zur Regierung gelange, das von seinem Vater un-

gemein erweiterte Reich, welches aus dem eigentlichen Mysore, Coimbettore, Bedaur, Canonor, Canara, Calikut, und vielen anderen Provinzen in Decan bestand, und bis dicht an die englische Präsidentschaft Madras reichte, sicher auf die höchste Stufe des Glanzes bringen werde. Allein er entsprach diesen Hoffnungen nicht, und es zeigte sich, daß er wohl der Erbe des unruhigen Characters seines Vaters, aber nicht seiner Talente war, und daß der Genius desselben überall mangle.

Er übernahm die Regierung nach des Vaters Tode im Jahre 1782 während des hartnäckigsten Krieges mit der englisch-indischen Kompagnie, den er noch durch zwei Jahre ziemlich glücklich fortsetzte, und durch den Frieden zu Mangalore jedoch nur zeitlich schloß. Er hatte seine Kriegsmacht auf mehr als zweimalhunderttausend Mann gebracht, und schien daher eine Zeit lang fürchterlicher als Hyder Aly selbst. Allein Tippo war mehr ein tapferer Soldat, als guter General, und in der Regierungskunst sehr unerfahren. Er versäumte es, die Liebe seiner Völker zu erwerben, bezahlte seine Krieger schlecht, verschwendete dagegen ungeheure Summen auf Gegenstände der Pracht, ja zuweilen auf eitle Grillen, und war dabei doch gierig auf Geld, ohne die Mittel zu kennen, wie man sich durch eine kluge Staatsverwaltung die Einkünfte sichern muß. Schon in den Zeiten des Glückes sah er seine Schätze und

Einkünfte abnehmen, und in den letzten Jahren seiner Regierung waren seine Hülfsquellen auf den vierten Theil herabgesunken.

Eifersüchtig auf die benachbarten Engländer verband er sich während des amerikanischen Krieges mit Frankreich, und leistete dieser Macht in allen indischen Feldzügen wichtige Dienste; auch ließ ihn dieselbe in dem Frieden, der in Europa unterzeichnet wurde, mitbegreifen. Bald fing er aber die Feindseligkeiten von neuem an, denn er meinte die Engländer mit Gewalt aus Madras zu vertreiben, und da er den Rajah von Travancore, einen Bundesgenossen oder vielmehr Unterthan der Engländer verrätherisch überfallen und unterjocht hatte, begann ein mörderischer Krieg. Die französische Revolution beraubte ihn einer wirksamen Unterstützung von dieser Seite, und er sah sich genöthiget der ostindischen Kompagnie und ihren Alliirten allein die Spitze zu bieten, welches er durch längere Zeit, wenn auch nicht mit Erfolg, doch mit Ruhm that. In der Schlacht bei Travancore am 9. Juny 1790 verlor er viele Kanonen. Auf mehreren derselben befand sich die prahlerische Inschrift: «Tippo, Krieger und Prophet.» Der Verlust seines Turbans, seiner Kostbarkeiten und seiner Sänfte, den er in dieser Affaire erlitt, schmerzte ihn so lebhaft, daß er sich acht Tage lang in sein Zelt einschloß, und niemanden vor sich ließ. Den 21. März 1791 sah er unter seinen Augen die

Stadt Bengalon nehmen, ohne ihr zu Hülfe kommen zu können; sein Günstling, der sich in dem Platze befand, gerieth in Gefangenschaft, und sein alter General Killodar, der darin kommandirte, fiel an der Bresche. Nach diesem Schlage trug Tippo den Frieden an, sein Vorschlag wurde aber verworfen, weil er sich weigerte, zu gleicher Zeit mit den Indiern, welche Alliirte der Engländer waren, Friede zu machen. Nachdem er im April desselben Jahres sich des Forts Chillabaram bemächtigte, machte er neue Versuche in Unterhandlungen zu treten; die Furcht aber, welche sein thätiger unruhiger Character der indischen Kompagnie einflößte, oder vielmehr die Hoffnung, ihn ganz zu entthronen, womit sich die Kompagnie zu schmeicheln anfing, machten diese Versuche abermals fruchtlos. Am 7. Februar 1792 brachte ihm Lord Cornwallis eine vollkommene Niederlage bei, war auf dem Punkt, ihn gefangen zu bekommen, und nahm ihm beinahe alle Plätze, die ihm noch übrig waren. Endlich zitterte er für seine eigene Hauptstadt Seringapatnam, und bat den Sieger um Frieden, der ihm am 17. März 1792 ward, durch welchen er die Hälfte seiner Länder, nicht nach ihrem Umfange, sondern nach dem Ertrage gerechnet, an die Engländer und ihre Alliirten abtreten, eine ungeheuere Summe Geldes an dieselben zahlen, und überdieß seine beiden Söhne bis zu gänzlicher Erfüllung aller Bedingungen

nach Madras als Geißeln schicken mußte. Dieser Friede wurde die Hauptquelle des Glückes der brittischen Kompagnie, die ohne die französische Revolution, welche Tippo seinen eigenen Kräften überließ, nie diese Vortheile erlangt hätte.

Diesen Verlust konnte er freilich nicht vergessen, und er sann von jetzt an nur auf Rache. Er suchte Hindostans Fürsten in sein Interesse zu ziehen, auch mit Frankreich die alte Verbindung wieder anzuknüpfen, um die Vertreibung der Engländer aus Ostindien zu bewerkstelligen. Allein die englische Regierung, von seinen Plänen hinlänglich unterrichtet, suchte ihm zuvorzukommen. Sie suchte zwar noch 1798 in Güte mit ihm zu unterhandeln, da er aber jeder freundschaftlichen Verständigung auszuweichen suchte, brachen die Engländer am Anfange des Jahres 1799 mit ihrer gesammten Armee nicht ohne die größten Schwierigkeiten und Gefahren von Madras auf, und zogen vor die Hauptstadt von Mysore. Am 1. May begannen sie die Belagerung von Seringapatnam, und schon am 4. wurde nach dem fürchterlichsten Gemetzel von beiden Seiten diese durch das ganze Morgenland für unüberwindlich gehaltene Festung mit Sturm erobert, wobei Tippo Saib selbst blieb.

In seinem Pallaste fand man einen ungeheuren Schatz von Gold, Juwelen, Silbergeschirr, Stoffen und anderen Kostbarkeiten, wovon fast alle Zi-

mer angefüllt waren. Auch fand sich eine herrliche Bibliothek, die er gesammelt hatte.

Tippo war fünf Fuß acht Zoll hoch, hatte einen dicken kurzen Hals, breite Schultern, und war wohlbeleibt. Seine Gliedmaßen waren klein, vornehmlich seine Hände und Füße. Er hatte große Augen, geschweifte Augenbraunen, eine Adlernase, und war von brauner Hautfarbe. In seinen Jünglingsjahren war er allgemein geschätzt, so wie er aber den Thron bestieg, täuschte er alle besseren Erwartungen; je mehr er Hindernisse in seiner Laufbahn traf, desto jähzorniger wurde sein Character, und da er nicht in sich die Hülfsquellen fand, diese Schwierigkeiten zu besiegen, nahm er häufig zu tyrannischen Mitteln seine Zuflucht. Ich will lieber, pflegte er öfters zu sagen, zwei Tage wie ein Tiger, als zweihundert Jahre wie ein Schaf leben. Sein Hochmuth war nur eine kindische Eitelkeit, sein Ehrgeiz ging stets bis zum Wahnsinne. Krieg und Feldzüge waren seine Lieblingsgegenstände, und von seiner Verachtung des Todes zeigt seine oft wiederholte Äußerung: da man nur einmal leben kann, so liegt wenig daran, ob es früher oder später geschieht. Doch war Tippo einer der wenigen Menschen, die sich nicht mit dem Unglücke ausgleichen und bey Widerwärtigkeiten nicht unter ihr Glück herabsteigen.

---

samkeit, auch lehrte er die hebräische und arabische Sprache. Die sonderbarsten Schicksale, die ihn durch sein ganzes Leben begleiteten, verließen ihn auch hier nicht. Er lebte in steten Verdrießlichkeiten mit der theologischen Fakultät, und wurde endlich dadurch bewogen, sich im Jahr 1787 außerhalb Halle auf einem Weinberge eine Wohnung zu kaufen, um seine Tage im Genusse der schönen Natur ruhig zu durchleben. Allein sein unmoralischer Charakter und seine unbegränzten Ausschweifungen machten hier wie überall großes Aufsehen und Ärgerniß. Wegen unkluger Äußerungen über das bekannte preußische Religionsedikt, gegen welches er auch ein pasquillantisches Lustspiel verfertigte, dann als angeblicher Stifter der deutschen Union, die mehr Aufsehen machte, als sie in der That verdiente, wurde er auf königlichen Befehl gefangen genommen, durch dreißig Tage in einem schauervollen Kerker gehalten, und endlich durch die aufgestellte Kommission zu zweijährigem Festungsarreste, den der König auf ein Jahr milderte, verurtheilt.

Er wurde auf die Festung Magdeburg gebracht, wo er viele wohlthätige Freunde und Gönner fand, die ihm das bisher erduldete Elend möglichst zu erleichtern strebten. Hier entwarf er die Geschichte seines Gefängnisses, und seine eigne in vier Bänden erschienene Lebensgeschichte. Die letzten Lebensjahre, die er auf seinem Weinberge als Gastwirth

missär zu Dünkirchen zu unterhalten, welcher Acht haben mußte, daß der Hafen dieser Stadt nicht hergestellt werde. Alle errungenen Vortheile gewährten jedoch keine hinlängliche Schadloshaltung für den ungeheuren Aufwand, den England zu machen genöthiget war. Daher die bedeutende Schuldenlast entsprang, mit welcher das Reich so angestrengt zu kämpfen hatte.

Inzwischen verbreitete die Administration des Lord Chatam über die ersten Regierungsjahre Georgs III. einen großen Glanz; weniger glücklich wor er aber in dem amerikanischen Kriege, welcher im Jahre 1778 begann. England verlor durch denselben nicht nur einen Theil seiner schönsten Kolonien, sondern erlitt durch die Siege von Süffren, von Estaing und Lamoth-Piquet einen beträchtlichen Verlust in seiner Marine. Die empfindlichsten Schläge, die jedoch England unter diesem Regenten trafen, führte die französische Revolution herbei. Im Jahre 1803 verlor es das Kurfürstenthum Hannover undim Jahre 1805 durch die französischen Unternehmungen zur See, besonders durch jene des Admirals Missiessi gegen die Insel Dominico und mehrere andere westindisch-brittische Inseln, bei zweihundert fünfzig Kauffartheischiffe, und gegen fünf Millionen Livres. Am empfindlichsten aber war für England das Dekret der Franzosen vom 21. November 1806, durch welches die brittischen Inseln

ist es, daß der Mann, der als Magister, Professor, Doktor, Direktor eines Erziehungs-Instituts, General-Superintendent, Exulant, und wieder als Universitätslehrer aufgetreten war, nur in seiner letzten Rolle als Gastwirth auf dem rechten Platze zu stehen schien. Auf seinem ländlichen Sitze war er losgerissen von allen Geschäften, die eine strenge Rechtschaffenheit und ein unverbrüchliches Ehrenwort erforderten; er konnte keine Kabalen schmieden, und war keinen ausgesetzt; konnte seinem Lieblingsfache, der Ökonomie leben, und sich von ihr ernähren, und dennoch mit seinem Namen wuchern, denn wer wäre nicht hinausgegangen, den berühmten Bahrdt als Gastwirth zu sehen!

Sein Weinberg war das angenehmste Kaffeehaus um Halle, und hatte die herrlichste Lage mit der Aussicht über die Stadt, die mannigfaltigen Dörfer, die Inseln der Saale, und den reizenden Felsen Giebichenstein. Nicht selten strömten ihm vier bis fünfhundert Menschen zu, für welche er vier Stuben und einen großen Saal einräumte; oft mußten viele außer dem Hause im Freien lagern. Manchmal waren die Lebensmittel von der großen Anzahl Menschen rein aufgezehrt, und es entstand ein allgemeiner Mangel, wie in einer ausgehungerten Festung. Fingen die Gäste an seltner zu kommen, so wußte Bahrdt durch aller-

hand Kunstgriffe sie wieder zu locken; eine Weinlese, ein Redner, der sich wollte hören lassen, ein Vogelschießen, eine neue Art Kuchen, und derlei Kleinigkeiten wurden zu rechter Zeit angekündigt, und verfehlten ihren Zweck nicht. Man erzählt, daß er eine Bauerfrau einst mit acht Groschen bestochen hatte, auszuschreien: Bahrdt habe sich ertränkt, und diese weislich gesäeten acht Groschen hätten ihm eine große Ernte an Thalern eingetragen, weil alles hinauseilte, den ertrunkenen Bahrdt zu sehen.

Seine Kaltblütigkeit gegen Schmähungen übte er bei allen Gelegenheiten thätig aus. Einst erhielt er beim Abendessen einen bogenlangen Brief, der ungefähr so anfing: Nachdem ich Ihren Lebenslauf gelesen und geprüft, habe ich gefunden, daß sie einer der größten — Schafsköpfe sind. Wie konnten sie so dumm seyn u. s. f. In diesem Tone war der ganze Brief von verstellter Hand. Bahrdt faßte sich schnell, gab den Brief der ganzen Gesellschaft zum Besten, und begleitete ihn mit vielen lustigen Anmerkungen.

Vormittag lebte Bahrdt seinen Arbeiten, den Nachmittag und Abend schenkte er den Gästen. Man sah ihn niemals lesen, und er hatte kein einziges Buch, außer die Bibel. Alles, was dieser seltene Mann schrieb und sprach, hatte er also einzig aus sich genommen.

Tippo Saib,

Nabob von Mysore.

Geboren 1750. Gestorben 1799.

Tippo Saib, eigentlich Tippoo Saheb, war der Sohn des tapferen Hyder Aly, jenes berühmten indischen Fürsten, der von der Zinsbarkeit an den Großmogol sich losriß, mehrere Fürsten der benachbarten Staaten seiner Herrschaft unterwarf, und das usurpirte Reich Mysore zu einem Umfange von 87630 englischen Meilen mit sechzehn Millionen Pfund Sterling Einkünften brachte.

Tippo trat schon in seinen Jünglingsjahren als Statthalter an die Spitze ansehnlicher Heere, und stritt gegen die Engländer, die Maratten und andere ostindische Völker mit dem glücklichsten Erfolge. Er führte tiefdurchdachte Plane und manche außerordentliche Kriegslist mit der größten Schnelligkeit und mit unglaublicher Tapferkeit aus, und wurde dadurch der Schrecken des ganzen südlichen Ostindiens. Alles erwartete, daß er, sobald er zur Regierung gelange, das von seinem Vater un-

gemein erweiterte Reich, welches aus dem eigentlichen Mysore, Coimbettore, Bedaur, Canonor, Canara, Calikut, und vielen anderen Provinzen in Decan bestand, und bis dicht an die englische Präsidentschaft Madras reichte, sicher auf die höchste Stufe des Glanzes bringen werde. Allein er entsprach diesen Hoffnungen nicht, und es zeigte sich, daß er wohl der Erbe des unruhigen Characters seines Vaters, aber nicht seiner Talente war, und daß der Genius desselben überall mangle.

Er übernahm die Regierung nach des Vaters Tode im Jahre 1782 während des hartnäckigsten Krieges mit der englisch-indischen Kompagnie, den er noch durch zwei Jahre ziemlich glücklich fortsetzte, und durch den Frieden zu Mangalore jedoch nur zeitlich schloß. Er hatte seine Kriegsmacht auf mehr als zweimalhunderttausend Mann gebracht, und schien daher eine Zeit lang fürchterlicher als Hyder Aly selbst. Allein Tippo war mehr ein tapferer Soldat, als guter General, und in der Regierungskunst sehr unerfahren. Er versäumte es, die Liebe seiner Völker zu erwerben, bezahlte seine Krieger schlecht, verschwendete dagegen ungeheure Summen auf Gegenstände der Pracht, ja zuweilen auf eitle Grillen, und war dabei doch gierig auf Geld, ohne die Mittel zu kennen, wie man sich durch eine kluge Staatsverwaltung die Einkünfte sichern muß. Schon in den Zeiten des Glückes sah er seine Schätze und

Einkünfte abnehmen, und in den letzten Jahren seiner Regierung waren seine Hülfsquellen auf den vierten Theil herabgesunken.

Eifersüchtig auf die benachbarten Engländer verband er sich während des amerikanischen Krieges mit Frankreich, und leistete dieser Macht in allen indischen Feldzügen wichtige Dienste; auch ließ ihn dieselbe in dem Frieden, der in Europa unterzeichnet wurde, mitbegreifen. Bald fing er aber die Feindseligkeiten von neuem an, denn er meinte die Engländer mit Gewalt aus Madras zu vertreiben, und da er den Rajah von Travancore, einen Bundesgenossen oder vielmehr Unterthan der Engländer verrätherisch überfallen und unterjocht hatte, begann ein mörderischer Krieg. Die französische Revolution beraubte ihn einer wirksamen Unterstützung von dieser Seite, und er sah sich genöthiget der ostindischen Kompagnie und ihren Alliirten allein die Spitze zu bieten, welches er durch längere Zeit, wenn auch nicht mit Erfolg, doch mit Ruhm that. In der Schlacht bei Travancore am 9. Juny 1790 verlor er viele Kanonen. Auf mehreren derselben befand sich die prahlerische Inschrift: «Tippo, Krieger und Prophet.» Der Verlust seines Turbans, seiner Kostbarkeiten und seiner Sänfte, den er in dieser Affaire erlitt, schmerzte ihn so lebhaft, daß er sich acht Tage lang in sein Zelt einschloß, und niemanden vor sich ließ. Den 21. März 1791 sah er unter seinen Augen die

Stadt Bengalon nehmen, ohne ihr zu Hülfe kommen zu können; sein Günstling, der sich in dem Platze befand, gerieth in Gefangenschaft, und sein alter General Killodar, der darin kommandirte, fiel an der Bresche. Nach diesem Schlage trug Tippo den Frieden an, sein Vorschlag wurde aber verworfen, weil er sich weigerte, zu gleicher Zeit mit den Indiern, welche Alliirte der Engländer waren, Friede zu machen. Nachdem er im April desselben Jahres sich des Forts Chillabaram bemächtigte, machte er neue Versuche in Unterhandlungen zu treten; die Furcht aber, welche sein thätiger unruhiger Character der indischen Kompagnie einflößte, oder vielmehr die Hoffnung, ihn ganz zu entthronen, womit sich die Kompagnie zu schmeicheln anfing, machten diese Versuche abermals fruchtlos. Am 7. Februar 1792 brachte ihm Lord Cornwallis eine vollkommene Niederlage bei, war auf dem Punkt, ihn gefangen zu bekommen, und nahm ihm beinahe alle Plätze, die ihm noch übrig waren. Endlich zitterte er für seine eigene Hauptstadt Seringapatnam, und bat den Sieger um Frieden, der ihm am 17. März 1792 ward, durch welchen er die Hälfte seiner Länder, nicht nach ihrem Umfange, sondern nach dem Ertrage gerechnet, an die Engländer und ihre Alliirten abtreten, eine ungeheuere Summe Geldes an dieselben zahlen, und überdieß seine beiden Söhne bis zu gänzlicher Erfüllung aller Bedingungen

nach Madras als Geißeln schicken mußte. Dieser Friede wurde die Hauptquelle des Glückes der brittischen Kompagnie, die ohne die französische Revolution, welche Tippo seinen eigenen Kräften überließ, nie diese Vortheile erlangt hätte.

Diesen Verlust konnte er freilich nicht vergessen, und er sann von jetzt an nur auf Rache. Er suchte Hindostans Fürsten in sein Interesse zu ziehen, auch mit Frankreich die alte Verbindung wieder anzuknüpfen, um die Vertreibung der Engländer aus Ostindien zu bewerkstelligen. Allein die englische Regierung, von seinen Plänen hinlänglich unterrichtet, suchte ihm zuvorzukommen. Sie suchte zwar noch 1798 in Güte mit ihm zu unterhandeln, da er aber jeder freundschaftlichen Verständigung auszuweichen suchte, brachen die Engländer am Anfange des Jahres 1799 mit ihrer gesammten Armee nicht ohne die größten Schwierigkeiten und Gefahren von Madras auf, und zogen vor die Hauptstadt von Mysore. Am 1. May begannen sie die Belagerung von Seringapatnam, und schon am 4. wurde nach dem fürchterlichsten Gemetzel von beiden Seiten diese durch das ganze Morgenland für unüberwindlich gehaltene Festung mit Sturm erobert, wobei Tippo Saib selbst blieb.

In seinem Pallaste fand man einen ungeheuren Schatz von Gold, Juwelen, Silbergeschirr, Stoffen und anderen Kostbarkeiten, wovon fast alle Zim-

mer angefüllt waren. Auch fand sich eine herrliche Bibliothek, die er gesammelt hatte.

Tippo war fünf Fuß acht Zoll hoch, hatte einen dicken kurzen Hals, breite Schultern, und war wohlbeleibt. Seine Gliedmaßen waren klein, vornehmlich seine Hände und Füße. Er hatte große Augen, geschweifte Augenbraunen, eine Adlernase, und war von brauner Hautfarbe. In seinen Jünglingsjahren war er allgemein geschätzt, so wie er aber den Thron bestieg, täuschte er alle besseren Erwartungen; je mehr er Hindernisse in seiner Laufbahn traf, desto jähzorniger wurde sein Character, und da er nicht in sich die Hülfsquellen fand, diese Schwierigkeiten zu besiegen, nahm er häufig zu tyrannischen Mitteln seine Zuflucht. Ich will lieber, pflegte er öfters zu sagen, zwei Tage wie ein Tiger, als zweihundert Jahre wie ein Schaf leben. Sein Hochmuth war nur eine kindische Eitelkeit, sein Ehrgeiz ging stets bis zum Wahnsinne. Krieg und Feldzüge waren seine Lieblingsgegenstände, und von seiner Verachtung des Todes zeigt seine oft wiederholte Äußerung: da man nur einmal leben kann, so liegt wenig daran, ob es früher oder später geschieht. Doch war Tippo einer der wenigen Menschen, die sich nicht mit dem Unglücke ausgleichen und bey Widerwärtigkeiten nicht unter ihr Glück herabsteigen.

Georg der Dritte,

König von Großbrittanien.

Geboren 1738.

Der gegenwärtig noch lebende König von Großbrittanien, Georg, dieses Namens der Dritte, war ein Sohn Georg Augusts Herzogs von Braunschweig, Königs von Großbrittanien und Irrland, Kurfürsten von Hannover, und trat am 4. Juny 1738 an das Licht der Welt. Mit glücklichen Anlagen von der Natur, und mit schätzenswerthen Kenntnissen durch eine Erziehung ausgestattet, bestieg er am 25. Oktober 1760 nach seines Vaters Tode den englischen Thron, nur erst zweiundzwanzig Jahre alt. England hatte eben damals Theil an dem Continentalkriege; Georg setzte ihn mit Vortheil fort, und seine Flotten machten in der neuen Welt ansehnliche Eroberungen. Der Friede vom Jahre 1763 sicherte England den Besitz von Canada, und unterwarf Frankreich der erniedrigenden Klausel, auf seine Kosten einen englischen Kom-

missär zu Dünkirchen zu unterhalten, welcher Acht haben mußte, daß der Hafen dieser Stadt nicht hergestellt werde. Alle errungenen Vortheile gewährten jedoch keine hinlängliche Schadloshaltung für den ungeheuren Aufwand, den England zu machen genöthiget war. Daher die bedeutende Schuldenlast entsprang, mit welcher das Reich so angestrengt zu kämpfen hatte.

Inzwischen verbreitete die Administration des Lord Chatam über die ersten Regierungsjahre Georgs III. einen großen Glanz; weniger glücklich wor er aber in dem amerikanischen Kriege, welcher im Jahre 1778 begann. England verlor durch denselben nicht nur einen Theil seiner schönsten Kolonien, sondern erlitt durch die Siege von Süffren, von Estaing und Lamoth-Piquet einen beträchtlichen Verlust in seiner Marine. Die empfindlichsten Schläge, die jedoch England unter diesem Regenten trafen, führte die französische Revolution herbei. Im Jahre 1803 verlor es das Kurfürstenthum Hannover undim Jahre 1805 durch die französischen Unternehmungen zur See, besonders durch jene des Admirals Missiessi gegen die Insel Dominico und mehrere andere westindisch-brittische Inseln, bei zweihundert fünfzig Kauffartheischiffe, und gegen fünf Millionen Livres. Am empfindlichsten aber war für England das Dekret der Franzosen vom 21. November 1806, durch welches die brittischen Inseln

für blokirt erklärt wurden, und ein weiteres vom 7. Dezember 1807, durch welches die brittischen Länder und alle Kolonien in den Blokadezustand zu Wasser und zu Lande erklärt; jedes Schiff, von welcher Nation es sey, das aus den englischen Häfen kommt, oder in dieselben bestimmt ist, als eine gute Prise frei gegeben, jedes Schiff aber, das sich einer Reise nach England, oder einer Untersuchung durch englische Schiffe unterwirft, oder an die englische Regierung irgend eine Abgabe bezahlt, als konfiskazionsfähig proklamirt wurde.

Allein ungeachtet dieser Widerwärtigkeiten hat England unter Georg dem III. seine Eroberungen und seine Seemacht beträchtlich vermehrt, ja diese ist noch immer im Steigen, während die Seemacht der Feinde Großbrittaniens beträchtlich vermindert wurde. Durch die glücklichen Ereignisse des allgemeinen Krieges vom Jahre 1813 ist England auch wieder in den Besitz von Hanover gelangt, welches durch ein Dekret des Prinzen von Wallis, als Prinz-Regent, unter dem Titel eines Königreichs unter den übrigen englischen Besitzungen aufgeführt erscheint.

Die königliche Gewalt hat sich unter Georg III. durch die Fremdenbill, nach welcher jeder Ausländer bei seiner Ankunft in England der genauesten Untersuchung unterworfen wird, und von dem Staatssekretär auf jeden Argwohn ohne weiters wieder aus

England fortgewiesen werden kann, dann durch die aus Anlaß der französischen Revolution zur schnellen Unterdrückung jedes möglichen Aufruhrs im Jahre 1794, ungeachtet der heftigen Gegenvorstellungen des berühmten Redners Sheridan erfolgte zeitliche Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte um ein Ansehnliches erweitert. Eben so hat sich das Ansehen des Königs im Parlament dadurch verstärkt, daß im Unterhause die Spaltung der Oppositionsparthei eintrat, die Zahl der Mitglieder im Hause der Pairs aber eine ungemeine Vermehrung erhielt. Diese Zahl, welche im Jahr 1760 nur 181 Mitglieder betrug, belief sich im Jahre 1800 auf 491, und alle Pairs der neuen Wahl sichern der Regierung ein ungeheures Übergewicht zu.

Bei Georgs Thronbesteigung war die Civilliste für seine Lebenszeit auf achtmalhunderttausend Pfund Sterling festgesetzt; mit dem Jahre 1769 bezahlte das Parlament mehr als eine Million Schulden. Im Jahr 1777 wendete er sich nochmals an das Parlament wegen Tilgung einer Schuld von sechshundert achtzehntausend Pfund. Der erste Lord der Schatzkammer that den Vorschlag, die Civilliste um hunderttausend Pfund Sterling zu erhöhen, und der Vorschlag ging durch; dennoch beliefen sich die Schulden im Jahr 1780 auf sechzigtausend, und im Jahre 1784 auf dreißigtausend Pfund. Dabei ist der Hofstaat weder glänzend

noch prächtig; aber die geheimen Auslagen im Inlande und Auslande sind außerordentlich, und die königliche Familie ist zahlreich, denn Georg hat von seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Meklenburg-Strelitz, mit welcher er sich im Jahr 1761 vermählte, fünf Prinzen und acht Prinzessinnen.

Georg hatte vom Anfange seiner Regierung dem Lord Bute, seinem ehemaligen Erzieher, der ihm Liebe zur unumschränkten Gewalt einzuflößen gesucht hatte, viele Macht zugestanden, in welcher dieser sich auch bis an seinen Tod erhielt. Auf Lord Butes Empfehlung erhielt in der Folge Jekinson, der dermalige Lord Liverpool, einen vorzüglichen Einfluß, da er ihn dem Könige als einen Mann schilderte, der unbeschränktes Vertrauen verdient. Georg genehmigte immer leicht die Plane, die den Grundsätzen anpaßten, in welchen er erzogen wurde, und verfolgte sie mit einer außerordentlichen Beharrlichkeit. Man wollte ihm aber zum Vorwurfe machen, daß er alles, was sich von seinen gewohnten Grundsätzen entfernte, mit Hartnäckigkeit immer zurückgewiesen habe. Kein Souverän von Europa hat eine so große Abneigung gegen die Maximen der französischen Revolution gezeigt als er, selbst da die herrschende Parthei der konstituirenden Assemblee die Vorzüge der brittischen Konstitution laut erhob. Eben so hat er sich beharrlich geweigert, den irrländischen Katholiken die Aufhebung des

Test zuzugestehen, welche ihnen Pitt versprochen hatte.

Mehreremale war Georg dem III. nach dem Leben gestrebt worden. Im Jahre 1780, als der Andächtler Gordon gegen die Katholiken das Volk reizte, und der Pöbel ausschweifend in London wüthete, wurde der König einzig noch durch den Schutz seiner Leibwache gerettet. Im Jahre 1794, während einer Spazierfahrt fiel ein Schuß gegen ihn; und ein gewisser Athfield, der seitdem für wahnsinnig erklärt worden ist, drückte mitten im Theater eine Flinte gegen die Loge ab, wo sich die ganze königliche Familie befand, doch glücklicher Weise ohne alle Folgen.

Im Jahre 1787 hatte Georg zum Erstenmale den Anfall der Krankheit, an der er gegenwärtig leidet, und welche die Kraft seines Verstandes lähmt. Damals wurde er augenblicklich durch den Doktor Willis wieder hergestellt. Im Jahre 1792 überfiel ihn diese Krankheit ernstlicher, und gab den Anlaß zu der großen Frage wegen der Regentschaft, die im Parlament zur Sprache kam. Die Oppositionsparthei, an deren Spitze der Prinz von Wallis stand, wollte diesen zum Regenten erklären, allein die Parthei des Ministeriums, unter Pitts Anführung, fürchtete durch diesen Prinzen gestürzt zu werden, und behauptete, daß die Regentschaft kein mit der Person verbundenes Recht seye, sondern

ihm nur von dem Parlament zugestanden werden könne. Die Bill, welche Pitt vorschlug, und das Unterhaus annahm, blieb indessen durch die Wiederherstellung des Königs ohne Erfolg. Man behauptet, daß der König Pitt nicht geliebt habe, daß man ihn aber, so oft der Kredit des Ministers bei ihm zu sinken begann, an die wesentlichen Dienste erinnert habe, die dieser ihm bei jener Gelegenheit erwies, und Pitt sogleich wieder in seine Gunst getreten sey. Im Jahre 1804 hatte der König neue Krankheitsanfälle; erhielt aber auch damals eine baldige Genesung, nur nahm sein Gesicht so bedeutend ab, daß er in seinen Verrichtungen gehemmt, und außer Stand gesetzt wurde, viele Audienzen zu geben. Im Jahre 1811 wurden jedoch die Anfälle heftiger als jemals, und diese dauern mit verschiedenen Abwechslungen noch immer fort. Der Prinz von Wallis hat seither wirklich die Regentschaft im Namen des Königs übernommen.

Georg III. liebte immer die Künste und Wissenschaften, und beschützte sie mehr als seine Vorgänger aus dem Hause Braunschweig gethan haben. Doch hatten fast alle seine Schenkungen und Pensionen einen politischen Zweck; auch hätten sich noch bedeutendere Aufmunterungen von einem so erhabenen Monarchen erwarten lassen. Georg ist sanft, und äußerst leutselig; er sprach mit jedermann mehr mit der Miene der Gutmüthigkeit als der Theilnahme.

Als Gatte und Vater zeigte er sich von der schönsten Seite, und sein ganzes Leben bezeichnen Mäßigkeit, und ein weiser Ernst. Ausschweifungen sind ihm immer fremd geblieben. Er lebte immer wie ein einfacher Privatmann, im Schooße seiner Familie, und brachte gewöhnlich die Hälfte des Jahres zu Windsor zu, wo er selbst seine Minister nicht empfing, sondern jedesmal, so wie es die Staatsangelegenheiten erforderten, selbst nach London zurückkehrte. Die neuesten Nachrichten über sein Befinden sind ziemlich beruhigender; doch dürfte er nicht sobald die Last der öffentlichen Angelegenheiten wieder übernehmen können.

Franz Carl Brockmann,

ein berühmter deutscher Schauspieler.

Geboren 1745. Gestorben 1812.

Brockmann war der Sohn eines Zinngießers, und wurde am 30. September 1745 zu Grätz, wo sein Vater das Bürgerrecht hatte, geboren. Er genoß nicht eben eine vorzügliche Erziehung, doch hielt man ihn früh zur Thätigkeit an. Er durchlief die la-

teinischen Schulen in seiner Vaterstadt, verlegte sich dann auf Chirurgie, und begann diese Kunst auch wirklich auszuüben. Der Vater übergab ihn hierauf einem Offizier, der für den jungen Menschen zu sorgen versprach, ihn wirklich lieb gewann, und mit sich nach Siebenbürgen führte.

Brockmann fand jedoch nur eine karge Versorgung, und da er nach einiger Zeit nicht eben sehr liberal behandelt wurde, widerstrebte sein emporkeimendes Talent der knechtischen Lage. Schnell war sein Entschluß gefaßt, er floh. Ohne Freund, ohne Beruf, ohne Unterstützung durchzog er die rauhen Gegenden, bis er endlich in einem Kloster Aufnahme fand. Die Ordensbrüder suchten ihn zur Aufnahme ihrer Regel zu bewegen; allein sein Geist hatte eine andere Richtung, welcher er unwiderstehlich folgen mußte. Die dramatische Kunst ergriff ihn mit allem Zauber der Phantasie, und er beschloß dieser sich ganz zu widmen. Eine wandernde Truppe, die bald in Hungarn, bald in Siebenbürgen Thaliens Tempel aufschlug, nahm ihn zum Mitgliede, Das Theater war aber in jenem Kreise nur erst im Werden, die Schauspieler konnten nur als Lehrlinge betrachtet werden, Brockmanns aufstrebender Geist konnte unter diesen Verhältnissen nicht ausdauern. Dem Höheren nachstrebend ging er 1766 nach Wien. Doch Jugend und Ungeübtheit bestimmten ihn damals bei dem noch seltenen regel-


VI. B. S. 283.
Brockmann.
Iffland.
Hölty.
Körner.
De Ligne.
Miranda.

mäßigen Schauspiele nur zu kleineren Rollen. Sein Selbstgefühl wurde dadurch beleidiget, und als er einst in Minna von Barnhelm die unbedeutende Rolle des Feldjägers spielen sollte, durchbrach er die einengenden Schranken, und verließ Wien.

Er begab sich abermals zu einer wandernden Gesellschaft, und zwar zu jener, die damals Kurz, unter dem Namen Bernardon berüchtigt, in den Reichsländern herumführte. Hier prüfte und übte er sich bis zum Jahr 1771, in welchem er bereits so sehr ausgezeichnet war, daß er einen Ruf nach Hamburg erhielt. Die Bühne daselbst war durch Lessings früheres Einwirken in der schönsten Blüthe. Brockmann gab am 5. April 1771 den Nelson in Freundschaft auf der Probe, und am 9. desselben Monats den Medon im Kodrus. Obgleich er sich durch das beredteste, ausdruckfähigste Gesicht, durch den edelsten Wuchs, durch eine vortheilhafte Bildung, guten Anstand, so wie durch Gewandheit und ein beugsames Organ empfahl, so wollte es ihm doch nicht glücken, Beifall zu erlangen. Doch sank ihm der Muth nicht, er fand sich vielmehr angespornt, durch verdoppelte Anstrengung das zu werden, was Schröder und Reinecke, die hochgefeierten Künstler, die ihm als Sterne erster Größe vorleuchteten, längst schon waren. Er beobachtete, er studirte sie, und bei seinem Eifer für die Kunst und Schröders väterlichen Rath konnte es nicht fehlen,

daß er in kurzer Zeit Hamburgs Liebling, und ungemein schnell wirklich ein großer Schauspieler ward. Einen mächtigen Impuls gab ihm damals auch die junge Ackermann, nachmalige Unzer, für die er Liebe fühlte, und welcher er durch sein Spiel zu gefallen strebte. Er erhielt Zutritt in den angesehensten Häusern, speiste beinahe täglich bei dem englischen Minister, ja er wurde dessen unentbehrlicher Gesellschafter und Freund. Im Jahre 1775 glänzte er als Essex und Beaumarchais; Hamlet aber, den er 1776 nach Schröders Bearbeitung auf die Bühne brachte, war sein höchster Triumph. Alle öffentlichen Blätter wiederholten sein Lob; reisende Engländer, die Garrik in dieser Rolle angestaunt hatten, konnten ihm ihre Bewunderung nicht versagen. Auf den Flügeln des Ruhmes flog sein Name durch ganz Deutschland, Brockmann wurde mit Schröder und Reinecke zugleich genannt.

Um diese Zeit hatte Kaiser Joseph II. den durch Kenntnisse und Scharfsinn gleich ausgezeichneten Schauspieler Müller durch Deutschland gesendet, um einige berühmte Künstler für die Wiener Nationalbühne zu wählen, und Brockmann war der einzige, den aus vielen vorgeschlagenen die Wahl traf. Er aber fühlte nicht eben große Lust, Hamburg zu verlassen, an welchen Ort Dankbarkeit, Freundschaft, Liebe ihn fesselten, und wo er zuerst seinen Ruhm gegründet hatte. Der Kaiser wollte

ihn als Landeskind reklamiren. Brockmanns Gehält ward auf zweitausend Gulden bestimmt, und der Künstler kehrte in das Vaterland zurück, um zu den erworbenen Lorbern die Rosen auf heimischem Boden zu einem unverwelklichen Kranze zu flechten.

Er ging über Berlin, wo er einige Gastrollen gab. Unbeschreiblich war der Enthusiasmus, mit welchem er aufgenommen wurde. Sein Spiel bezauberte das Publikum, und entzückte die Kenner. Mendelssohn, der fast nie das Theater besuchte, wurde durch den Ruhm des Künstlers bewogen, ihn zu sehen. Brockmann davon unterrichtet, zeigte für den Philosophen die rührende Aufmerksamkeit, den Monolog: Seyn oder Nichtseyn, nach Mendelssohns Übersetzung zu sprechen. Der strenge Dramaturge, Schink, erkannte Brockmanns Hamlet als eine Darstellung des Genie's, und erklärte, daß dieser Künstler unter die ersten Deutschlands gehöre. Der Münzpräger Abramson verfertigte eine silberne Schaumünze auf Brockmann, und zweimal wurde der Künstler in Kupfer gestochen.

Am 30. April 1778 trat Brockmann das erste Mal als Essex in der Gunst der Fürsten in Wien auf, und hatte nach dem vorangegangenen Rufe eine große Erwartung zu befriedigen. Kenner ließen seinem Spiele Gerechtigkeit wiederfahren, doch der Menge gefiel er nicht. Auch den Beifall des Kaisers hatte er nicht ganz, welcher sich hierüber gegen

dauerten noch bis zum Herbste — da er den sanftesten Tod starb. Am 21. September 1814 erweckte nähmlich der heitere Tag in ihm die Lust, eine kleine Spatzierfahrt zu unternehmen; er fuhr nach Charlottenburg und wieder zurück, diktirte noch mehrere Briefe, hustete aber mehr als gewöhnlich. Ih der Nacht konnte er nirgends Ruhe finden, und ließ sich von einem Stuhle zum andern bringen, bis er gegen fünf Uhr Morgens in eine Ecke des Sopha's gebracht wurde. Kaum war er da gelagert, so versicherte er, er fühle, daß er hier gewiß Schlaf finden werde, und verlangte, daß auch sein treuer Pfleger, Sekretär Maurer und sein Bedienter ruhen sollten. Ermüdet schliefen sie alle ein. Nach einer Stunde erwachte Maurer und freute sich über den ruhigen Schlaf des Kranken; doch als er näher hinzutrat, fand er ihn in der ruhigsten Stellung, den Kopf auf den Arm gestützt, so wie er eingeschlafen war — leblos. Keine Verzerrung seiner Züge, kein Schweiß auf seiner Stirne, kein Zeichen von Todeskampf entstellte den Erlösten. Ruhig lag seine Hülle, um den langen Schlaf zu schlafen.

Aus dem Standpunkte einer höheren Kritik betrachtet, gehört Iffland zu den merkwürdigsten Erscheinungen, durch welche die neuere Kunst verherrlichet ward. Im Gebiete des rein Komischen trat er in seiner vollen Glorie hervor, und hier gehört unter allen dramatischen Künstlern die Palme des

Sieges einzig ihm. Nicht eben so groß war er im Tragischen, da er die tragischen Charaktere nicht aus der Tiefe des Gemüthes zu geben vermochte; doch bewies er auch in denselben den vollendeten Meister, indem alle seine Darstellungen ein ununterbrochenes herrliches Ganze ausmachten und die uneingeschränkteste Beherrschung des Stoffes bewiesen. Deutschland wird seinen Sohn immer mit Stolz nennen. Dieser Lohn ist es auch einzig, nach welchem er strebte, wie er selbst in Wien beurkundete, da er nach der Darstellung des Hausvaters auf der National-Bühne von dem entzückten Publikum hervorgerufen, bescheiden auf die Schlußworte des Stückes verwies: Daß einst deutsche Biedermänner, wenn sie an unserem Grabe vorübergehen, stehen bleiben und sagen, auch er war es werth, ein Deutscher zu seyn!

Ludwig Heinrich Christoph Hölty,

ein beliebter deutscher Dichter.

Geboren 1748. Gestorben 1776.

Hölty war der Sohn eines Predigers, und wurde zu Mariensee am 21. Dezember 1748 geboren. Er

suchte lieber, seinen Unterhalt durch Unterricht in den Sprachen und Übersetzungen, so mühsam auch dieser Erwerb war.

Im Herbste 1774 begleitete er Millern nach Leipzig; und bald hierauf fing er an, des Morgens Blut auszuwerfen. Im Anfange Mai 1775, wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters, ging er von Göttingen über Hanover nach Mariensee zurück, wo er unter Zimmermanns Anleitung seine Kur fortsetzte. Am 8. May schrieb er an Voß, daß er nach des Arztes Ansichten auf einem sehr schmalen Scheidewege zwischen Leben und Tod wanke: und daß er, so wenig er auch den Tod fürchte, doch noch gerne ein Paar Olympiaden unter seinen Freunden gelebt hätte, um sich des Lebens zu freuen, und nicht mit der großen Fluth hinabzusinken.

Im Herbste 1775 ging er nach Hanover, um unter Zimmermanns Aufsicht eine kleine Nachkur, wie er Voßen schrieb, zu gebrauchen; allein den 1. September 1776 fand er zu Hanover, noch ehe er das acht und zwanzigste Jahre vollendete, seinen Tod.

Er war stark von Wuchs, niedergebückt, unbehülflich, von trägem Gange, blaß, wie der Tod. Stumm, und unbekümmert um seine Gesellschaft hatte er auf den ersten Anblick ganz die Miene der Einfalt. Nur in seinem hellblauen Augen schimmerte ein treuherziges, mit etwas Schalkhaftigkeit

vermischtes Lächeln, welches sich bei dem Genusse des Schönen in der Natur oder in den Künsten über sein ganzes Antlitz verbreitete. Im Kreise seiner Freunde war er immer heiter, und bei kleinen vertraulichen Schmäusen, sonderlich wo Rheinwein blinkte, sehr fröhlich. Er lagerte sich auf Rosenblätter, salbte wie Anacreon seinen Bart, und machte so gewaltige Anstalt zum Trinken, als ob aus dem Schlusse seines Rheinwein-Liedes voller Ernst werden sollte; doch dabei ließ er es immer bewenden. Vor Fremden, die er achtete, lies er gerne seine Gedichte vorlesen, sah dem Gaste nahe freundlich ins Gesicht, und nahm sein Lob als eine Gebühr hin. Nur zweimal, sagte Voß, habe er ihn weinen gesehen; als er dem Arzte die Gefährlichkeit seiner Krankheit abmerkte, und als er Voßen die Nachricht brachte, daß sein Vater todt sey. So wenig er bei Unbekannten, oder in einer zahlreichen Gesellschaft sich ins Gespräch mischte, so wenig sah man ihn mürrisch oder zerstreut, wenn er vom Lesen erhitzt überfallen ward; er klappte ruhig sein Buch zu, und war mit ganzer Seele Freund. Allein das hinderte nicht, daß er auf der Gasse, wenn ihn jemand zum Caffeh lud, plötzlich von seinen Freunden verschwand, dem Wirthe seinen Bückling machte, ohne ein Wort zu sprechen das Eingeschenkte trank, und wieder ging. Für alles, was den Geist bereicherte, hatte er eine

brennende Begierde und Dienstfertigkeit, alles übrige war ihm gleichgültig.

Auch für die Liebe war er nicht ohne Gefühl. Aber immer blieb er bescheiden. »Ob sie Gegenliebe für mich gehabt hat?« schreibt er. »Ich habe ihr nie meine Liebe merken lassen, noch merken lassen können. Wie konnte ein Jüngling, der noch auf keiner Universität gewesen war, um dessen Kinn noch zweideutige Wolle hing, Liebeserklärungen thun, und auf Gegenliebe rechnen!«

Über seinen Trieb zur Poesie erklärte er sich gegen seine Freunde. »Ich fühle, sagte er, den größten Hang zur ländlichen Poesie, und zur süßen melancholischen Schwärmerei in Gedichten. An diesen nimmt mein Herz den größten Antheil. Ich will alle meine Kräfte aufbieten; ich will kein Dichter seyn, wenn ich kein großer Dichter werden kann. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding.«

So lebte und dachte der Jüngling, dessen Geist unter der Last eines siechen Körpers so aufstrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poesie Lob und Ehre erwarb; der mit jeden neuen Versuche höher zur Vollkommenheit aufstieg, und selbst sein Vollkommenstes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Sein Blick faßte die Natur auf, und sein Lied sang die Empfindungen seines Herzens.

Theodor Körner,

ein verdienter deutscher Sänger und Kämpfer.

Geboren 1791. Gestorben 1813.

Karl Theodor Körner, der Sohn des chursächsischen Appellations-Rathes Körner, wurde den 31. September 1791 zu Dresden geboren. Die Schwäche und Kränklichkeit des Knaben in den ersten Jahren, machte viele Sorgfalt für seinen Körper nöthig, und die Ausbildung seines Geistes durfte nicht übereilt werden. Er war daher die meiste Zeit in freier Luft in einem Garten. Er gehörte nicht zu den Kindern, die durch frühzeitige Entwickelung der Talente die Eitelkeit der Eltern befriedigen, aber ein weiches Herz, verbunden mit Festigkeit des Willens, eine leicht aufzuregende Phantasie, und eine treue Anhänglichkeit an seine Geliebten, waren schon frühe unverkennbar. Mit dem Gedeihen seines Körpers entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten. Was seine Aufmerksamkeit fesselte, faßte er leicht. Zur Geschichte, Naturkunde und Mathematik zeigte er eine besondere Neigung. Durch vielfältige gymnastische Übungen gab er dem Körper mehr Festig-

keit und Gewandheit; als Jüngling galt er für einen raschen Tänzer, dreisten Reiter, tüchtigen Schwimmer, und geschickten Fechter. Auge, Ohr und Hand waren glüklich organisirt, und wurden zeitlich geübt. Er war Drechsler, Zeichner, Musiker. Die Zither am Arm dachte er sich zurück in die Zeiten der Troubadours. Dichtkunst war es jedoch, wofür ihn seit den frühesten Jahren ein herrschender Trieb bestimmte. Schiller und Göthe waren die Lieblingsdichter im elterlichen Hause, und Schillers Balladen wahrscheinlich die ersten Gedichte, die der Knabe zu lesen bekam. Sein Talent zeigte sich zuerst in der munteren Gattung; und es fehlte ihm nicht an Stoff, da das frische Leben und der Frohsinn der Jugend bei ihm durch keinen Zwang unterdrückt wurde.

Er verließ das elterliche Haus nicht vor der Mitte des siebzehnten Jahres, und erhielt Unterricht theils in der Kreuzschule in Dresden, theils durch ausgesuchte Privatlehrer. Als er zur Standeswahl schreiten sollte, wurde er durch die poetische Seite des Bergbaues angezogen, und seine Eltern fanden dieses für seine innere vollständige Ausbildung erwünscht. Vorbereiten zu dem Unterricht auf der Bergakademie konnte er sich in Dresden, während im elterlichen Hause sich manche günstige Umstände vereinigten, die auf die Bildung seines Charakters vortheilhaft wirkten. Seine natürlich

Offenheit, Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit entwickelte sich hier ungehindert, ohne zu herrschen, genoß er eine unschädliche Freiheit. Für Poesie und Musik war im Vaterhause alles empfänglich, und es bildete sich eine ausgesuchte Gesellschaft, in welcher der Jüngling den Werth des feineren Umgangs schätzen lernte. Sein Vater gehörte zu Schillers vertrautesten Freunden, und hoffte viel davon für den Sohn; allein für diesen starb Schiller viel zu früh, denn als er das letzte Mal in Dresden war, hatte der junge Körner noch kaum ein Alter von zehn Jahren erreicht. Unter den bedeutenden Männern aber, die auf den heranwachsenden Jüngling wirkten sind der russische Oberste von Pfuel und der dänische Dichter Oehlenschläger bemerkenswerth.

Im Sommer 1808 begann Körner das Studium des Bergbaues in Freiberg, und fand sich dort in einer sehr günstigen Lage. Der Bergrath Werner war des Vaters Freund, und behandelte den Sohn mit besonderem Wohlwollen. Körner trieb Anfangs das Praktische des Bergbaues mit großem Eifer, scheute keine Beschwerde, und war ganz einheimisch in dem Eigenthümlichen des Bergmannslebens, welches er in seinen damaligen Gedichten mit den glänzendsten Farben schilderte. Bald aber war der Reiz der bergmännischen Hülfswissenschaften mächtiger, und Mineralogie und Chemie beschäftigten ihn ganz vorzüglich.

Während seines Aufenthalts in Freiberg gelangte er zu einer Reife und Besonnenheit, die man bei seinen Jahren und bei seinem Blute nicht zu erwarten hatte. Vielen Einfluß hatte ein täglicher Genosse seiner Studien und Freuden, der voll Geist und Kraft, aber durch Unglück zum Trübsinne geneigt war. Ein trauriges Ereigniß trennte den Bund mit diesem Freunde, der als ein verwegener Schlittschuhläufer auf einer Eisbahn, die durchbrach, seinen Tod fand. Der Anblick dieser Leiche, und eines andern sterbenden Freundes, der als Künstler einst viel zu leisten versprach, machten auf Körner einen tiefen bleibenden Eindruck.

Im Jahre 1809 unternahm Körner nach hinlänglicher Vorbereitung eine eben so unterrichtende als genußreiche Fußreise in die Oberlausitz und in die schlesischen Gebirge. Die großen, reizenden Naturscenen wirkten mächtig auf sein empfängliches Gemüth, und er rechnete den Aufenthalt in Schlesien zu den glücklichsten Tagen seines Lebens. Seine Gefühle darüber hat er in einigen Gedichten ausgesprochen. Von dieser Zeit an erhielten seine Produkte überhaupt mehr Ernst und Tiefe, vorzüglich aber wurde in denselben ein frommer altdeutscher Sinn bemerkbar, der beurkundete, daß der Dichter die Religion als seelenerhebende Freundin kennen gelernt habe.

Körners akademische Laufbahn in Freiberg en-

Im Jahre 1812 schien er sich zwar ganz zu erholen und unternahm sogar eine Reise nach Karlsruhe, wohin eine Einladung des Großherzogs ihn berief. Doch abgemagert und in einem bedenklichen Zustande kam er zurück, und durch die drohenden Kriegesübel im Jahre 1813 wurde sein Gemüth neuerlich erschüttert, welches äußerst nachtheilig auf den Körper wirkte. Er ging im Mai nach Reinerz, um dort den Brunnen zu gebrauchen; und die Kur hatte gute Wirkungen, so zwar daß er im October bei seiner Rückkehr sämmtliche Geschäfte wieder übernahm, und selbst die Bühne betrat. Am 5. Dezember 1813 gab er Luther in der Weihe der Kraft, seinen Schwanengesang.

Seine Kräfte schwanden nun immer mehr und mehr, und nur der Patriotismus für das selbstgewählte Vaterland konnte ihn bestimmen, auf die Rückkehr der königlichen Familie das kleine Stück: Liebe und Wille, und bei der Ankunft der Kaiserin von Rußland den Prolog zu verfertigen, in welchem er, am 23 Jänner 1814, zum letzten Male die Bühne betrat.

Noch einmahl wendete er seine Blicke nach Reinerz, wo er schon früher Linderung gefunden, und reisete dahin; aber er kam so geschwächt daselbst an, daß er die Brunnenkur nicht gebrauchen konnte, und bald wieder nach Berlin zurückkehren mußte. Seine Leiden, die sich immer vermehrten,

tgnik. Doch ein dreitägiges Fieber befiel ihn Anfangs Mai, das wegen öfterer Rückfälle eine solche Ermattung zur Folge hatte, daß man ihm zu einer Reise rieth. Er brachte daher einen Monat in Karlsbad zu. Als er sich hergestellt fühlte, erwachte in ihm der Wunsch nach den Rheingegenden; er wollte in Heidelberg seine Bildung fortsetzen; sein Vater aber, der den hoffnungsvollen Jüngling auf einen höheren Standpunkt stellen, seinen Gesichtskreis erweitern, und den Trieb zu neuen Fortschritten in der Ausbildung in ihm erhöhen wollte, fand sich bestimmt ihn nach Wien zu senden, wo Körner im August 1811 eintraf.

Hier fand er sich in einer neuen Welt voll frischen jugendlichen Lebens, und in der glücklichsten Stimmung. Ohne die Gelegenheiten zu geistreichem Umgange zu versäumen, und ohne sich die edleren Genüsse zu versagen, widmete er den größten Theil des Tages den Studien und der Poesie. Im Jänner 1812 trat er zuerst mit zwei Stücken in einem Akt als dramatischer Dichter auf, die Beifall fanden; und nachdem er sich noch mit dem Drama: Toni, und dem Trauerspiele die Sühne, geprüft hatte, wagte er sich an die Darstellung des ungarischen Helden: Zriny. Außer diesen lieferte er viele andere dramatische Arbeiten und kleinere poetische Aufsätze, und zwar in so kurzer Zeit, daß die Leichtigkeit, mit welcher er arbeitete, wirklich bewundern-

würdig ist. Er fand für seine Produkte eine Aufnahme im Publikum, die er nicht besser wünschen konnte, und auch die Stimmen der Kunstverständigen waren für ihn sehr ermunternd.

Wien erfüllte vollkommen, was Vater und Sohn gehofft hatten, und übertraf noch weit ihre Erwartungen. Die reizenden Umgebungen und die Kunstschätze dieser Hauptstadt gewährten dem jungen Körner vielfältigen Genuß, und die fröhliche Welt, von der er sich umringt sah, und in der er bald einheimisch wurde, gab ihm einen neuen Schwung, und erweckte alle Kräfte nach einem höheren Ziele zu streben. Daß die ungeschwächte Jugendkraft mitten unter den Gefahren einer Hauptstadt nicht verwilderte, war vorzüglich das Werk der Liebe. Ein holdes Wesen, wie vom Himmel zu seinem Schutzengel bestellt, fesselte ihn durch Reiz der Gestalt und der Seele; die Eltern prüften und segneten die Wahl ihres Sohnes, und sahen um so mehr einer schönen Zukunft entgegen, da Körner, in Folge des Beifalls, den er erworben hatte, zum Hoftheaterdichter ernannt wurde.

Der Kampf für Deutschlands Freiheit trat ein, und Körners Entschluß war fest, sich als Kämpfer zu stellen, sobald irgend eine Möglichkeit des Erfolges sich zeigen wurde. Der preussische Aufruf erscholl und nun hielt ihn nichts mehr zurück. Er verließ Wien am 15. März 1813 und kam nach Breslau,

als eben Major Lützow die Errichtung der unter seinem Namen bekannten Freischaar angekündigt hatte. Begeisterung für die höchsten Güter des Lebens vereinigte hier die verschiedensten Stände; von einem solchen Bunde mußte Körner sich unwiderstehlich angezogen fühlen; am 19. März trat er ein würdiges Glied in denselben.

Wenige Tage darauf wurde die Freischaar in einer Dorfkirche nicht weit von Zobten feierlich eingesegnet. Körner hatte zu dieser Feierlichkeit einen Choralgesang gedichtet, der abgesungen wurde. Der herzerhebende Eid für die Sache der Menschheit hatte die ganze Schaar mit Heldenfeuer erfüllt.

Körner widmete sich dem Dienste mit anhaltendem Eifer. Als tüchtiger Kamerad erwarb er sich bald die Achtung seiner Waffengefährten, und gewann ihre Liebe als treuer Gefährte in Freude und Leid. Mit Aufopferung war er überall zur Hülfe bereit, und in fröhlichen Zirkeln erhöhte er den Genuß durch seine geselligen Talente. Es finden sich in seinen damaligen Briefen und Gedichten schon Spuren von Todesahndung, aber dieses trübte seine Stimmung nicht, sondern mit freier muthiger Seele ergriff er zu jeder Zeit, was der Augenblick darbot und wozu er aufforderte.

In Stunden der Muße beschäftigte er sich vorzüglich mit kriegerischen Gesängen. Auch sammelte er mehrere fremde Gedichte, die es werth waren,

von deutschen Kriegern gesungen zu werden. Er sah mit inniger Freude sich von einem Publikum umgeben, bei welchem jeder Funke zündete.

Der Dienst ging aber allem vor. Daher fiel auch auf ihn die Wahl, als kurz nach seinem Eintritte in das Corps die Stelle eines Oberjägers durch die Stimmen der Waffenbrüder zu besetzen war. Er hatte den Major Petersdorf, der die Infanterie des Corps kommandirte, auf einer Geschäftsreise zu begleiten, und erhielt den Auftrag eine Aufforderung an die Sachsen zum gemeinschaftlichen Kampfe für die gute Sache zu verfassen. Diese Reise brachte ihn einige Wochen früher nach Dresden, als die Lützowsche Freischaar dort eintraf. Zum letzten Male sah er hier die Seinigen und empfing den väterlichen Segen zu seinem Berufe. Er folgte hierauf dem Corps nach Leipzig, wo er am 24. April durch die Stimmen der Kameraden zum Lieutenant gewählt wurde.

Für seinen Trieb war die Thätigkeit des Corps in den damaligen Verhältnissen zu sehr gehemmt; Körner dürstete nach Thaten. Er drang daher in seinen Major, der Reiterei, die am 28. Mai zu einem Streifzuge nach Thüringen bestimmt wurde, folgen zu dürfen. Sein Gesuch wurde gewährt, und der Major wählte ihn zu seinem Adjutanten.

Der Zug ging über Halberstadt, Eisleben, später nach Schlaitz und Plauen, nicht ohne Gefahr, aber auch nicht ohne befriedigenden Erfolg. Erkundigungen wur-

den eingezogen, Kriegsvorräthe erbeutet, Couriere mit wichtigen Briefschaften aufgefangen. Die kühne Schaar erregte Aufsehen, und erbitterte den Feind, der daher beschloß, dieselbe bis auf den letzten Mann zu vernichten. Mitten im Waffenstillstande wurde diese Rache zum Theile versucht. Lützow, der ohne Anstand sich auf dem kürzesten Wege mit seiner Infanterie vereinigen zu können glaubte, und von den feindlichen Befehlshabern die beruhigendsten Zusicherungen erhielt, kam bis nach Kitzen, einem Dorfe bei Leipzig, wo er sich auf einmal von einer bedeutenden Übermacht umringt und bedroht sah. Körner wurde abgeschickt, darüber Erklärung zu verlangen, aber statt der Antwort hieb ein feindlicher Anführer auf ihn ein, und der Angriff begann. Körnern hatte der erste Hieb, den er nicht pariren konnte, da er zu Folge seines Auftrags ohne den Säbel zu ziehen sich dem feindlichen Anführer näherte, schwer in den Kopf verwundet, und ein zweiter ihn leicht verletzt. Er sank zurück, raffte sich aber gleich wieder auf, und sein tüchtiges Pferd brachte ihn glücklich in den nächsten Wald. Hier wollte er sich die Wunden für den ersten Augenblick verbinden, als ein Trupp Feinde herankam. Mit Geistesgegenwart rief er sogleich mit starker Stimme in den Wald: »die vierte Eskadron soll vorrücken!« Die Feinde stutzten, zogen sich zurück, und ließen ihm Zeit, sich tiefer ins Gebüsch zu verbergen. Der Schmerz der

Wunden war heftig, die Kräfte schwanden, die letzte Hoffnung erlosch. In den ersten Stunden der Nacht hörte er noch die verfolgenden Feinde, dann schlief er ein, und beim Erwachen am andern Morgen sah er zwei Bauern vor sich stehen, die ihm Hülfe bothen. Seine Kameraden hatten ihm diesen Beistand bereitet. Er wurde im Dorfe Großschotzen gepflegt, gewartet, und treu verborgen gehalten, ungeachtet die Feinde auf seiner Spur waren, und wußten, daß er eine bedeutende Casse des Corps bei sich habe.

Ein Freund in Leipzig nahm ihn hierauf auf, obschon es bei strengster Strafe verboten war, einen Lützowschen Reiter zu verbergen. Nach fünftägiger Pflege war er so weit hergestellt, daß er Leipzig verlassen konnte. Er ging nach Carlsbad, und gelangte glücklich dahin, ungeachtet der Weg sehr gefährlich war. Dort stellte er sich nach ohngefähr vierzehn Tagen wieder vollkommen her, und begab sich sogleich über Schlesien nach Berlin, um noch vor Ablauf des Waffenstillstandes an seinem vorigen Posten wieder einzutreffen.

Am 29. August wurde von der Lützowschen Schaar ein Munitionstransport entdeckt, und sogleich beschlossen, denselben aufzuheben. Major v. Lützow führte selbst den Zug, der dieses bewirken sollte, und Körner war als Adjutant an seiner Seite. Eine Stunde zuvor während der Rast im Gehölze hatte er noch sein letztes Gedicht: das Schwertlied, verfaßt, und er

las es eben einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, nahe am Gehölz, westlich von Rosenberg kam es zum Gefecht. Der Feind war zahlreicher, als man geglaubt hatte, aber nach kurzem Widerstande floh er in das nahe Gebüsch. Unter denen, welche ihn am kühnsten verfolgten war Körner, aber eine Kugel traf ihn in den Unterleib, und er verlor sogleich Sprache und Bewußtseyn. Seine Gesichtszüge blieben unverändert, und zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung. Er wurde sanft in den nahen Hochwald getragen, einem geschickten Wundarzte übergeben, aber umsonst war alle menschliche Hülfe.

Nebst Körner war ein Graf Hardenberg, und ein Lützowscher Jäger geblieben. Die körperlichen Hüllen der Tapferen wurden von dem Corps mit fortgeführt. Unter einer Eiche nahe an einem Meilensteine bei dem Dorfe Wöbbelin wurde Körner mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen und mit besondern Zeichen der Achtung und Liebe von seinen tiefgerührten Waffenbrüdern begraben.

Unter den Freunden, die seinen Grabhügel mit Rosen bedeckten, war ein edler Jüngling, Bärenhorst, den es am schwersten fiel, diesen Todten zu überleben. Wenige Tage darauf in einem Gefecht an der Göhrde stürzte er mit den Worten: »Körner

ich folge Dir» auf den Feind und sank von mehreren Kugeln durchbohrt zu Boden.

Körners Grabmal wurde von dem regierenden Herzog von Mecklenburg-Schwerin dem Vater des Vollendeten zum Geschenke gemacht, der bald auch seine Tochter Emma dort beisetzte. Ein stiller Gram über den Verlust des geliebten Bruders hatte ihre Lebenskraft aufgezehrt, und ihr nur noch Zeit gelassen das Bild des deutschen Jünglings zu mahlen, und seine — nun auch ihre — Grabstätte zu zeichnen.

Luise,

Königin von Preußen.

Geboren 1776. Gestorben 1810.

Luise, Königin von Preußen, geborne Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, eine der herrlichsten Perlen im Kranze deutscher Frauen der neuesten Zeit, ausgezeichnet durch Fülle der Schönheit der Gestalt, welche der reinste Abdruck ihres herrlichen Geistes war; viel geliebt, weil sie innigst liebte; viel verherrlicht, weil sie heldenmäßig duldete, wird ewig unvergeßlich im Andenken des Deutschen bleiben.

der die schwere Zeit seiner Prüfung am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts immer lebendig im Auge behalten, und die Edlen, die sich in ihr bewährten, lobpreisen wird, so lange noch ein Blatt am Stamme der alten deutschen Eiche grünt.

Die erhabene Monarchin war am 10. März 1776 geboren. An ihrer Wiege wurde der Sturm noch nicht geahndet, der sich doch vorbereitete, um Deutschlands Grundfesten zu erschüttern; aber ihre Seele ward ausgerüstet, um denselben mit aller Kraft zu bestehen, und ihr Herz ward vorbereitet, durch ausgezeichnete Tugenden die Gewalt der Leiden zu mildern. Frei erhob sich ihr Geist, und begründete den festen Charakter, der in allen Lagen mit Standhaftigkeit auszudauern vermochte; und wahre, innige Frömmigkeit ward ihr ein Schild, den keine Gewalt zu durchbrechen vermochte.

Schon im Jahre 1793 ward sie auf den Thron erhoben, dessen Zierde sie war. Sie machte das Glück ihres erhabenen Gatten, Friedrich Wilhelms, und war der Stolz der preußischen Nation. Die Liebe hatte die herrlichen Bande geschlossen, und wie ein Engel, nicht wie eine Sterbliche erschien sie an der Seite ihres Gemahls.

Als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, zählte sie eben erst ein und zwanzig Jahre. Preußen hatte damals wenigen Antheil an den Kriegen, die Europa erschütterten: aber ein sicherer Blick in die

Zukunft ließ den Unbefangenen außer Zweifel, daß Preußen einst lebhaften Antheil werde nehmen müssen. Der Geist des Königs war längst mit dieser trüben Zukunft beschäftiget. Luise konnte sich das nicht bergen, aber ihre Ruhe wurde dadurch noch nicht im geringsten gefährdet.

Der König, als er den Thron bestiegen, eilte durch alle Theile des Reiches, den Stand seiner Staaten mit eigenen Augen zu prüfen, und sich persönlich zu überzeugen, was das Wohl seiner Unterthanen erfordre. Luise begleitete ihren Gemahl, und durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, so wie durch ihre natürliche Heiterkeit, der Gefährtin eines unbefangenen edlen Herzens, band sie alle Geister mit dem Zauber der Liebe. Ja sie begleitete ihren Gatten selbst auf seinen militärischen Reisen, und bestieg an der Seite des Erhabenen die Gebürge Schlesiens, dessen Bewohner das Andenken ihrer Wohlthätigkeit ewig erneuern werden. Sie folgte dem Könige auch an den Rhein, wo sie die heiteren Tage ihrer Kindheit gesehen, wo sie zuerst den Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe erblickt hatte.

In ihrer Residenz lebte Luise zurückgezogen, häuslich; den Pflichten der Gattin und Mutter. Unermüdet folgte sie dabei dem edlen Triebe nach eigener Vollkommenheit, welchen sie auf alle zweckmäßige Weise zu befriedigen strebte. Deutschlands klassische Schriftsteller wurden gewürdiget; vor allen

Schiller, Göthe, Herder; vorzugsweise der letztere, dessen Schriften den reinsten Geist der Religion athmen, und den sie daher nie aus den Händen legte. Später würdigte sie einer besonderen Aufmerksamkeit Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges und des Abfalls der Niederlande; so wie Gibbons Geschichte des Verfalls des römischen Reiches. Mächtig wirkte auf ihren Geist auch Shakespears allgewaltiges Genie, gerne ließ sie die Gebilde seiner Schöpfung an ihrem geistigen Auge vorüberschweben. Auch der Muse der Tonkunst huldigte sie gerne, und nicht selten trug sie mit ihrer reinen bezaubernden Stimme des deutschen Sängers Lied dem entzückten Herzen vor.

So fand, so schuf Luise ihr Glück, bis das verhängnißvolle Jahr 1805 den ersten Orkan über Preußen heranführte. In dem Kriege jenes Jahres war die Neutralität der preußischen Lande von dem fränkischen Eroberer nicht beachtet worden. Der Königin entging nicht, welche Deutung für die Zukunft dieses Ereigniß erfordere, und heller und heller ward es vor ihrem Blicke, daß jener Eroberer nichts geringeres brüte, als Europa in seine Familie zu theilen. Der Eindruck dieser Ansicht war so lebhaft, daß ihre Gesundheit dabei litt, die bald um so mehr bedrängt wurde, da die zärtliche Mutter eines ihrer geliebten Kinder dem Schoße der Erde übergeben mußte.

Luisens Kränklichkeit erweckte allgemeine Sorge. Man bat, man bestürmte sie, die Bäder zu Pyrmont zu besuchen, und sie folgte im Jahre 1806 dem allgemeinen Wunsche. Wirklich hatte die Reise erwünschten Erfolg: Luise hatte in Pyrmont ihren erlauchten Vater und Bruder gesehen, und mit der Frau Herzogin von Weimar die lauterste Freundschaft genossen. Sie erholte sich, und selbst Spuren der vorigen Heiterkeit zeigten sich wieder.

Bei ihrer Rückkehr kam ihr der König entgegen. Mit Rührung erkannte sie die Aufmerksamkeit, die ihr Gemahl ihr durch die Verschönerung des Schlosses bezeuget hatte. Doch erfuhr sie bei ihrer Rückkunft nur allzubald auch, daß der Krieg mit Frankreich bereits fest beschlossen sey. Schwer traf sie diese Überzeugung, obschon sie keinen Hehl hatte, daß sie diesem Kriege ihren Beifall nicht versagen könne; denn sie wünschte einzig das Wohl ihres Volkes und ihres Gatten, das ohne diesen Krieg augenscheinlich gefährdet erschien. Doch falsch war die Beschuldigung des französischen Herrschers, daß sie die einzige Urheberin dieses Kampfes sey; er war beschlossen, ehe sie ihn so nahe ahndete, und die Thränen, welche sie über die Übel selbst des unvermeidlichen Krieges schon bei dem Ausbruche desselben vergoß, bewiesen nur allzudeutlich, wie fremd ihr die angeschuldigten Gesinnungen seyen.

Der Krieg begann, und schon im Beginnen

traf er Preußen mit den empfindlichsten Schlägen. Der Sieger hielt es für erlaubt, auf alle mögliche Weise die treuen Unterthanen ihrem Herrn abwendig zu machen, und nun erschienen die schmählichsten Ausfälle auf den König, vorzüglich aber auf die Königin. Schwer mußte alles dieses das Herz der edlen Monarchin treffen; ihre Heiterkeit war dahin, und ein wachsender Trübsinn umflorte ihr Auge. Endlich wurde sie von einem Nervenfieber ergriffen, das ihr Leben zu bedrohen schien. Sie erholte sich doch wieder, aber noch war sie nicht halb genesen, als die französische Armee sich Königsberg nahte, und sie nach Memel flüchten mußte. Man besorgte das Schlimmste von diesem Vorfalle, doch die Reise hatte glückliche Folgen. Die Königin erholte sich, und schien mit mehrerer Stärke ihre Leiden zu tragen. Ja, als selbst die Lage der Dinge sich noch mehrt verschlimmerte, gebrach es ihr nicht an Muth und bewundernswürdiger Standhaftigkeit, wie folgender Brief, den sie unterm 17. Juni 1807 an ihren erhabnen Vater schrieb, und der die allgemeine Bewunderung dieser deutschen Fürstin erwecken muß, hinlänglich beweiset.

»Ich war bis zu Thränen gerührt, als ich ihren Brief vom Monat April las. Wie kann ich, theuerster Vater, die wiederholten Beweise ihrer Zärtlichkeit und ihrer unvergleichlichen Güte dankbar genug erkennen? Welch ein Trost für mich in meinen

Leiden, ich fühle mich neu gestärkt. Man ist nicht unglücklich, wenn man geliebt wird. Ein neues Übel bereitet sich uns vor: wir sind auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Denken sie, was ich dabei empfinden muß: aber ich beschwöre sie, verkennen sie ihre Tochter nicht, und glauben sie ja nicht, daß es mir an Festigkeit gebreche. Zwei Betrachtungen erhalten mich aufrecht; die eine, daß wir nicht das Spiel des Zufalls sind, sondern eine Vorsehung über uns waltet; die andere, daß wir mit Ehre abtreten. Der König hat vor aller Welt bewiesen, wie sehr er die Ehre der Schmach vorzuziehen weiß. Preußen unterzieht sich keiner freiwilligen Sklaverei. Der König konnte nicht anders handeln, ohne seinem Charakter Gewalt anzuthun, und sein Volk zu verrathen; das muß jedem Wesen von Ehre Trost gewähren. Doch zur Sache. Die unglückliche Schlacht von Friedland hat Königsberg in die Hände der Franzosen gespielt, der Feind hält uns umschlossen, und wie die Gefahr sich mehrt, bin ich gezwungen, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König vereiniget sich mit dem russischen Kaiser. Ich werde mich nach Riga begeben, wenn die Umstände es so fordern. Gott möge mir beistehen, wenn ich gezwungen bin, das Land zu verlassen; ich werde alle Kräfte aufbieten müssen. Aber mein Blick erhebt sich zum Himmel, woher Glück und Unglück dieses Lebens strömt, und ich

den eingezogen, Kriegsvorräthe erbeutet, Couriere mit wichtigen Briffschaften aufgefangen. Die kühne Schaar erregte Aufsehen, und erbitterte den Feind, der daher beschloß, dieselbe bis auf den letzten Mann zu vernichten. Mitten im Waffenstillstande wurde diese Rache zum Theile versucht. Lützow, der ohne Anstand sich auf dem kürzesten Wege mit seiner Infanterie vereinigen zu können glaubte, und von den feindlichen Befehlshabern die beruhigendsten Zusicherungen erhielt, kam bis nach Kitzen, einem Dorfe bei Leipzig, wo er sich auf einmal von einer bedeutenden Übermacht umringt und bedroht sah. Körner wurde abgeschickt, darüber Erklärung zu verlangen, aber statt der Antwort hieb ein feindlicher Anführer auf ihn ein, und der Angriff begann. Körnern hatte der erste Hieb, den er nicht pariren konnte, da er zu Folge seines Auftrags ohne den Säbel zu ziehen sich dem feindlichen Anführer näherte, schwer in den Kopf verwundet, und ein zweiter ihn leicht verletzt. Er sank zurück, raffte sich aber gleich wieder auf, und sein tüchtiges Pferd brachte ihn glücklich in den nächsten Wald. Hier wollte er sich die Wunden für den ersten Augenblick verbinden, als ein Trupp Feinde herankam. Mit Geistesgegenwart rief er sogleich mit starker Stimme in den Wald: »die vierte Eskadron soll vorrücken!« Die Feinde stutzten, zogen sich zurück, und ließen ihm Zeit, sich tiefer ins Gebüsch zu verbergen. Der Schmerz der

Wunden war heftig, die Kräfte schwanden, die letzte Hoffnung erlosch. In den ersten Stunden der Nacht hörte er noch die verfolgenden Feinde, dann schlief er ein, und beim Erwachen am andern Morgen sah er zwei Bauern vor sich stehen, die ihm Hülfe bothen. Seine Kameraden hatten ihm diesen Beistand bereitet. Er wurde im Dorfe Großschotzen gepflegt, gewartet, und treu verborgen gehalten, ungeachtet die Feinde auf seiner Spur waren, und wußten, daß er eine bedeutende Casse des Corps bei sich habe.

Ein Freund in Leipzig nahm ihn hierauf auf, obschon es bei strengster Strafe verboten war, einen Lützowschen Reiter zu verbergen. Nach fünftägiger Pflege war er so weit hergestellt, daß er Leipzig verlassen konnte. Er ging nach Carlsbad, und gelangte glücklich dahin, ungeachtet der Weg sehr gefährlich war. Dort stellte er sich nach ohngefähr vierzehn Tagen wieder vollkommen her, und begab sich sogleich über Schlesien nach Berlin, um noch vor Ablauf des Waffenstillstandes an seinem vorigen Posten wieder einzutreffen.

Am 29. August wurde von der Lützowschen Schaar ein Munitionstransport entdeckt, und sogleich beschlossen, denselben aufzuheben. Major v. Lützow führte selbst den Zug, der dieses bewirken sollte, und Körner war als Adjutant an seiner Seite. Eine Stunde zuvor während der Rast im Gehölze hatte er noch sein letztes Gedicht: das Schwertlied, verfaßt, und er

las es eben einem Freunde vor, als das Zeichen zum Angriff gegeben wurde. Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin, nahe am Gehölz, westlich von Rosenberg kam es zum Gefecht. Der Feind war zahlreicher, als man geglaubt hatte, aber nach kurzem Widerstande floh er in das nahe Gebüsch. Unter denen, welche ihn am kühnsten verfolgten war Körner, aber eine Kugel traf ihn in den Unterleib, und er verlor sogleich Sprache und Bewußtseyn. Seine Gesichtszüge blieben unverändert, und zeigten keine Spur einer schmerzhaften Empfindung. Er wurde sanft in den nahen Hochwald getragen, einem geschickten Wundarzte übergeben, aber umsonst war alle menschliche Hülfe.

Nebst Körner war ein Graf Hardenberg, und ein Lützowscher Jäger geblieben. Die körperlichen Hüllen der Tapferen wurden von dem Corps mit fortgeführt. Unter einer Eiche nahe an einem Meilensteine bei dem Dorfe Wöbbelin wurde Körner mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen und mit besonderen Zeichen der Achtung und Liebe von seinen tiefgerührten Waffenbrüdern begraben.

Unter den Freunden, die seinen Grabhügel mit Rosen bedeckten, war ein edler Jüngling, Bärenhorst, den es am schwersten fiel, diesen Todten zu überleben. Wenige Tage darauf in einem Gefecht an der Göhrde stürzte er mit den Worten: »Körner

ich folge Dir» auf den Feind und sank von mehreren Kugeln durchbohrt zu Boden.

Körners Grabmal wurde von dem regierenden Herzog von Mecklenburg-Schwerin dem Vater des Vollendeten zum Geschenke gemacht, der bald auch seine Tochter Emma dort beisetzte. Ein stiller Gram über den Verlust des geliebten Bruders hatte ihre Lebenskraft aufgezehrt, und ihr nur noch Zeit gelassen das Bild des deutschen Jünglings zu mahlen, und seine — nun auch ihre — Grabstätte zu zeichnen.

Luise,

Königin von Preußen.

Geboren 1776. Gestorben 1810.

Luise, Königin von Preußen, geborne Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, eine der herrlichsten Perlen im Kranze deutscher Frauen der neuesten Zeit, ausgezeichnet durch Fülle der Schönheit der Gestalt, welche der reinste Abdruck ihres herrlichen Geistes war; viel geliebt, weil sie innigst liebte; viel verherrlicht, weil sie heldenmäßig duldete, wird ewig unvergeßlich im Andenken des Deutschen bleiben,

der die schwere Zeit seiner Prüfung am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts immer lebendig im Auge behalten, und die Edlen, die sich in ihr bewährten, lobpreisen wird, so lange noch ein Blatt am Stamme der alten deutschen Eiche grünt.

Die erhabene Monarchin war am 10. März 1776 geboren. An ihrer Wiege wurde der Sturm noch nicht geahndet, der sich doch vorbereitete, um Deutschlands Grundfesten zu erschüttern; aber ihre Seele ward ausgerüstet, um denselben mit aller Kraft zu bestehen, und ihr Herz ward vorbereitet, durch ausgezeichnete Tugenden die Gewalt der Leiden zu mildern. Frei erhob sich ihr Geist, und begründete den festen Charakter, der in allen Lagen mit Standhaftigkeit auszudauern vermochte; und wahre, innige Frömmigkeit ward ihr ein Schild, den keine Gewalt zu durchbrechen vermochte.

Schon im Jahre 1793 ward sie auf den Thron erhoben, dessen Zierde sie war. Sie machte das Glück ihres erhabenen Gatten, Friedrich Wilhelms, und war der Stolz der preußischen Nation. Die Liebe hatte die herrlichen Bande geschlossen, und wie ein Engel, nicht wie eine Sterbliche erschien sie an der Seite ihres Gemahls.

Als Friedrich Wilhelm den Thron bestieg, zählte sie eben erst ein und zwanzig Jahre. Preußen hatte damals wenigen Antheil an den Kriegen, die Europa erschütterten: aber ein sicherer Blick in die

Zukunft ließ den Unbefangenen außer Zweifel, daß Preußen einst lebhaften Antheil werde nehmen müssen. Der Geist des Königs war längst mit dieser trüben Zukunft beschäftiget. Luise konnte sich das nicht bergen, aber ihre Ruhe wurde dadurch noch nicht im geringsten gefährdet.

Der König, als er den Thron bestiegen, eilte durch alle Theile des Reiches, den Stand seiner Staaten mit eigenen Augen zu prüfen, und sich persönlich zu überzeugen, was das Wohl seiner Unterthanen erfordre. Luise begleitete ihren Gemahl, und durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit, so wie durch ihre natürliche Heiterkeit, der Gefährtin eines unbefangenen edlen Herzens, band sie alle Geister mit dem Zauber der Liebe. Ja sie begleitete ihren Gatten selbst auf seinen militärischen Reisen, und bestieg an der Seite des Erhabenen die Gebürge Schlesiens, dessen Bewohner das Andenken ihrer Wohlthätigkeit ewig erneuern werden. Sie folgte dem Könige auch an den Rhein, wo sie die heiteren Tage ihrer Kindheit gesehen, wo sie zuerst den Gegenstand ihrer zärtlichsten Liebe erblickt hatte.

In ihrer Residenz lebte Luise zurückgezogen, häuslich; den Pflichten der Gattin und Mutter. Unermüdet folgte sie dabei dem edlen Triebe nach eigener Vollkommenheit, welchen sie auf alle zweckmäßige Weise zu befriedigen strebte. Deutschlands klassische Schriftsteller wurden gewürdiget; vor allen

Schiller, Göthe, Herder; vorzugsweise der letztere, dessen Schriften den reinsten Geist der Religion athmen, und den sie daher nie aus den Händen legte. Später würdigte sie einer besonderen Aufmerksamkeit Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges und des Abfalls der Niederlande; so wie Gibbons Geschichte des Verfalls des römischen Reiches. Mächtig wirkte auf ihren Geist auch Shakespears allgewaltiges Genie, gerne ließ sie die Gebilde seiner Schöpfung an ihrem geistigen Auge vorüberschweben. Auch der Muse der Tonkunst huldigte sie gerne, und nicht selten trug sie mit ihrer reinen bezaubernden Stimme des deutschen Sängers Lied dem entzückten Herzen vor.

So fand, so schuf Luise ihr Glück, bis das verhängnißvolle Jahr 1805 den ersten Orkan über Preußen heranführte. In dem Kriege jenes Jahres war die Neutralität der preußischen Lande von dem fränkischen Eroberer nicht beachtet worden. Der Königin entging nicht, welche Deutung für die Zukunft dieses Ereigniß erfordere, und heller und heller ward es vor ihrem Blicke, daß jener Eroberer nichts geringeres brüte, als Europa in seine Familie zu theilen. Der Eindruck dieser Ansicht war so lebhaft, daß ihre Gesundheit dabei litt, die bald um so mehr bedrängt wurde, da die zärtliche Mutter eines ihrer geliebten Kinder dem Schoße der Erde übergeben mußte.

Luisens Kränklichkeit erweckte allgemeine Sorge. Man bat, man bestürmte sie, die Bäder zu Pyrmont zu besuchen, und sie folgte im Jahre 1806 dem allgemeinen Wunsche. Wirklich hatte die Reise erwünschten Erfolg: Luise hatte in Pyrmont ihren erlauchten Vater und Bruder gesehen, und mit der Frau Herzogin von Weimar die lauterste Freundschaft genossen. Sie erholte sich, und selbst Spuren der vorigen Heiterkeit zeigten sich wieder.

Bei ihrer Rückkehr kam ihr der König entgegen. Mit Rührung erkannte sie die Aufmerksamkeit, die ihr Gemahl ihr durch die Verschönerung des Schlosses bezeuget hatte. Doch erfuhr sie bei ihrer Rückkunft nur allzubald auch, daß der Krieg mit Frankreich bereits fest beschlossen sey. Schwer traf sie diese Überzeugung, obschon sie keinen Hehl hatte, daß sie diesem Kriege ihren Beifall nicht versagen könne; denn sie wünschte einzig das Wohl ihres Volkes und ihres Gatten, das ohne diesen Krieg augenscheinlich gefährdet erschien. Doch falsch war die Beschuldigung des französischen Herrschers, daß sie die einzige Urheberin dieses Kampfes sey; er war beschlossen, ehe sie ihn so nahe ahndete, und die Thränen, welche sie über die Übel selbst des unvermeidlichen Krieges schon bei dem Ausbruche desselben vergoß, bewiesen nur allzudeutlich, wie fremd ihr die angeschuldigten Gesinnungen seyen.

Der Krieg begann, und schon im Beginnen

traf er Preußen mit den empfindlichsten Schlägen. Der Sieger hielt es für erlaubt, auf alle mögliche Weise die treuen Unterthanen ihrem Herrn abwendig zu machen, und nun erschienen die schmählichsten Ausfälle auf den König, vorzüglich aber auf die Königin. Schwer mußte alles dieses das Herz der edlen Monarchin treffen; ihre Heiterkeit war dahin, und ein wachsender Trübsinn umflorte ihr Auge. Endlich wurde sie von einem Nervenfieber ergriffen, das ihr Leben zu bedrohen schien. Sie erholte sich doch wieder, aber noch war sie nicht halb genesen, als die französische Armee sich Königsberg nahte, und sie nach Memel flüchten mußte. Man besorgte das Schlimmste von diesem Vorfalle, doch die Reise hatte glückliche Folgen. Die Königin erholte sich, und schien mit mehrerer Stärke ihre Leiden zu tragen. Ja, als selbst die Lage der Dinge sich noch mehrt verschlimmerte, gebrach es ihr nicht an Muth und bewundernswürdiger Standhaftigkeit, wie folgender Brief, den sie unterm 17. Juni 1807 an ihren erhabnen Vater schrieb, und der die allgemeine Bewunderung dieser deutschen Fürstin erwecken muß, hinlänglich beweiset.

»Ich war bis zu Thränen gerührt, als ich ihren Brief vom Monat April las. Wie kann ich, theuerster Vater, die wiederholten Beweise ihrer Zärtlichkeit und ihrer unvergleichlichen Güte dankbar genug erkennen? Welch ein Trost für mich in meinen

Leiden, ich fühle mich neu gestärkt. Man ist nicht unglücklich, wenn man geliebt wird. Ein neues Übel bereitet sich uns vor: wir sind auf dem Punkte, das Königreich zu verlassen. Denken sie, was ich dabei empfinden muß: aber ich beschwöre sie, verkennen sie ihre Tochter nicht, und glauben sie ja nicht, daß es mir an Festigkeit gebreche. Zwei Betrachtungen erhalten mich aufrecht; die eine, daß wir nicht das Spiel des Zufalls sind, sondern eine Vorsehung über uns waltet; die andere, daß wir mit Ehre abtreten. Der König hat vor aller Welt bewiesen, wie sehr er die Ehre der Schmach vorzuziehen weiß. Preußen unterzieht sich keiner freiwilligen Sklaverei. Der König konnte nicht anders handeln, ohne seinem Charakter Gewalt anzuthun, und sein Volk zu verrathen; das muß jedem Wesen von Ehre Trost gewähren. Doch zur Sache. Die unglückliche Schlacht von Friedland hat Königsberg in die Hände der Franzosen gespielt, der Feind hält uns umschlossen, und wie die Gefahr sich mehrt, bin ich gezwungen, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König vereiniget sich mit dem russischen Kaiser. Ich werde mich nach Riga begeben, wenn die Umstände es so fordern. Gott möge mir beistehen, wenn ich gezwungen bin, das Land zu verlassen; ich werde alle Kräfte aufbieten müssen. Aber mein Blick erhebt sich zum Himmel, woher Glück und Unglück dieses Lebens strömt, und ich

glaube fest, daß unsere Leiden nach unseren Kräften bemessen sind. Noch einmal, theuerster Vater, wir werden mit Ehre sinken; die Völker uns achten, und wir werden immer Freunde haben, weil wir sie verdienen. Dieser Gedanke ist über allen Ausdruck erhaben. Die Ruhe, mit welcher ich mein Leiden trage, kommt aus einem reinen Bewußtseyn und einer vollkommnen Entsagung; u. s. f.»

So sprach, so dachte, so war die deutsche Frau, ihrer Zeit und ihres Volkes werth. Noch war die Schaale des Wermuths nicht ganz geleert; doch sie sollte ihr ohne Abbruch werden. Die Lage der Preußen wurde mit jedem Tage gefährlicher, und schon schien alle Hoffnung verloren. Endlich kam der Waffenstillstand zu Stande. Doch der Sieger behandelte den König mit Stolz, weil er sich zu Schmeicheleien nicht erniedrigen konnte. Aller Augen wendeten sich da auf die Königin; man zweifelte nicht, sie würde vor allem über den französischen Herrscher etwas vermögen. Jede andere Frau würde es vielleicht unter ihrer Würde gehalten haben, vor dem Eroberer als eine Bittende zu erscheinen. Luise aber, die auf ihr reines Herz vertraute, glaubte, daß ihr Anblick schon den Feind erschüttern und überzeugen müsse, wie sehr er sich in ihr geirret hatte. Von den besten Hoffnungen beseelt, eilte sie nach Tilsit; aber nur um Kränkungen zu erfahren; peinlich war ihre Lage. Drei

Tage nur verweilte sie an dem Orte der Qual, und eilte schnell wieder nach Memel zurück.

Der Friede wurde geschlossen; aber Luisens Herz blutete ob den Bedingungen. Überdieß betrübte sie das Unglück ihrer Unterthanen, denen sie nicht einmal schnelle Hülfe bieten konnte. Die Franzosen erfüllten schlecht die geschlossenen Verträge; die Bedrückungen Preußens währten fort. Nur erst im Dezember 1807, räumten sie das Land bis an die Weichsel.

Sehnlich hatte die Königin auf die Rückkehr nach Königsberg geharrt; sehnlicher ihre Unterthanen sie erwartet. Unbeschreiblich ist der Jubel, mit welchem sie aufgenommen wurde. Ihre Lage wurde nicht tröstlicher; die Unterhandlungen mit Frankreich währten fort; doch ohne glücklichen Erfolg. Die Vorfälle in Portugall und Spanien erschütterten nicht weniger Luisens Herz. Die Sorge hielt ihre Brust befangen, selbst wenn scheinbar die Ruhe auf ihrem Antlitze thronte.

Gegen Ende des Sommers 1809 wurde Luise von einem Fieber befallen, das sich zwar bald wieder zu heben schien, doch bewies, wie sehr ihr Körper angegriffen sey. Im Oktober desselben Jahres begab sie sich nach Berlin, nicht ohne bange Ahndungen; der Jubel des Volkes hatte sie nicht freudig ergriffen. Eine Sehnsucht befiel sie das väterliche Haus wieder zu sehen, und am 21. Juni 1810 trat

sie die Reise dahin wirklich an. Sie wurde auf das glänzendste in Strelitz empfangen, doch bald trat Besorgniß an die Stelle der Freude, ihre Brustschmerzen, die sie seit geraumer Zeit klagte, erhöhten sich, das Fieber erschien wieder, und schon am 19. Juli 1810 trat die Edle hinüber in die bessere Welt.

Unbeschreiblich war der Schmerz ihres königlichen Gatten, der sie mit der zärtlichsten Liebe verehrte; unbeschreiblich die Trauer der Unterthanen des gesammten Reiches. Deutschlands Verhältnisse hatten den Schmerz begründet, der sie so früh den geliebten Kreisen entzog; die Lage ihres Volkes war es, die ihr den unvertilgbaren Gram erzeugte. Doch prophetisch hatte die erhabene Fürstin das Erstehen der Deutschen vorgesehen, und wie ein Schutzgeist sah sie aus freieren Regionen den Tag der Wiedergeburt, auf welchen sie so unerschütterlich gehofft hatte.

Carl Fürst De Ligne,

kaiserlich-österreichischer Feldmarschall.

Geboren 1735. Gestorben 1814.

Fürst De Ligne, allgemein gekannt in Europa, allgemein geschätzt in dem Staate, dem er angehörte, behauptete einen ehrenvollen Platz in der Zeitgeschichte. Er wurde am 23. Mai 1735 zu Brüssel geboren. Seine Kindheit entwickelte früh jenes Aufstreben nach höherer Geistesbildung, das ihm bis zum Grabe treu geblieben, und zugleich den ritterlichen Muth, der, durch eine frühe Vertraulichkeit mit der Gefahr unterhalten und gesteigert, sich in den nachherigen Kriegen glänzend bewährt hat. In dem Vorgefühle seiner künftigen Bestimmung hörte er 1745 aus seiner Kinderstube die Schlacht von Fontenoy, und ergötzte sich 1746 an dem Anblicke der Beschießung von Brüssel.

Die Jünglingsjahre weihte er dem Studium der klassischen Literatur, vorzüglich aber den Kriegswissenschaften, welche er auch in der Folge bis an das Ende seiner Laufbahn leidenschaftlich betrieb. So ausgerüstet trat er im Jahr 1755 in österreichische

Kriegsdienste, und erhielt eine Kompagnie im Regimente seines Vaters.

Sechszig bedeutungsvolle Jahre der neueren Geschichte mit ihren Staatsmännern, Kriegen und Schriftstellern sind an diesem merkwürdigen Manne vorübergegangen, in deren Begebenheiten er bald als handelnde Person thätig eingegriffen, bald sie als geistreicher Beobachter in Denkschriften und Briefen den Zeitgenossen und der Nachwelt überliefert hat. Die Schlachten von Collin, Görlitz, Breslau, Leuthen, und die Belagerung von Schweidnitz, an welcher er rühmlich Theil genommen, hat er mit treffenden Bemerkungen und höchst originellen Ansichten geschichtlich dargestellt. In demselben Jahre 1757 wurde er zum Oberstlieutenant befördert. Im folgenden Jahre befand er sich beim Siege von Hochkirchen, eroberte mit stürmender Hand den sogenanten großen Garten von Dresden, und wurde mit der Stelle eines Obersten belohnt. Im Jahre 1759 wurde er mit der Nachricht von dem Siege bei Maxen an den König Ludwig XV. gesendet und im nächsten Jahre befand er sich bei der Einnahme von Berlin, und bei der Schlacht von Torgau.

Nach dem Hubertsburger Frieden, bei Gelegenheit der Krönung Josephs II. zum römischen Kaiser, wurde er im Jahre 1764 zum Generalmajor befördert, und im Jahre 1770 begleitete er diesen

Monarchen zu jener denkwürdigen Zusammenkunft mit König Friedrich II. zu Neustadt, von welcher er eine mit eben so viel Scharfsinn als Eigenthümlichkeit entworfene Schilderung hinterlassen hat. Im Jahre 1771 wurde er Inhaber eines Infanterieregiments, Feldmarschallieutenant, und Ritter des goldenen Vließes.

Die glückliche Periode der österreichischen Geschichte zwischen dem siebenjährigen und dem Türkenkriege, welche zwar die kommenden Erschütterungen vorbereiten sollte, aber mit geringen Ausnahme für Mitteleuropa dem Privatleben in Bezug auf Geistesgenuß blühend und freundlich dahin floß, scheint in dem Fürsten De Ligne den Drang nach literarischer Auszeichnung, nach Erweiterung seiner Kenntnisse und jenen liebensw rdigen Hang zur Geselligkeit vorzüglich begünstiget zu haben, der von einer hochherzigen Gemüthsart eine edle Richtung, und von seiner Verbindung mit den merkwürdigsten Männern seiner Zeit besondere Anmuth und Würde erhielt. In diese Epoche, in welcher er sich noch im Genusse eines ansehnlichen Vermögens befand, fallen seine Reisen nach Italien und der Schweiz, nach Frankreich, Deutschland und Pohlen, die häufigen Besuche, mit welchen er von den Prinzen des französischen Regentenhauses auf seinem schönen Landsitze Beloeil beehrt würde; seine Bekanntschaft mit Montesquieu, d'Alembert, Rousseau, sein Um-

gang und Briefwechsel mit Voltaire, und sein ehrenvoller Antheil an Friedrichs II. Vertraulichkeit. Auch von der größten Frau ihrer Zeit sollte eine so seltene Vereinigung mannigfaltiger Naturgaben nicht unbemerkt bleiben. Er wurde im Jahre 1787 mit wichtigen Aufträgen an die Kaiserin Katharina II. gesendet. Mit vieler Laune scherzt er in seinen Briefen über die vielen Sonderbarkeiten, zu welcher die Versetzung eines so glänzenden Hofes an die Ufer des Boristhenes die Veranlassung war.

In der Eigenschaft eines Feldzeugmeisters und in einer militärisch-diplomatischen Sendung begab er sich 1788 zu dem Fürsten Potemkin, und begleitete die Bewegungen der russischen Armee bis nach der Eroberung von Oczakow. Im nächsten Jahre kommandirte er mit vieler Auszeichnung ein Armeekorps, theilte selbst mit Loudon den Ruhm der Einnahme von Belgrad, und wurde zum Kommandeur des Marien-Theresienordens ernannt.

So endete seine militärische Thätigkeit. In den folgenden Kriegen ward es ihm nicht gegönnt für das Wohl des Staates zu kämpfen, dem er durch die frühesten Eindrücke der Jugend sowohl, als durch ein hohes Pflichtgefühl verbunden war. Seine Gesinnungen für diesen Staat beurkundeten sich bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution, als er sein in Brabant von einer langen Ahnenreihe angestammtes Vermögen Preis gab,

um der Treue gegen seinen Herrscher genug zu thun. Eine herbere Prüfung hatte ihm jedoch das Verhängniß bestimmt. Im glorreichen Kampfe gegen Frankreich im Jahr 1792 fiel sein würdiger Sohn, der Oberste Fürst De Ligne, der einzige Schmerz, über den die Kraft seines Gemüthes ihn nie empor hob. Diese Wunde blutete noch in dem Vaterherzen, da es brach. Im Jahre 1807 wurde er zum Kapitän der Trabanten-Leibgarde und Hofburgwache, im Jahr 1808 aber zur Würde eines Feldmarschalls erhoben, welche durch eine seltene Fügung sein Vater und Großvater ebenfalls geführt hatten.

So weit sein öffentlicher Beruf. Im Privatleben war er ein Mann von seltener Persönlichkeit, ein Muster altfranzösischer Feinheit und Grazie; mit ausgezeichnetem Erfolge herrschte er über das gesellige Leben. Durch seine vielen Verbindungen in allen Theilen des gebildeten Europa, noch mehr durch seine witzigen Worte, die oft mit unglaublicher Schnelligkeit in den entferntesten Ländern wiederholt wurden, war er nicht sowohl das Eigenthum einer Familie, eines Kreises von Freunden, einer Stadt, als des ganzen gebildeten Geschlechtes seiner Zeit, und dennoch von der Familie, den Freunden, der Stadt, wo er lebte, so geliebt, als wäre er einzig für sie alle gewesen. Mit seinem Rufe griff er in die entfernteste Welt, mit der unerschöpf-

lichen Anmuth seines Umgangs erfreute er, was in seiner Nähe lebte. Indem er die Gegenwart mit der Heiterkeit seiner Laune und mit der Fülle seines Herzens liebend umfaßte, fühlte man mit Rührung — er war der Widerhall einer schon verklungenen Zeit.

Das Glück mit seinen Gütern, die Natur mit ihren Gaben, die Zeit mit ihrem Wechsel und den Zufälligkeiten des Lebens hatten ein eigentliches Ganze an ihm gebildet. Die Hoheit seiner Geburt, das Wohlwollen so vieler bedeutenden Männer, die Gunst der Frauen, deren sich seine männliche Schönheit lange noch über die Gränzen der Jugend erfreute, hatte ihn liebend begleitet. Endlich die mannigfaltigen oft schwer zu vereinigenden Vorzüge, ein so treffender Witz ohne Dornen, eine solche Lebendigkeit mit so viel Ruhe, so viele Eigenthümlichkeit ohne Unart, die seltne Kunst, das Gespräch in ein Spiel zu verwandeln, indem er seinen Gegner gerne gewinnen ließ, endlich die unerschöpfliche Güte des Herzens, die tiefe Liebenswürdigkeit, das immer rege Bedürfniß, Hülfe und Trost in jedes verwundete Herz zu gießen, hatten über sein ganzes Wesen einen unverwelklichen Reiz verbreitet; jedem Unglücklichen verwandt, war sein Haus eine Freistätte der gebeugten Menschheit, wie es sich der geselligen Freude öffnete. Die ganze Generation war unter seinem Schatten aufgewachsen und gereift. So war er für die Jugend ein freundliches Bild der Ver-

gangenheit, und für das Alter ein schonungsvoller Sachwalter der Jugend.

Am 13. Dezember 1814 im achtzigsten Jahre seines anacreontischen Alters ging er ohne Schmerz und Klage hinüber zur Vergeltung seiner Tugenden. Auf dem Kahlenberge bei Wien, wo er sich und den Musen einen Sitz errichtet, hatte er sich selbst die Ruhestätte bestimmt.

Franzisco de Miranda,

ein französischer Feldherr und amerikanischer Insurrektionschef.

Er stammte aus einem adeligen Geschlecht in Alt-Spanien ab, und wurde zu Caracas, einer Provinz im spanischen Südamerika, geboren, wo sein Großvater die Stelle eines Gouverneurs bekleidet hatte. Seinem Vater wurde aber diese Würde von der spanischen Politik verweigert, entweder weil sie die Erblichkeit hoher Staatsämter oder die Erhebung Eingeborner zu vermeiden suchte. So trat Miranda's Familie, im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, in den Privatstand zurück.

Ein Zwist mit seinem Vater bewog den jungen Miranda sein elterliches Haus zu verlassen, und kaum zwanzig Jahre alt, den ganzen Kontinent des spanischen Amerika in der Tracht eines Landmannes zu Fuße zu durchwandern. Er hatte dabei die Absicht, sich eine vollständige Kenntniß des Landes zu erwerben.

Indeß war der nordamerikanische Krieg ausgebrochen. Er begab sich sogleich nach dem Kriegsschauplatze und nahm als Freiwilliger Dienste. Hier machte er Bekanntschaft mit mehreren französischen Offizieren, deren vertrauter Umgang zur Ausbildung seiner angebornen Talente vieles beitrug. Seine Begierde, Welt und Menschen kennen zu lernen, bewog ihn nach eingetretenem Frieden, dem französischen Heere zu folgen. So durchreiste er Frankreich, England und Italien, zuletzt das ihm verhaßte Spanien. Hierauf kehrte er, mit neuen Kenntnissen und Ansichten bereichert, nach Carracas zurück. Sein versöhnter Vater empfing ihn liebreich, starb aber wenige Wochen nach der Ankunft des Sohnes, dem er ein großes Vermögen hinterließ: Miranda verwendete sogleich einen Theil desselben zu einer neuen Reise nach Süd- und Nord-Amerika, mit dem Unterschiede jedoch, daß er beim ersten Male mehr Gegenden durchwandert hatte, jetzt aber mehr die Städte durchreiste, und sie besonders

in militärischer Hinsicht wegen ihrer Lage und Befestigung würdigte.

Als im Jahre 1789 die französische Revolution ausbrach, eilte er sogleich nach dem Schauplatze derselben. Nachdem er sich einige Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, trug ihm die herrschende Partei eine geheime Sendung nach England auf. Er wurde dadurch mit William Pitt bekannt, und es entspann sich zwischen beiden ein fortwährendes vertrautes Verhältniß. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich ward er in der Armee angestellt, schwang sich bis zum General empor, und kommandirte unter Dümouriez's Oberbefehl zuerst in Champagne, nachher die Nordarmee in Belgien (1792.) Hier ermunterte er den Obergeneral, sich für die Sache der damals so genannten Freiheit zu erklären, und seine Armee gegen die Machthaber in Paris zu führen. Als aber die Ausführung mißlungen und Dümouriez entflohen war, wurde Miranda verhaftet und vor das Revolutions-Tribunal geführt, fand aber zu seinem Glücke einen Vertheidiger und Retter in dem beredten Engländer Thomas Payne, welcher damals Repräsentant bei dem National-Konvente war. Seine volle Freiheit erhielt aber Miranda dennoch erst im nächsten Jahr (1794.) Da nach Roberspierre's Hinrichtung der Moderantismus an die Stelle des Terrorismus getreten war.

Von nun an scheint einige Zeit hindurch zwi-

schen Miranda und dem National-Konvent sogar ein so gutes Verhältniß obgewaltet zu haben, daß er von dem letzten sogar den Auftrag erhielt, die Empörung einiger Pariser Gemeinden zu dämpfen. Da er aber dieses nicht nach Wunsch des Konvents zu Stande brachte, wurde er neuerdings verhaftet. Er wurde zwar wieder auf freien Fuß gesetzt, aber bald darauf eines Einverständnisses mit Pichegrü gegen die Direktorial-Regierung beschuldiget, und zur Deportirung nach Cayenne verurtheilt.

Er rettete sich durch die Flucht nach England. Sein unstätes Geschick trieb ihn 1803 nochmals nach Frankreich, und er legte dem damaligen ersten Konsul Bonaparte einen geheimen Entwurf vor, welche, wahrscheinlichen Vermuthungen nach, die Losreißung des südlichen Amerika vom Mutterlande Spanien betroffen haben soll, aber nicht angenommen wurde. Miranda begab sich daher unvorzüglich wieder nach England, wo er sein Projekt neuerdings in Vorschlag brachte, indem er mit 10,000 Mann das ganze Süd-Amerika von Spanien loszureißen versprach. Es wurden ihm zu diesem Ende 60,000 Pfund Sterling bewilligt, und er erschien im Jahr 1806 wirklich mit 9000 Mann in seinem Vaterlande Caracas, um dessen Selbstständigkeit zu erkämpfen. Da aber die gleichzeitige Expedition der Engländer gegen Buenos-Ayres nicht gelungen war, mußte auch Miranda das kaum betretene Ca-

racas mit seinem Corps wieder räumen. Allein im Jahre 1809 trat er auf dem verlassenen Schauplatze unter günstigern Umständen mit Glück auf. Man kam ihm jetzt selbst entgegen, und bot seinem Unternehmen von allen Seiten die Hände. Er wurde zum Anführer der bewaffneten Macht ernannt, und es gelang ihm, jene sieben Provinzen zu vereinigen, welche die Republik von Venezuela bilden, welche den wichtigsten Theil von Caracas ausmacht.

Als die Einwohner des ganzen Caracas im Jahre 1811 alle Kräfte aufboten, sich von Spanien unabhängig zu machen, wurde Miranda zum Präsidenten der neuerrichteten Regierungs-Junta, und, nachdem auch mehrere benachbarte Provinzen diesem Unternehmen beigetreten waren, zu ihrem General-Gouverneur ernannt.

Bei dem entsetzlichen Erdbeben von welchem Venezuela im Jahre 1812 verwüstet wurde, rühmt man Miranda's menschenfreundliche Thätigkeit vorzüglich. In diesem Jahre gelang es auch der spanischen Regierung, durch politische und militärische Maßregeln über die von Miranda befehligte Insurrektions-Armee so bedeutende Vortheile zu erringen, daß Miranda einen Waffen-Stillstand und endlich eine Unterwerfungs-Kapitulation einging. Dadurch zog er sich den Haß der Insurgenten zu. Mehrere Glieder der Regierungs-Junta wollten sich

im Hafen von la Gayra einschiffen; es wurde ihnen verwehrt, da die dort befindlichen Fahrzeuge bereits im Namen des spanischen Generals Monteverde in Beschlag genommen waren. Als nun Miranda selbst dahin kam, und den Beschlag aufzuheben befahl, erklärte ihn der Hafen-Kommandant, den spanischen Maßregeln beitretend, für einen Verräther, und ließ ihn verhaften; auch wollten spanische Zeitungen die Hinrichtung des Insurgentenchefs als zuverlässig verkünden. Glaubwürdigeren Nachrichten nach soll Miranda jedoch aus dem Gefängniß entkommen seyn, und hält sich gegenwärtig ohne Zweifel in Neu-Spanien verborgen.

Miranda nähert sich nun dem Alter von sechszig Jahren. Ein wohlgebildeter, kraftvoller Körper, braungelbe Gesichtsfarbe, tiefe Züge und ein feuriges Auge verkünden eben sowohl seinen kühnen Unternehmungsgeist, als die Weisheit vieljähriger Erfahrung, nebst welcher er auch viele wissenschaftliche Kenntnisse, besonders im Ingenieurfache besitzt.

Inhalt
des zwölften Bandes.

Seite.

Wien, Gedruckt bei Carl Gerold.

ster, enthaltend eine Belehrung, wie man den Most, so wie man ihn von der Presse erhält, behandeln muß, um aus demselben guten, edlen und haltbaren Wein zu erhalten. Zweite verbesserte Auflage von Dr. Lübeck. 8. 2 fl.

Herzmann, Ludwig, kleine Bilderwelt oder Orbis pictus in 8 Sprachen, nämlich in deutscher, lateinischer, französischer, englischer, italienischer ungarischer, böhmischer und polnischer Sprache, mit ausführlicher deutscher und französischer Erklärung. Mit 150 Abbildungen auf 12 kolorirten Kupfertafeln. Taschenformat. Gebunden 4 fl.

Herzmann, Muster der Höflichkeit, oder Sammlung von Kupfern, welche Knaben und Mädchen mit den Regeln der Höflichkeit und des anständigen Betragens in Gesellschaften bekannt machen. Mit einem erklärenden Text in deutscher und französischer Sprache. Taschenformat. geb. 5 fl.

Kunst, in der Freundschaft und Liebe glücklich zu seyn. Mit 32 illum. Kupf. 12.

Kunst, die Frauen aus ihren Gesichtszügen zu erkennen, nach Lvaters Grundsätzen. Aus dem Französischen übersetzt. Zweite verbesserte Auflage mit 30 illuminirten Kupfern. 12. geb. 3 fl. 30 kr.

— — die Männer aus ihren Gesichtszügen zu erkennen u. s. w. Zweite verbesserte Auflage. Mit 33 illuminirten Kupfern. 3 fl. 30 kr.

Labarthe, Rittmeister Marquis de, Handbuch des Reiters zum Behufe der Offiziere bey der Kavallerie und der Pferdeliebhaber, von der nöthigen Kenntniß der Pferde, von ihren gewöhnlichsten Krankheiten, den einfachsten und wohlfeilsten Mitteln dagegen, nebst der Erklärung der üblichsten und nothwendigsten Operationen bei der Pferdekur. Zweite verbesserte Auflage 8. 2 fl. 30 kr.

Lebensbeschreibung, kurze, Napoleon Buonapartes, von seiner Geburt bis zu seiner Uebersetzung auf die Insel St. Helena. Mit Kupf. Zweite verm. Aufl 8. 1 fl. 30 kr.

Lebensbeschreibung, kurze, Joachim Mürats, von seiner Geburt bis zu seiner Hinrichtung. Mit Portrait. 1 fl.

